Albrechts von Haller

Weyl. Präsidenten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. ꝛc. ꝛc.

Tagebuch

seiner

Beobachtungen

über

Schriftsteller und über sich selbst.

Zur Karakteristik der Philosophie und Religion dieses Mannes.

Erster Theil.

Bern, in der Hallerschen Buchhandlung, 1787.

Coburger
Landes-
Bücherei

Vorrede.

Ein Zufall hat mich zum Herausgeber dieser Hallerschen Nachlese gemacht. Ich werde dem Publiko Rechenschaft von meinem Zwecke und meiner Arbeit geben; und ich fordere hinwiederum von meinen Beurtheilern einen schlichten geraden Sinn, damit meine Bemühung im gehörigen Gesichtspunkt erscheine.

Des Herrn Albrechts von Haller litterarische Verdienste sind so ausgebreitet und so umfassend, daß ich davon keinen Anlaß nehmen werde in einer Vorrede zu handeln. Aber doch scheint es mir, daß das Publikum diesen grossen Mann noch auf einer neuen weniger allgemein bekannten Seite, durch die gegenwärtige

Sammlung werde schätzen lernen. Es sind Beurtheilungen und Auszüge in Fächern der allgemeinen philosophischen und schönen Litteratur, gröstentheils nach den in die Göttinger Anzeigen eingerückten Aufsätzen *). Man weiß es bereits, daß der Herr von Haller seit 1745, bis an seinen Tod, über Zwölftausend Rezensionen zu diesem Journale geliefert — in allen Theilen der Wissenschaften, und über die mannigfaltigsten Gegenstände. Es ist in der That ein ehrwürdiger Anblick wenn man die Reihe Bände dieser, — wegen ihrer Gründlichkeit und von sektirischen Meynungen entfernten, so allgemein geschätzten kritischen Sammlung vor sich aufgestellt siehet; und sich dabey erinnert, daß Haller einen so grossen wichtigen Antheil daran genommen: daß man sie im eigentlichsten Verstande sein gelehrtes Tagebuch nennen kann; worinn er über dreyßig Jahre alle seine Bemerkungen beym Lesen neuerer Schriften eingetragen. Herr Hofrath Baldinger nennt es in Absicht der medizinischen Litteratur, deren Antheil dem Hrn.

*) Herr Hofrath Heyne in Göttingen hat diesem Vorsatze seinen ganzen Beyfall gegeben.

von Haller ganz allein angehört, eine fortlaufende Geschichte derselben neuerer Zeit. Neben diesen schon so viel umfassenden, die Botanik, Anatomie, Chemie und Physik einschliessenden Wissenschaften, griff er auch nicht selten in andre Felder ein; und wenn ich die Jurisprudenz ausnehme, so hat er in allen Fächern rezensirt; am häufigsten noch Werke zur Völker und Länderkunde und der Geschichte, worinn der Mann eine unglaubliche Belesenheit besaß, wobey ihm sein vortrefliches Gedächtniß sehr zu statten kam, und sich auf einzelne Fakta wie auf den ganzen Umfang bezog. Freylich konnte ich davon keine Auszüge liefern, die mich unendlich weit würden geführt haben, und wo doch ein grosser Theil des Interesse auf der Neuheit beruhet. Auch würden viele neuere Entdeckungen und Untersuchungen, zur Vervollständigung anzubringen gewesen seyn. Herr D. Brandis wird in der Folge bey der Ausarbeitung der Bibl. Med. pract. Halleri *) das Wichtigste aus dem medizinischen Fache nachzuhohlen wissen.

*) Der vierte Band dieses Werks erscheint unverzüglich.

Ich beschränkte mich also einmal auf die Urtheile über Werke und Gegenstände der spekulativen und praktischen Philosophie, der Litteratur des Schönen, und die Grundsätze des Nützlichen. Sie karakterisiren auch um so mehr ihren Verfasser nach seinen obern Geisteskräften, als sie weniger von der Belesenheit abhangen, und sie sind ganz individuell. Haller beleuchtete überall mit seinem forschenden Auge den Geist eines Buches, und vereinigte damit seine eigene scharfblickenden Winke. Unter Tausenden sind Hallers Rezensionen kenntlich. Man siehet immer den Mann, der das Wichtige und Neue geschwind zu entdecken und von dem Allgemeinen, dem Wahren, Halbwahren und Falschen zu sondern wußte. Nicht deklamatorisch aber präcis und gründlich widerlegte er. Gegen schöne und nützliche Verdienste war er bescheiden und gerecht; gegen falschen Schimmer und den boshaften Schriftsteller aber strenge mit der ganzen Würde eines sich fühlenden Richters. Oft gewann die Materie an Ordnung und Wahrheit durch seinen kraftvollen und bestimmten

Auszug, der die Schlacken fallen ließ, und die Goldstufe behielt.

Die Beurtheilungen eines Voltaire, Rousseau, Bonnet u. a. werden auch heute noch ihr Interesse behalten; und man siehet in allen diesen wiederkommenden, in mancherley Schattierungen erörterten Vorwürfen, wo der Mann, dessen Andenken es hier gilt, sich hinneigte: nämlich überall Wahrheit und Schöne, Schöne und Tugend zu gatten, und alle Wissenschaft auf das Principium des Nützlichen hinzulenken. —

Ueberhaupt sah ich bey den gewählten Aufsätzen mehr auf die Sache als auf das Buch. Daher konnte ich auch eine Menge Rezensionen übergehen, die fast blosse Innhaltsverzeichnisse waren, oder wo der Herr von Haller sich weniger auf die Beurtheilung eingelassen. Im letztern Falle zog ich doch die Resultate seiner Bemerkungen aus, und ich liefere sie am Schlusse unter eigene Aufschriften geordnet, worinn der Geist des Mannes, wie ich hoffe, unverstellt übertragen ist.

Ich habe es mir auch nicht angemaßt, an dem Vortrage des Verfassers willkührlich zu ändern. Der Styl des grossen Mannes, hatte eben so seinen eigenthümlichen Karakter von Würde und Kraft. Und wenn auch die Richtigkeit der Sprache manchmal dabey sollte gelitten haben, so möchte dafür die blühende, selbst bey den ernsthaftesten Gegenständen gleich belebte, und die Aufmerksamkeit stets reizende Schreibart, reichlich entschädigen. —

Daß Haller der Philosoph und Naturkündiger, auch ein thätiger ernstlicher Christ war, konnten schon bey seinem Leben gewisse Leute nicht begreifen. Sie neckten ihn auch wohl darüber, und glaubten endlich doch, daß ihm die Wahrheiten der Religion überzeugend seyn möchten. Man wußte daß er nicht heucheln konnte. Selbst Voltaire, den der Herr v. Haller so kräftig und scharf widerlegt hatte, gebot seinem giftigen Kiele Schweigen. Nicht so sollte es nach seinem Tode seyn! Kaum war der Mann im Grabe, so spukten auch schon Eulen, — die, man wußte nicht wie und warum — über

den Unglauben oder Schwachglauben des Verstorbenen ein wunderliches Koncert zischten. — Leute die sich eines ganz andern hätten belehren können, wenn sie Willen gehabt hätten die Wahrheit zu sagen, bliesen durch ganz Deutschland die Zweifel des Mannes bey seinem Tode aus. Von Bern aus ward ein Brief geschrieben, der in Göttingen vielen glaubwürdigen Personen gezeigt worden; " Haller „ hies es darinn, „ habe in seinen letzten Lebenstagen allen um ihn her versammelten Theologen rund herausgestanden: er glaube nichts, und es sey ihm unmöglich etwas zu glauben, so gern er es auch thäte. „ — Und es schien sogar als wollte man, daß das Christenthum diesen Vorwurf tragen müsse.

Wie wenig muß der Concipient dieses Briefes die Würde eines solchen Mannes zu empfinden fähig gewesen seyn! Wie wenig gefühlt haben, was man dem Andenken eines solchen Gelehrten schuldig sey. Und niemals ist wohl ein Gerücht grundloser gewesen; niemals der guten Sache so ins Angesicht widersprochen worden!

Alles was Hallern kannte, erstaunte über ein so äusserst unbilliges Urtheil. Männer von dem unverdächtigsten Karakter, Menschenkenner, Philosophen, Christen und Zweifler sahen Hallern in allen Zeiten, in gesunden und kranken Tagen, näher und entfernter bey seinem Tode; einige sahen ihn am letzten Tage, in der letzten Stunde, im Augenblicke seines Hinscheidens! Und alle diese verschiedenen Stimmen, die ich darüber eingesammelt, (und ich fordere alles was reden kann auf, mir zu widersprechen, wenn sie glauben es zu können;) ich sage alle unbescholtenen Zeugen stimmen darinn überein: Haller habe sich niemals geschämt des Namens und des Glaubens an seinen Erlöser; mit herzlicher Rührung des Dankes und der Liebe, habe er auf diesen grossen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, seine ganze Hoffnung und seine ganze Seeligkeit gesetzt; dies sey der einzige Grund seiner Beruhigung im Tode gewesen; Er habe zu allen Zeiten, in den Jahren des Jünglings, des Mannes, und des Greisses, von dem Einzignothwendigen, als der Hauptangelegenheit eines jeden vernünftigen Menschen,

geschrieben, geredet und gehandelt! — — Und diese Aussagen, werden durch alle seine Thaten und Reden, wenn man den Spuren dieses Mannes nachgehet, höchst glaubwürdig; und möchten für alle gute Menschen, nur für keinen kaustischen Schöngeist genugthuend seyn.

Herr Hofrath Zimmermann urtheilte und schrieb im Buche von der Einsamkeit, Band II. S. 196. *) über Hallern zum dankbaren Andenken: „Haller" sagte er, „der den Ruhm bis „ an seinen Tod liebte, der groß war so lange „ er seine Wissenschaften trieb, fiel in seinen letz„ ten Lebensjahren, wenn er nicht acht Gran „ Opium im Leibe hatte, tiefer in Kleinmuth „ als der kleinste Mensch. Seine melankoli„ schen Gefühle öfneten Abgründe vor seinen „ Augen, aus denen er immer hyperorthodoxe „ Gespenster aufsteigen sah, die ihm durch ihre „ Theologie alles Licht des aufgeklärten (Zim„ mermannischen) Christenthums ausbliesen.

Und an einem andern Orte: „ Haller ver„ fiel in die religiose Melancholie als er sich in

*) Oder nach der Ausgabe im grösten Oktavformat mit allem typographischen Luxus und dem Portraite des Herrn Verfassers. Th. II. S. 178.

„ seinen vier letzten Lebensjahren der Republik
„ entzog. Einer Krankheit wegen nahm er
„ in diesen vier Jahren eine unbändige *)
„ Menge Opium, täglich bis acht Gran; dies
„ hub abwechselnd seine Seele, und machte
„ sie auch wieder schlaff. Ich sah zwey Jahre
„ vor seinem Tode diesen grossen Mann. Ausser
„ seiner noch brennenden noch immer choleri-
„ schen Ruhmbegier, die bey ihm niemals
„ keine Melankolie um den Zehntausendsten
„ Theil eines Fliegenhauchs schwächte, lag ihm
„ jetzt nichts in der Welt so sehr am Herzen,
„ als immer Prediger um sich zu haben. Er
„ ließ so viele kommen als zu haben waren;
„ bald die besten und bald jeden, ohne alle
„ Wahl in Absicht auf System und Kopf. —
„ Haller war Hyperorthodox. Diese Art von
„ Theologie gefiel ihm, weil sie hart und un-
„ biegsam ist, wie er war. Th. II. S. 216.
„ ff. **)

(Diese gespannte witzige Sprache ist nun einmal das Erbtheil des Herrn Zimmermanns.

*) Mehr dem Sprachgebrauche gemäs sagt man: der Mann hat einen unbändigen Stolz.

**) Nach der grossen Ausgabe. Th II. S. 196.

Der Fluch aus Süden und Norden mag sie belasten *). Aber der Schriftsteller der sich so selbst in seinem Style gefällt, sollte wenigstens nicht bey dem Publiko sich als das Organ der Wahrheit beglaubigen wollen. Es möchte auch gerade Zeit seyn, daß Herr Zimmermann eine Apologie über sich selbst schriebe. Stoff dazu dürfte er reichlich haben; wenn wir uns nicht allenfalls mit dem Fragmente: Zimmermann und Obereit, in dem dritten Bande oder achten Kapitel des Buchs von der Einsamkeit, begnügen müssen. Männer und Schufte, hat er in eben diesem Kodex seines Herzens, nun reichlich genug apostrophiert.)

Aber nicht dann erst wenn Haller eine unbändige Menge Opium verschluckt hatte, nicht damals als ihn Herr Zimmermann zum letztenmale sah, äusserte er eifrige Wünsche für sein

*) In der ersten Vorrede zu dem Buche von der Einsamkeit; (Ausgabe 1773.) sagt Herr Zimmermann:
„ Aber unverbesserlich ist ein Fehler aller meiner
„ Schriften, ein Fehler auf den allemal bey ihrer er-
„ sten Erscheinung an das Tageslicht von meiner Ju-
„ gend an bis zu dieser Stunde, der Fluch in Süden
„ und Norden fiel; meine Liebe für die Wahrheit."

Seelenheil. Er war frühe schon, schon in der vollen Kraft seines Alters, was er als Greis war, ein ernstlicher gottesfürchtiger Mann! Schon als Jüngling schrieb er für die Religion — und forschte nach Wahrheit; und dies that er auch im Alter mit eben so vieler Wärme und mit noch stärkerer Ueberzeugung *). Die Welt ist hier Zeuge, zwischen ihm und seinen

---

*) Herr Zimmermann rühmte doch selbst vor mehr als dreyßig Jahren von Hallern: "der Herr von Haller „ nahm den kräftigsten Beweis von der Nothwendigkeit „ der christlichen Religion aus der angebohrnen tiefen „ Unwürdigkeit unsrer Triebe her, aus dem Bösen „ das an unserm Herzen klebt, und uns überzeugen „ muß, daß ein verdorbenes Geschöpf dem reinen „ Gott nicht gefallen könne.„ — Und setzt er bald darauf hinzu. „ Welch eine Rührung des Herzens bemächtiget sich unser, wenn auch ein Boerhaave „ seine Gemüthsruhe allein in der Lehre Jesu findet, „ wenn er sein gröstes Vergnügen in der Liebe Gottes und des Nächsten suchet, wenn er glaubt, daß „ ausser der heil. Schrift nichts sey, das das Gemüthe „ wahrhaft aufheitern könne; und wenn er nach diesen Gesinnungen dennoch ein so inniges Gefühl „ seiner eigenen Unwürdigkeit bey sich heget, — — „ so durchdringt ein Strahl von der Göttlichkeit der „ Religion das innerste eines aufmerksamen Gemüthes, „ und erweckt das Herz zu einer stillen Andacht in „ dem Beyspiel dieser Männer! „ — Siehe das „ Leben des Herrn von Haller, von Joh. Georg „ Zimmermann, 1755. S. 376. 393.

Richtern. — Aber das wußten selbst seine vertrautesten Freunde nicht, daß Haller über seine geheimen Empfindungen in der Religion ein sorgfältiges Tagebuch gehalten, worinn er die Prüfungen seines Herzens mit Seufzen und Ernst seinem Gott vortrug. Dies ist wohl das unverdächtigste Zeugniß, daß es dem Mann mit der Religion ein Ernst war. Seine Furcht und Unruhe im Glauben, gieng mehr auf die Strafwürdigkeit als auf die Strafe. — Und diese Denkungsart ist wohl ganz entgegengesetzt, jener der Klugen und Weisen, die über Haller abzusprechen sich die Miene geben; und im stolzen Pharisäer Tone beten: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute ꝛc. — — Freylich ist der Pomp nicht da, aber Haller wird genannt und verehrt werden, wenn lange die Rede von den Ephemeren der Zeit nicht mehr seyn wird. —

Ich erhielt diese kostbaren Fragmente von verehrten Händen. Ich sahe ihre Wichtigkeit bey den noch herrschenden ungleichen Meynungen ein, da selbst aufrichtige Verehrer des Hrn. von Haller an seinem Glauben irre gewor-

den; — Ich finde es zu meinem Zwecke hinlänglich einige Proben aus diesem religiosen Tagebuche zu geben. Es trägt durchaus den Karakter eines biedern christlichen Mannes, der es sich nicht verzeihen kann, daß er seinen Dank und seine Unterwürfigkeit gegen ein Wesen voll Vollkommenheit und Güte, dem er seine ganze Existenz, seine Freuden und Leiden zuzählt, aus dessen Händen er jede frohe Minute seines Lebens empfängt; nicht mit dem Gehorsame und dem Eifer erwiedern kann, als er fühlt, daß es seine Pflicht ist, und die sein Verstand so unbegränzt einsiehet. — Rührend ist es auch zu sehen, wie bey Haller schon im frühen Alter des Mannes, diese religiosen Empfindungen die Herrschenden gewesen; wie im Kampfe mit einem heftigen Temperamente, mit Leidenschaften nach Ehre und Gelehrsamkeit, die Religion noch obsiegen mochte. Gewissenhaftigkeit und Ernst hat durchaus die Feder bey diesen Sündenbekenntnissen geführt. Sie enthalten oft sehr naife Stellen, die ins Erhabene übergehen; hingegen ist nichts anekdotisches eingemischt, keine Details von Vorfällen, Visiten und Komplimenten; — wohl aber häufige Anwendung

seiner

seiner Empfindungen in verschiedenen Gemüthslagen: Vorsätze; Entschlüsse; und vor allem aus eine rührende Sprache der Seele zu Gott ihrem Erretter. — Das Manuskript fängt mit 1734 an, und geht mit einigen wenigen Unterbrechungen fort, bis an seinen Tod *), so daß der letzte Tag der 4. Dezember 1777. ist. Ich habe keine Kopie sondern die Originalhandschrift vor mir. Ehrwürdig in mehr als einem Betracht ist mir diese Reliquie!

Ich werde davon Auszüge von verschiedenen Zeiten, bey abwechselnden Szenen, bey gesunden und kranken Tagen, in den Jahren und Monaten als Herr Zimmermann den Hrn. v. Haller sah und nicht sah — geben. Ich werde ungesucht zu Werke gehen, aber nichts karakteristisches unterschlagen. Vermögen sodann diese einzelne Proben nichts zu beweisen, so würde auch das Ganze unnütz seyn. Ich weihe aber diese Fragmente ganz eigentlich dem achtbaren Theile des Publikums, das die Wahrheit und Hallern gerechtfertigt wünscht, und diese Freunde des Guten werden hier Theil an seinen geheimsten Empfindungen nehmen. Hätte

*) Haller starb den 12ten Dezember.

Haller weniger Religion gehabt, warlich er würde so nicht haben schreiben können! Und seine Kräfte mochten seinem Streben nach Vollkommenheit nicht nach.

Spalding sagt: „ Die Andacht ist eine so „ natürliche Folge aus der Erkenntniß Gottes, und derselben ernsthaften Gebrauch, „ daß es zu bewundern ist, wie Leute, die in „ ihr philosophisches System die natürliche „ Theologie mitnehmen, doch von der Andacht „ nichts wissen wollen. “ Der hat freylich Ursache gegen sich selbst mistrauisch zu werden, der in so sichtbarer Ruhe in seinem Christenthume dahin lebt, und mit ähnlichen Empfindungen der Reue und der Traurigkeit weder sympathisiren kann, noch sie an andern dulden will. Läßt sich aber die Moralität religioser Empfindungen so unbedingt, nach Zimmermannischem Maaßstabe bestimmen? Sind sie so verdienstlos, so Gottes und des Menschen unwürdig? Unterlag Haller auch zuweilen den Folgen der Schwermuth und des zerrütteten Körpers, man sieht doch immer noch, und man siehet es um so offener: Wie die Religion und die Ewigkeit, des Mannes ganze Seele einnahm. Wer darf hier über das

mehr und weniger verdienstliche absprechen? Und wem unter den Sterblichen stehet das Richterurtheil über die geheimen Triebe des Herzens zu? *) Schon ist es mißlich, die Geniesprache in der Philosophie des Lebens gültig machen zu wollen. Aber in Sachen der Religion ist der decisive Ton des Bel-Esprit nicht nur zudringlich; er beleidiget auch die Wahrheit nach seinem planlosen und eiteln Zwecke. — —

Ein Freund, der das Hallersche Tagebuch eingesehen, schrieb mir zurück: „ Wenn auch „ diese Grundsätze des Herrn von Haller zu „ strenge seyn sollten, so verdienen sie doch „ dem Manne Achtung und Liebe. Man siehet „ überall, daß er den Vorsatz und Wunsch hatte, „ bey sich den möglichsten Grad von Glauben „ und Tugend zu befördern, und daß er selbst „ Entschluß genug hatte, für seine Ueberzeugung „ ein Märtyrer zu werden. Wer wird einen „ solchen Mann, dessen Weg so dornenvoll war, „ nicht lieber bedauren müssen; und was muß

---

*) Haller war Hyperorthodox, ist ein solches verdammendes Urtheil.

„ der für ein Herz haben, der ihn darüber verla-
„ chen und auf die Ferse treten darf? “ *) —

Bern, am lezten Tag des
Hornungs 1787.

Johann Georg Heinzmann.

---

*) Herr Zimmermann sollte sich wenigstens um des Wohlstands willen erinnern, was er vor dreyßig Jahren mit billiger Wärme, und zur Belohnung seines eigenen Herzens, von dem Herrn von Haller schrieb. Er rühmte ihn als seinen großen Lehrer und Wohlthäter, und seine Triebe gegen ihn waren: „ Triebe eines ewig dankbaren Herzens; “ seine Empfindungen: „ die Empfindungen der zärtlichsten Hochachtung, “ und „ der gegründeten Verehrung. “ Siehe die Vorrede zu dem Leben des Herrn von Haller, von Joh. Georg Zimmermann. Auch wären noch spätere ähnliche Belege, aus der Korrespondenz die ich eingesehen, nachzuholen.

Innhalt.

Erster Theil.

Beurtheilungen und Auszüge.

I. Voltaire . . . S. 3
II. Saint Real . . . 7
III. Die Regierung der Angelsachsen . 11
IV. Voltaire . . . 12
V. Von der Immaterialität der Seele . 16
VI. Prüfung der sogenannten Pensées philosophiques 18
VII. Vom Ursprung der Nordischen Reiche 21
VIII. Plan einer gelehrten Zeitung . 30
IX. Das Recht des Rezensenten . 36
X. Racine . . . 41
XI. Klopstock . . . 45
XII. Ueber den Flor des schwedischen Reichs 46
XIII. Ueber die Mittel ein Land in Aufnahm zu bringen 52
XIV. Anti-Lukretius . . 55
XV. Die Sitten von Toussaint . 58
XVI. Richardson und Fielding . 59
XVII. Historische Flecken des Abts Raynal 63
XVIII. Theorie und Geschichte der Erde, von Büffon 67
XIX. Von den Skalden . . 75
XX. Ueber den Menschen. Nach Hartley 78
XXI. Ueber die älteste schwedische Geschichte 91
XXII. Luther gerettet gegen Voltaire . 94
XXIII. Voltaire . . . 96
XXIV. Encyclopedisten . . 98
XXV. Ueber den Geist der Gesetze, von Montesquieu 103
XXVI. Vom Wachsthum der Wissenschaften 105
XXVII. Vom Einflusse der Wissenschaften auf die Sitten. Von J. J. Rousseau 111
XXVIII. Jonathan Swift . . 114
XXIX. Voltaire . . 116
XXX. Gründe für die Moralität . 122
XXXI. Leben des Hrn. v. Haller, v. J. G. Zimmermann 123

XXXII. Stufenfolge menschlicher Erkenntnisse S. 125
XXXIII. Ueber die Wirkungen der Seele 133
XXXIV. Ueber die Ungleichheit unter den Menschen 137
XXXV. Voltaire . . 141
XXXVI. Nordens erste Philosophen . 142
XXXVII. Voltaire . . 143
XXXVIII. Die Alpen . . 153
XXXIX. Constantin der Grosse . 155
XL. Von den Kometen . . 157
XLI. Vom Nationalstolze, v. J. G. Zimmermann 159
XLII. Ueber die Prachtgesetze in Norden . 163
XLIII. Die Entvölkerung in Republiken . 165
XLIV Ueber die Sprache in Helvetien . 167
XLV. J. J. Rousseau . . 169
XLVI. Patriotische Träume, von Iselin 174
XLVII. Ueber Helvetius Werk vom Geiste 176
XLVIII. Voltaire. . . 185
XLIX. Sulzers Begriff der Wissenschaften 187
L. Ueber einzelne Gegenstände der Moral und Philosophie . . . 189

Zwote Abtheilung.

LI. Rousseau . . . 199
LII. Die göttliche Ordnung, von Süßmilch 203
(Siehe auch im 2ten Band S. 78.)
LIII. Ueber die Seelenkräfte, von Bonnet 210
LIV. Fontenelle . . 220
LV. J. J. Rousseau . . 223
LVI. Jean Calas . . 228
LVII. d'Aguesseau . . 232
LVIII. Adanson . . 235
LIX. Ueber den Nationalunterricht . 237
LX. Ueber die Duldung . . 240
LXI. J. J. Rousseau . . 245
LXII. Rousseau . . 247
LXIII. Ueber den Geist der Regierung . 251
LXIV. Grundsätze der Kritik von Home 253
LXV. Ossian . . . 265
LXVI. Voltaire . . 268

LXVII. Voltaire und Nonnotte . S. 271
LXVIII. Laokoon, von Leßing . 276
LXIX. Theologie der Braminen . 279
LXX. Ueber Griechenlands Wachsthum und Verfall 281
LXXI. Mich. von Hopital . 284
LXXII. Ossian . . . 288
LXXIII. Theokrit und Geßner . 296
LXXIV. Romeo und Julie von Hrn. Weise 298
LXXV. Ueber den Zustand des Christenthums 300
LXXVI. Geschichte des Jesuitismus . 303
LXXVII. Karakter der römischen Kayser 308
LXXVIII. Physikalische Erdbeschreibung von Thob. Bergmann . . 315
LXXIX. Luther und die Reformatoren . 319
LXXX. Voltaire . . 324
LXXXI. Palingenesie von Hrn. Bonnet 328
LXXXII. Ein Volk bedarf der Religion 336
LXXXIII. Castilhon . . 338
LXXXIV. Ueber die Auflagen . 341
LXXXV. Aeschylus . . 344
LXXXVI. Thomas Abbt . . 346
LXXXVII. Aristoteles, Horaz, Vida, Boileau 348
LXXXVIII. Klopstock und die neuern Liederdichter 352
LXXXIX. Das Jahr 2442 . . 354
XC. Untersuchung über das Christenthum 358
XCI. Ueber die Offenbarung von Hrn. von Haller 361
XCII. Theorie der schönen Künste v. J. G. Sulzer 365
(Siehe auch im 2ten Theil S. 42.)
XCIII. Physiologie von Unzer . 369
XCIV. Erläuterung über den Usong . 378
XCV. Des Cartes . . 381

Zweyter Theil.

Beurtheilungen und Auszüge.

Dritte Abtheilung.

XCVI. Colbert . . . 5
XCVII. Voltaire der Reformator . 9
XCVIII. Ueber die Erziehung in einem Freystaate 12
XCIX. Helvetius über den Menschen . 15
C. Die Kunst zu beobachten, von Senebier 30
CI. Rousseau . . 36
CII. Die Troubadours . . 39

CIII. Theorie der schönen Künste, von Sulzer S. 44
CIV. Einfluß des Tribunats auf die Staatsverfassung von Rom . 48
CV. Clemens XIV. (Ganganelli) . 51
CVI. Lavaters Werk über die Physignomie 58
CVII. Von der Bevölkerung 78
CVIII. Ulrich Zwingli . 81
CIX. Ueber die Ausbreitung der christl. Religion 87

Bis hieher gehen die Auszüge aus den Göttinger gelehrten Anzeigen, welche ich nach der Ordnung der Jahre abdrucken lassen, und allemal jedem Aufsatze die Nachweisung auf den Band und die Seiten beygefügt habe. Bey jedem der nun folgenden Stücke habe ich die ursprüngliche Veranlassung in einer Note angezeigt; auch sind solche ehemals der Sammlung kleiner Hallerscher Schriften eingerückt worden, erscheinen hier aber mit einigen Verbesserungen; da ohnehin die ebengedachte Sammlung bey dem Verleger bis auf wenige Exemplare aufgegangen, und bey einer neuen Ausgabe dort ausgelassen werden soll, was hier eigentlich mehr an seinem Orte stehet.

CX. Werlhof, ein Arzt und Dichter . 90
CXI. Vom Nutzen der Hypothesen . 95
CXII. Hagedorn und Haller, gegen einander verglichen 118
CXIII. Vom Nutzen der Reisebeschreibungen 133
CXIV. Ueber die Scholastische und Wolfische Philosophie 140
CXV. Ueber das Verhältniß der Sprache zu den Wissenschaften . 144

Einzelne Bemerkungen.

(Aus den Gött. gel. Anzeigen.)

I. Ueber die Religion und die Kirche . 151
II. Ueber natürliche Merkwürdigkeiten . 160
III. Etwas zur Stadt- und Landwirthschaft 169
IV. Ueber die Staatswirthschaft . 173
V. Ueber die Regierungsverfassung freyer Staaten 181
VI. Ueber Sprache und Wissenschaften . 185
VII. Ueber die Schaubühne . 194
VIII. Ueber Schriftsteller . 197
IX. Vermischte Anmerkungen . 210
X. Die Schweiz betreffend . 214
Fragmente religiöser Empfindungen 219 f.
(Aus des Hrn. v. Haller handschriftlichem Tagebuche gezogen.)
Anhang: Ueber die praktische Folgen des Unglaubens. 307

Heur-

Beurtheilungen und Auszüge

für die

philosophische und schöne Litteratur.

Vom Jahre 1745 bis an den Tod des Verfassers (1777.)

Erste Abtheilung.

I.

Voltaire. *)

1745. (S. 65.)

Wir begnügen uns mit einer Blumenlese. In einer ganz kleinen Abhandlung, in welcher der Herr von Voltaire zeigt, daß billig ein Volk von dem andern lernen sollte, sagt er: er habe nirgends einen bessern, schönern und nützlichern Gebrauch angetroffen, als in Holland, da Leute, die einen Prozeß mit einander anfangen wollen, sich vorher, und zwar ohne Rechtsbeystände, vor den Friedemachern stellen müssen, welche unter allerhand Vorstellungen sie zu vergleichen suchen, und, wenn solche nichts helfen, sie endlich der Justitz zur Section übergeben. Ohnerachtet der Nutzen einer solchen Einrichtung in die Augen leuchtet, getrauet er sich doch nicht, sie vorzutragen; weil ihm bekannt ist, wie sehr diejenigen, welche etwas zum gemeinen Besten anzurathen sich einfallen lassen, bey den Höfen anlaufen. Wäre ihm aber die Gerichtsverfas-

---

*) Oeuvres Tome VI.

sung in Deutschland so bekannt, als die in Holland; so würde er bemerkt haben, daß der von ihm so sehr belobte Gebrauch unter uns auch im Gange sey, da auf eingebrachte Klage und Gegenrede die Partheien in Person vorbeschieden, und öfters verglichen werden. Seine Gedanken, wie ein gelehrtes Tagebuch zu schreiben und einzurichten sey, sind unverbesserlich; aber wo findet man den Mann, der bey jeder Materie kürzlich und gründlich beybringen könnte, was andere vorhin von derselben geschrieben haben? Die Betrachtungen über die Geschichtswissenschaft werden den Verehrern des Hrn. Rollin nicht gefallen. Er meint, es nütze uns nichts, wenn wir gleich aufs genaueste wissen, was Sesostres oder andere Helden in der alten Welt verrichtet haben, zumal alles, was von ihnen geschrieben ist, fabelhaft sey. Er will also, man soll sich allein auf die Geschichte der lezten 3 Jahrhunderte legen. Die sey wahr, und wegen ihres Einflusses in die heutige Welthändel allein nützlich. Aber aus eben diesem Grunde müssen wir auch für die Geschichte der mittlern Zeiten um Gnade bitten, die er gar nicht zu kennen scheinet. In dem Brief an den Herrn Nordberg wird scharf geahndet, daß dieser in der Vorrede zu seiner Lebensbeschreibung König Karls des XII. ihn um ein paar kleiner Fehler willen einen Erzlügner genannt habe; zugleich gezeigt, wie viele unnütze Kleinigkeiten dieser in seine Geschichte eingeflochten; und sogar eine falsche Urkunde, welche ein Brief vom Großsultan seyn

soll, angeführt habe. In seiner kurzen Antwort auf die lange Predigt eines deutschen Gelehrten zieht er sich nicht so gut aus dem Spiel. Er sagt, er habe sich der Weltweisheit, um darinn die Ruhe zu finden, welche Newton rem prorsus substantialem nenne, ergeben, und bey den Engelländern nicht wenig Ehre eingelegt, daß er der erste Franzos gewesen, der von Newtons Entdeckungen in der Materie vom Licht und der allgemeinen Schwere umständliche Nachricht gegeben; er sey auch zum Mitglied der Gesellschaft zu London aufgenommen worden: habe aber, weil er die Leibnitzischen Einheiten, vorbestimmte Harmonie und dergleichen Zeug in Zweifel gezogen, es mit den Deutschen verdorben. Zwar habe auch eine Person von vielem Witze diese Dinge sich gefallen lassen; er finde aber in der Wahrheit daß die metaphysischen Systeme bey den Weltweisen eben das sind, was die Romane bey dem Frauenzimmer. Sie sind angenehm, wenn sie neu sind. Hernach werden sie bey seite gelegt und vergessen. Locke, Clarke, und s'Gravesand sind mit ihm darinn eins. Als er zu dem leztern einmal gesagt: Vanitas vanitatum & Metaphysica vanitas! hat dieser geantwortet: Es thut mir leid, daß ihr Recht habt. Malebranche sey anderst gesinnt gewesen, und habe dagegen die Naturlehre für einen blossen Zeitvertreib gehalten; allein dieser Zeitvertreib habe uns tiefer in die Erkenntniß Gottes geführt, als alle metaphysische Grillen. Er habe in seiner Vergleichung der Lehren von

Newton und Leibnitz nur gezeigt, daß Newton kein System angenommen, weil er zu zweifeln gewußt. Und darüber habe sich in Deutschland ein Geschrey erhoben von Leuten, die da sagen, sie zweifelten nicht; sie wüßten alles gewiß. Er wünscht ihnen viel Glück zu ihrer Wissenschaft, daß das, was da ist, möglich, und das, was möglich ist, nicht wirklich, hingegen was wirklich, möglich sey, und das Wesen der Dinge sich nicht verändere: versichert sie aber, daß weder sie, noch er, die Ehre haben, das Wesen der Dinge zu kennen; daß niemals ein Mensch auf Erden gewußt habe, noch jemals wissen werde, was die Materie; was das Leben und Gefühl; was des Menschen Seele sey; ob die Materie nichts empfinde; ob es nicht Seelen giebt, die nur empfinden, und nicht denken, und andere, die nur denken ohne etwas zu empfinden, oder auch, die keines von beiden thun. Das ist fürs erste eine neue und zwar die allerbeste Art, auf das kürzeste aus allem Streit zu kommen, und fürs andere ein Bekenntniß, das den philosophischen Stolz ungemein beugen muß. Denn wenn das wahr ist, was hier gesagt wird, so weiß der Bauer so viel, als der aufgeblasenste Weltweise. Nemlich sie wissen beyde nichts. Ist demnach der Herr von Voltaire nicht zu beklagen, daß er seine Ruhe in einem solchen Abgrunde zu finden vermeinet? wäre es nicht besser und sicherer mit Salomo, der auch lange in dem Kreiß der Eitelkeiten herumgelaufen ist, sich an das zu halten, was uns die Offenbarung leh-

ret? Achtet er aber diese seiner Aufmerksamkeit nicht werth; so ist er auch der Ruhe nicht werth, die er suchet. Er hat nicht nöthig sich für dem Fanatismo zu fürchten. Es giebt Fanaticos auch unter den offenbahren Deisten, wie die Erfahrung lehret. — —

II.

Abt Saint-Real *).

1746. (S. 208.)

Man weiß, daß die Schriften dieses Abts mit Vergnügen gelesen werden. Wenige Schriftsteller besitzen die Vorzüge, ihre Gedanken so edel und nachdrücklich wie der Abt de Saint-Real, vorzutragen. Zu bewundern ist es würklich, daß, da des Abts Schriften so bekannt sind, dessen Lebensumstände bisher so unbekannt geblieben. Wir wollen unsern Lesern nur kürzlich das Leben dieses Mannes entwerfen. Er ward mit dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts zu Chambery in Savoyen gebohren. Sein Vater war ein Mitglied des Raths zu Chambery; sein Familienname ist Richard, sein Taufname Cesar, und den Namen Saint-Real führet er von einem Landgute, das

*) Oeuvres de M. l'Abbé de Saint Real, 1745.

etliche Meilen von Chambery lieget, und von seinem Geschlechte noch besessen wird. Der Herr von Saint-Real kam sehr jung nach Paris, doch besaß er alle die Vorzüge, welche von einer sorgfältigen Erziehung entstehen können. Er verband mit einem durchdringenden Verstande einen ungemeinen Fleiß, und diesen wendete er besonders auf die Erlernung der Geschichte an. Mit dem bekannten Varillas knüpfte er eine genaue Freundschaft. Diesem ahmete er auch in den Fehlern nach; und seine geschäftige Einbildungskraft nahm von ihm die Vermischung ihrer Vorstellungen mit dem Geschehenen zum Nachtheil der historischen Wahrheit an. Diese Freundschaft ward getrennt. Der Herr Varillas beschuldigte den Abt des gelehrten Diebstahls; denn er sagte: dieser hätte ihm seine wichtigsten Aufsätze entwendet. Im Jahr 1671 kam seine erste Schrift: de l'Usage de l'histoire zum Vorschein. Das folgende Jahr 1672 wurde zu Amsterdam sein Buch: Don Carlos, nouvelle historique, gedruckt. Hierinn redet er sehr wohl von den damaligen Staatsgriffen des Spanischen Hofes, nur ist zu bedauren, daß der Verfasser dann und wann in den Vortrag eines Romans verfällt. Zwey Jahr hernach schrieb er: Histoire de la conjuration des Espagnols, contre la Republique de Venise. Paris 1674. Diese Schrift ist eine Nachahmung des Salustius von der Verschwörung des Catilina. Der Witz des Geschichtschreibers ist darinn hie und da zu lebhaft, und verläßt die Wahrheit unter der Anmuth

des Vortrages. Wegen seiner gefälligen Schreibart bestellte ihn der Hof zu Turin, die Geschichte Karl Emanuel des I. zu schreiben. Allein er fieng die Arbeit zwar an, brachte sie aber nicht völlig zu Stande. Er verlies Chambery, und gieng mit der Herzogin Mazarin, welche sich bisher, nachdem sie den Hof zu Paris verlassen, bey einem Verwandten des Abts aufgehalten hatte, nach Engelland. Er blieb zu London nicht lange, sondern kehrte nach Paris zurück, und schrieb daselbst das Leben Jesu Christi. Er kam hierüber mit Arnauld in Streit, der ihn zwar heftig angrief, dem er aber sehr höflich antwortete. Nicht lange nach dieser Ausgabe reiste er wieder nach Turin, und wurde ein Mitglied der dasigen Hohenschule. Seine Danksagungsrede hielt er den 13. May 1680. deren Inhalt eine Lobrede der Regentin Maria Johanna Baptista von Savoyen war. Diese Rede ist bisher ungedruckt gewesen, und zuerst in dieser neuen Ausgabe zum Vorschein gekommen. Turin gefiel ihm gar nicht, dahero gieng er wieder nach Paris, und da ihm eine Schrift, welche zu Chambery 1611. von Johanna de Jußie, einer Nonne des Klosters der H. Klara zu Geneve, unter folgendem Titel: Le levain du Calvinisme, ou commencement de l'heresie de Geneve, vorkam, gefiel sie ihm so wohl, daß er solche in seine Schreibart einkleidete, und 1682 unter folgender Aufschrift an das Licht stellte: Relation de l'Apostasie de Geneve. Man hat diese Schrift der Ausgabe seiner Schriften

nicht beygefügt. Nach zweyen Jahren schrieb er seine Gespräche: Cesarion betitelt. Der Abt bemüht sich unter dem Schein solcher Redenden, die nicht allzuviel Verstand besitzen, sehr viel Scharfsinniges vorzutragen, und die Anmerkungen enthalten viele betrachtungswürdige Nachrichten. In der zweyten Rede wird in der Person des Pomponius Atticus das Ansehen berühmter Leute und Helden spitzig angetastet. Ein gewisser Gelehrter widersetzte sich dieser Abhandlung, und der Abt de Saint-Real antwortete. Diese Ausgabe enthält diese Schrift nicht. A°. 1688 schrieb er einen Discours sur la Valeur, und eignete solchen dem Kurfürsten von Bayern zu. Er besuchte 1692 wieder sein Vaterland, mit dem Schluß des Jahrs beschloß er zu Chambery sein Leben. Er besas viel Verstand, war ein Feind der Schmeicheley, und ein besonderer Liebhaber der satyrischen Kritik. Seine Arbeiten haben ihm einen grossen Ruhm erworben, und deswegen hat man viele Schriften unter seinem Namen bekannt gemacht, deren Verfasser er nicht ist. — —

III.

Die Regierung der Angelsachsen.

Von S. Squire 1746. (S. 423.) *.)

Herr Squire fängt sein Werk bey den barbarischen Zeiten an, und beschreibt den Zustand der Macht und der Unterwerfung in dem alten Deutschland. Die Völker selbst waren frey. Ein jeder beherrschte sein Hausgesinde mit unumschränkter Macht. Aber eine jede Landschaft wählte sich einen Heerführer, oder Fürsten, der sich mehrentheils von einer Anzahl junger Leute begleiten ließ, die ihm zugleich als Leibwache und als Räthe dienten. Sonst war des Fürsten Ansehen sehr eingeschränkt. Ein jeder freyer Mann hatte bey den allgemeinen Versammlungen des Volks seine Stimme, und diese Versammlung besas die oberste Macht, sie schloß Frieden, oder brach ihn wieder. Nur im Kriege war der Fürst grösser, und die Nothwendigkeit zwang die freyen Deutschen in diesem Falle Befehl anzunehmen. Die Heerführer der Sachsen, die Britannien einnahmen, hatten keine andere Macht. Sie vertheilten das eroberte Land unter die Sieger, und gaben jedem eine Anzahl von den Ueberwundnen zu, die das Land für ihn bauen sollten. Diese Ueberwundnen wur-

*) An enquiry into the foundation of the english constitution &c.

den nach gerade frey gelassen, und genossen endlich gleiche Rechte mit den Sachsen. Da nunmehr diese Ueberwinder eigene Güter, und ein grosses Reich besessen, so wurde es ihnen immer unangenehmer die allgemeine Versammlung zu besuchen. Alfred brachte die Güter in eine gewisse Ordnung, und theilte sie nach zehen, nach hundert, und nach tausend Familien ein. Nach und nach kam nicht mehr die ganze Nation, sondern nur der Richter von einem jeden Flecken zu der allgemeinen Versammlung, wo die Aebte, und die Vornehmsten des Volks sich allemal einstellten. Hier leitet Herr Squire den Ursprung des Parlaments, beyder Häuser, und der geistlichen und weltlichen Lords her. —

IV.

Voltaire.

1746. (S. 444. u. 741. f.)

Den neunten May 1746 ward **Voltaire** an die Stelle des verstorbenen Präsidenten, zum Mitgliede der französischen Akademie erwählt. In seiner darauf sich beziehenden Rede entwirft er mit angenehmen Zügen das Bild seines Vorgängers. Herr Bouhier gehört unter die seltenen Rechtslehrer, die bey der mühsamen Untersuchung der Gesetze, ihre Erhohlungsstunden in den schönen Wissenschaften und der Litteratur suchen. Er

gieng von dem Eigensinne dieser ungeselligen und unbrauchbaren Gelehrten ab, welche die Kultur ihrer Muttersprache darum verabsäumen, damit sie der Alten ihre unvollkommen erlernen mögen; die sich überreden, mit Recht ihr Jahrhundert zu verachten, weil sie sich schmeicheln, einige Kenntniß der vergangenen Zeit zu besitzen: die über eine Stelle des Aeschylus ausrufen, und niemals das Vergnügen gehabt, bey den Schauspielen ihrer Landsleute gerührt zu werden. Er übersetzte den Petron von dem bürgerlichen Kriege in die gebundene Sprache seines Landes. Aber er war kein blinder Verehrer seines Originals, sondern verehrte nur so vieles an diesem und seiner Uebersetzung, als wirklich seine prüfende Vernunft in beiden verdienstlich fand. Durch diesen schönen Eingang eröfnet sich der Herr von Voltaire den nähern Zugang zu der Abhandlung. Herr Bouhier hat dafür gehalten, man müsse die Dichter der Alten nicht anders als in Versen übersetzen, wenn man von ihnen eine Uebersetzung in seiner Muttersprache machen wolle. Diese Gedanken billiget der Redner, und macht sie zum Vorwurf seiner Rede. Er frägt: Warum ist Homer, Theokrit, Lukrez, Virgil, Horaz von den Engländern und Welschen so glücklich übersetzt worden? Warum haben diese Völker keinen alten Dichter in einer ungebundenen Uebersetzung, und warum haben wir noch keinen in gebundenen Zeilen? Er entwickelt die Ursachen davon in der Fortsetzung seiner Gedanken. Er entdeckt sie also: Es

ist kein Volk in der Welt, dem es so schwer als dem unsrigen fällt, den alten Dichtern ihr wahres Leben zu ertheilen. Und dies findet er in der Armuth der Wörter der kleinen und geringen Dinge, die unumgänglich erfordert werden, gewissen Stellen der Alten, den lebhaften Ausdruck, den sie in ihrer Sprache besitzen, zu geben. Den Dichtern eignet der Herr von Voltaire mit Recht die Bestimmung der Verbesserung der Sprachen zu. Er nennt die Dichter, welche die Sprachen der Griechen, der Römer, Engelländer, Spanier und Italiäner belebt haben. Die französische Sprache muß den Anfang ihres Ansehens in dem Verfasser des Cid und Cinna, und ihre ehrerbietige Schönheit, welche die Ausländer darum bewundern, im Corneille suchen. In der Fortsetzung spricht der Herr von Voltaire von der Vermischung des Stils, welcher dem Aufnehmen einer Sprache so hinderlich ist, und von den neuen Wörtern, die man, ohne daß es nöthig ist, macht. Er kommt zulezt auf seinen Landesherrn. Wer wird nicht sogleich muthmassen, daß er denselben ausnehmend gelobt. Er macht zwischen diesem Monarchen und Ludwig dem XIV. eine Vergleichung, und in gewissen Stücken giebt er ihm den Vorzug. Man vergesse hiebey nicht, daß der Herr von Voltaire ein sinnreicher Dichter sey, so wird die Wahrheit dem Redner die Ausdrücke der Einbildungskraft zu Gute halten, und nach den scharfen Regeln ihrer männlichen Beredsamkeit nicht alles untersuchen.

Im gleichen Jahre ward Voltaire in die Bolognesische Akademie aufgenommen. Er schrieb an dieselbe bey dieser Gelegenheit einen italiänischen Brief *), worinn er durchaus die Zeichen der Sündfluth mit so schwachen Gründen verwirft, daß man erstaunt wenn man sie lieset. Ein auf den Heßischen Gebürgen versteinerter Fisch ist, sagt Herr von Voltaire auf eines grossen Herren Tafel geliefert, und von ungefehr verworfen worden. Es müssen auf den wildesten Gebürgen sehr viele grosse Herrn gelebt, und an wunderlichen Essen Lust gefunden haben. Wie viele Millionen Muscheln findet man auf allen Bergen der Welt, und von solchen Arten, die niemals eßbar gewesen sind. Er verlacht alle grosse Revolutionen, die Woodward und andere in der Welt gesucht haben, da doch die Ostindischen Muscheln, Farn und Gewächse, die man in der Schweiz und in Frankreich zu tausenden gefunden hat, keinen andern möglichen Ursprung gehabt haben können, als eine allgemeine über die Fläche des Erdbodens herrschende See. Herr von Voltaire versichert, daß er bey der Schrift bleiben will. Ein neues Bekenntniß in dem Munde des Verfassers der Lettre à Uranie und der Anmerkungen über die Pensées de Pascal.

*) Saggi intorno ai cambiamenti auvenuti sul Globo della terra, 1745.

V.

Von der Immaterialität der Seele.

1747. (S. 414.)

Wenn die Seele nichts wäre, als das Ende der Schlagadern des Hirns und der Anfang der nervichten Fasern, (wie einige annehmen) so würde zwar jeder Theil dieser Adern nach seinen Sätzen fühlen, aber keiner würde seine Empfindung dem andern mittheilen. Das Reich des Schalls würde eine andre Provinz ausmachen, als die Gegend der Farben, es würde kein allgemeiner Herr mehr seyn, der sich alle diese Gegenden zueignete, dem sie alle ihre Empfindungen zollen: es würde aus diesen Adern zusammen keine Person, keine Seele entstehen, wie die unsrige; denn diese besitzt mit gleicher Macht, als ein einiges (selbstständiges) sich alle die verschiedenen Eindrücke der Sinne zueignendes Wesen alle diese verschiedenen Zollstätte der Sinne; sie vereiniget ihre Eindrücke in ein einiges Uns, und mit einem Worte, wir würden nicht eine, sondern unzählbare Seelen haben, die alle auf einmal; ohne Abrede und ohne Uebereinstimmung empfinden und denken müßten, ohne daß die eine sich der Empfindungen der andern bewußt wäre. — Daß ein la Mettrie, dieser unredliche Mann, den rechtschaffenen Börhaave zum Materialisten und Deisten machen will, ist eine strafbare Unbil-

lichkeit

lichkeit. Börhaave hat tausendmal die Spinozistische Lehre aus der physiologischen Wahrheit wiederlegt, daß die Empfindungen der Seele keine nothwendige Folge der Eindrücke der Sinne, sondern eine willkührliche Sprache Gottes mit uns sey, welcher uns von allen äussern Dingen nicht die nothwendigen Eindrücke ihres wahren Wesens, sondern gewisse ihm ganz freygestandene Relationen empfinden läßt. Hat nicht la Mettrie selbst diese Anmerkungen aus den Börhaavischen Prälektionen abgeschrieben *) ? und was kann minder materialistisch seyn ? Eben so leicht würde es zu erweisen seyn, wie unmöglich es sey, daß die in lauter einzeln empfindenden Nerven oder Adern bestehende Seele sich abgezogene Begriffe von Zahlen, Relationen, Arten, von Ehre und so vielen andern ganz unkörperlichen Dingen machen könnte, da jede Nerve für sich dächte, und niemand wäre, der ihre Verschiedenheit und Empfindungen in Ordnung, in gewisse Klassen brächte, und deren Uebereinstimmung erforschte. ꝛc.

Es ist uns manchmal lächerlich vorgekommen, wenn La Mettrie von einem materiellen Wesen redet, und seine Sekte damit von unserm Abscheu befreyen will, daß er auch bey einem Naturalisten Reue und Gewissensbisse annimmt. Wenn kein Gott ist, wenn wir blosse Theile der Natur sind, wenn wir dasjenige thun müssen, was aus den Umständen folgt, in welche uns das Reich der Dinge gesetzt hat; was sollen wir uns über etwas grämen oder schämen, das wir gethan haben, und nach unsrer Natur unvermeidlich thun müssen? **)

*) Hist. de l'ame. S. 253. **) G. Anz. 1749. S. 40.

VI.

Prüfung der sogenannten Pensées Philosophiques *).

1747. (S. 429.)

An vielen Zeichen, und insbesondre an einem alten Grolle wieder den Paskal, sollte man fast die Feder des Freydenkenden Voltaire erkennen. Der Verfasser erkläret sich öffentlich für einen Christen, der alle Religionen abgewogen habe, auch einen ganz kleinen Vorzug bey der christlichen finde, aber die deistische dennoch derselben vorziehe. Die ewigen Strafen und die Gerechtigkeit Gottes sind ihm gleich anfangs zuwieder; Er scheint kein Verderben im Menschen zu erkennen, und vergißt, daß der stolze und lasterhafte Mensch mit der ewigen Ordnung und Vollkommenheitsliebe Gottes sich unmöglich vertragen kann. Er schließt aus dem Baue der Natur, daß ein Gott seyn müsse, aber gleich darauf wiederlegt er auch dieses schmale Geständniß, indem er meint, in unendlich vielen Zufällen könne allerdings eine Welt entstehen, ja man könne gar dafür wetten, daß sie entstehen werde, weil doch die Anzahl der Fälle, unter welchen einer die Welt hervorbrächte, nur endlich, und also viel kleiner als unendliche Fälle wäre. Der Herr v. Voltaire wenn er etwas von mathematischen Dingen versteht, muß wissen, daß

*) Paris, (lous la Haye) 1746.

schon bey einem einzigen Thiere die Fälle, unter welchen einer das Thier mit allen seinen Theilen in vollkommener Ordnung von ungefähr hervorbringen kann, fast unendlich: in zweyen Thieren, die sonst einander ähnlich, aber eben von beyden Geschlechtern seyn müssen, schon fast nicht mehr mit Zahlen zu beschreiben, zu der zugleich geschehenen Erschaffung aber von so vielen tausend Thieren und Pflanzen, die alle auf einmal und in einem gegebenen Verhältnisse seyn müssen, die wiedrigen Fälle aber so unendlich sind, daß, wenn etwas mehr als unendlich unmöglich seyn könnte, dieser Fall es allerdings mit dem größten Rechte seyn würde. Hierauf greift Voltaire die Propheten und die Wunder an. Jene, sagt er: würden heutiges Tages ins Tollhaus gebracht werden, und diese beweisen nichts, und stehen auch unmöglich zu beweisen. Denn was heißt, sagt er, das Zeugniß der alten Schriftsteller? wie viele fabelhafte heidnische Wunder sind, (seiner Meynung nach) eben so wohl mit Zeugen versehen, als die Wunder des Evangelii? Diese Dreistigkeit hat nicht den geringsten Nachdruck. Die christlichen Wunderwerke sind durch mitlebende Zeugen, die sich für die Wahrheit dessen, was sie mit Augen gesehen, dem Tode freudig übergeben, bezeugt worden; und wo findet man dergleichen heydnische Wunder? die ja bekanntlich nicht leicht einer von den tausenden geglaubt, die sich dem Dienste der Götter unterworfen, wovon diese Wunder zeugen sollten. Hernach greift

Voltaire die Schreibart der göttlichen Schriftsteller an, und muzt die Varianten auf, die doch von so schlechter Erheblichkeit sind, daß nicht eine einzige Wahrheit ist, die durch die allenfalls erwiesene Verdorbenheit einer Leseart umgestürzt werden könnte. „ Die Wunder sagt er, überzeugen mich nicht, wo „ meine Vernunft nicht zugleich überzeugt wird? Ein „ Syllogißmus ist besser als tausend Wunderwerke. „ Wie wenig kennt dieser Mann die Menschen! wie leicht erweisen die Vernunftschlüsse ihre Pflichten, und wie wenig lassen sie sich dadurch regieren. Wenn eine an sich selber heilige Lehre mit den Kennzeichen der göttlichen Allmacht begläubigt sich darstellt, soll sie nicht mehr Eindruck machen, als die gekünstelten Schlüsse eines Weltweisen? Er meint ferner, es gebe vielleicht mehr Märtyrer für falsche Religionen als für die wahre. Es ist aber nicht einerley, ob einer für die angenommene Lehre stirbt, die er auf Glauben hin bekannt hat, und nicht verlassen will, oder aber, wenn ein tugendhafter Mann für das Zeugniß einer Geschichte das Leben läßt, die ihm vollkommen bekannt seyn muß. Von beyden wird durch ihren Tod wohl erwiesen, daß sie ihre Religion festiglich geglaubt, aber bey jenem wird nichts als nur sein Beyfall erwiesen, bey diesem aber die Sache selbst, denn seine Ueberzeugung kann ja nicht anderst, als auf seine eigene Erfahrung gegründet, und folglich unmöglich falsch seyn. Voltaire spottet hierauf des Abbadie, seine Beweisthümer sind

stark, sagt er, aber doch nicht so deutlich, als drey Winkel in einem Dreyecke zweyen rechten Winkeln gleich sind. Tausendmal ist auf dergleichen Einwürfe geantwortet. Die Sinne geben freylich ihren Eindrücken eine Deutlichkeit, die blos betrachtende Sätze nicht haben. Es ist aber zum Beyfall genug, wenn tausend Zeugen, von verschiedenen Altern und Völkern über gewisse Geschichten übereinstimmend sind, ohne sich mit einander jemals darüber verstanden zu haben; und wenn man im zurückegehen finden muß, daß der Anfang des Christenthums unmöglich gewesen wäre, wenn dasselbe auf eine andere Weise hätte entstehen sollen, als es uns die Schrift lehrt. Ein Freydenker borgt dem andern seine Waffen ab; es ist der gleiche Pfennig, wenn er auch tausendmal vorgezehlt wird, so bleibt er ein nichtswürdiger Pfennig.

VII.

Ursprung der nordischen Reiche nach Dalin *).

1747. (S. 893.)

Es ist eine ausgemachte Sache, daß die See in Schweden alle Jahre um einen halben Zoll, alle hun-

*) Suea Rikes historia ifron des beginnelse til wora tider för-fattad af Olof Dalin Foerste delen som inncholler hela hedniska tiden. Stokholm 1747.

dert Jahre um fünfzig, und in viertausend Jahren um 166 Schuhe abgenommen hat; folglich vor 4000 Jahren 166 Schuhe höher als jetzt gestanden, und also alles flache Land in Scandinavien bedekt hat, und über diese allgemeine nordische See nur die bergichten Gegenden, als Inseln hervorgeragt haben, wozu Herr Dalin hauptsächlich den Seveberg, als die größte in Schweden befindliche Kette von Gebürgen rechnet. Von dieser Wahrheit ist man auf alle mögliche Weise überzeugt, und sie leidet keine Einwendung. Sollte vielleicht daraus die uralte Meinung sich entschuldigen lassen, daß die Nordsee sich bis an die Kaspische erstrekt habe? wenigstens werden beyde einander viel näher gewesen seyn. Herr Dalin verläßt also die älteste Zeiten. Er begnügt sich den Ursprung der nordischen Völker aus Scythien herzuleiten, und von den Einwohnern dieser grossen Mutter der Monarchien eine verkürzte Geschichte zu liefern. Von der Scythen Wanderung nach Norden findet er die erste Anzeige beym Herodotus, nach dessen Bericht Indathyrses, der König der am schwarzen Meer wohnenden Scythen, die Weiber und Kinder nach Norden in die Sicherheit geschickt hat. Nach dieser Zeit, glaubt er, haben sich von Zeit zu Zeit, und sonderlich in unglücklichen Läufen, einige scythische Horden in ein sicheres, und, wie Herr Dalin sich versichert, minder kaltes Land begeben. Dahin sind sie zu Wasser gekommen, weil das flache Rußland damals noch eine See gewesen, über welche man mit

kleinen Booten bequem nach dem Seveberg fahren können. Insbesondere meint Herr Dalin seyen die Bodiner zu Zeiten der Macedonischen wider die Scythen erfochtenen Siege, und die Neuerer, (welche Herr Dalin für die zehn vom Salmanassar weggeführten Stämme, und für die Ahnen der Finnen hält, als deren Sprache eine ungemeine Aehnlichkeit mit der Hebraischen haben soll) nach Norden gegangen, und haben dort sich gesetzt, wo nunmehr die neuen Pflanzstädte den Namen von Mannheim zu tragen angefangen, welches ein neues Land bedeutet; und Schweden habe, weil es wäre aus der See heraufgestiegen, auch seinen Namen von derselben erhalten. In diesen nordischen mit Wald bewachsnen und mit einer fischreichen See umringten Eyländern, hätten die Bodinen sich niedergelassen und mit Jagen und Fischen sich die Nothwendigkeiten eines einfältigen Lebens angeschaft. Sie hätten sich auch so vermehrt, daß sie hundert Jahr vor Christi Geburt eine starke Bevölkerung unter ihrem eigenen Namen, der Sweven oder Schwaben, aus und nach Deutschland geschikt. Herr Dalin hält seine in Schwaben verwandelte Sueven für die Schweizer. Wir können hier nicht seiner Meynung seyn. Die Helvetier waren Gallier, und sprachen das Celtische, welches eine ganz andre Sprache als die allgemeine nordische ist. Und selbst nach Cäsars Zeugniß waren sie ein viel älteres Volk, als die Wanderschaft der Schwaben, indem sie schon lange mit den Germa-

niern Krieg geführt, dieselben schon oft besiegt, auch 400 Jahr vorher den Anlaß zum Feldzug des Sigosus gegeben hatten. Wolte Herr Dalin von den neuern Schweizern sprechen, so wäre es eben so unmöglich zu beweisen, daß die Allemannier eher ein Schwarm reisender Schweden, als uralte Teutonen gewesen, da Cäsar augenscheinlich sie zu den Germaniern zählt, und diese von den Sueven unterscheidet. Hier fängt nun Herr Dalin an die Geschichte näher zu bestimmen. Er setzt den alten Snö, dessen Ahnvater Fornjöter gewesen, in das 63 Jahr nach Christi Geburt. Dessen Sohn war Thor, ein König im Norden, den man nachwärts mit dem Gotte des gleichen Namens vermengt. Dessen Söhne Gotro und Rore nahmen einem in Scandien wohnenden Rolft einen Theil seines Landes ab, und stifteten das gothische und norwegische Reich. Um diese Zeit fiengen die Wikingar oder die Seeräuber in Norden an, unter die sich alle tapfern Einwohner im Norden begaben, so daß selbst die Königssöhne, wie heutiges Tages vornehme Standespersonen in den Maltheserschiffen, damals ihre ersten Heerzüge und Versuche mit den Wikingarn thaten. Diese Streifer sind der Grund des nachwärts Romantischen point-d'honneur. Bey ihnen ist der Zweykampf rühmlich und erlaubt gewesen. Sie waren auch so großmüthig, daß wenn ungleich starke feindliche Flotten einander antrafen, die stärkere wohl eher einen Theil ihrer Schiffe wegließ, und lieber mit gleicher Macht streiten wolte.

Zu diesen Zeiten stund der Nord noch unter vielen kleinen Fürsten, und die dänischen Inseln, die kurz vor Christi Geburt aus der See sich empor gehoben, wurden nun auch bevölkert. Aber unterm Trajan gieng eine grosse Veränderung in Norden vor. Gülfe, ein Urenkel des Got, reiste nach seinem uralten Vaterlande Scythien zurück, um dort sich in Wissenschaften zu üben. Er machte am Tanais mit einem Oberpriester Namens Odin Bekanntschaft. Dieser unterwies ihn in der Götterlehre, und da er in seinem Vaterlande vor den siegenden Waffen des Trajanus sich nicht recht sicher hielt, so gieng er mit seiner Frauen Freiga, und seinen Aischen Freunden mit Gülfen nach Norden, und schlug seinen Sitz zu Sigtuna auf. Er wußte sich bey den Einwohnern des Norden sehr einzuschmeicheln: er erhielt des Gülfe zwey Töchter für seine Söhne Sigurlami und Skiöld, davon jener in Rußland, und dieser in Dännemark, zu Ledre in Seeland, ein Reich aufrichtete. Er selbst errichtete zu Sigtuna ein Gericht von zwölf weisen Männern, und machte aus seinen eignen Sätzen und der alten nordischen Woluspa ein neues Recht. Er erhielt so gar durch ganz Schweden ein Kopfgeld, dagegen er alle Einwohner vor Unfrieden zu bewahren und die Opfer zu besorgen über sich nahm. Er wandte alle Künste an, die Tapferkeit zur einzigen Tugend zu machen, ließ sich selbst auf dem Todbette mit dem Schwerdte verwunden, und blies dem Volke den Glauben ein, niemand komme in den Sitz der Glück-

lichen, der nicht entweder im Felde geblieben, oder doch auf dem Todbette noch mit dem Schwerdte blutrünstig gemacht worden wäre. Hier macht Herr Dalin mit der Geschichte einen Stillstand. — —

— Die ältesten Scythen hatten den noch wenig verdunkelten Noachischen Glauben beybehalten. Ihr ältestes Gesetzbuch war das scythische Woluspa. Sie glaubten einen einigen Gott, der aber doch auf eine gewisse Weise dreyfaltig war, und nach seiner Macht, Liebe und Weisheit drey Namen hatte. Der oberste Gott hieß Odin, der Gott der Liebe war Thor, dessen Mittleramt zur Erlösung der Menschen und Ueberwindung des Bösen sie noch ganz deutlich erkannten, und Frigga war die Weisheit; die Sündflut war ihnen zwar unter einer fabelhaften Auszierung gleichfalls nicht unbekannt. Nach und nach schliech allerley Mißbrauch ein. Thor wurde zur Sonne: der Gottesdienst des Mondes und der Erde kam auf, der Odin aus Asien wurde mit dem Gotte Odin, der König Thor mit dem himmlischen Thor vermengt, und andere asiatische Lieblinge des Odins gelangten zur göttlichen Ehre. Die Unsterblichkeit der Seele, das allgemeine Gericht, und die Erneuerung der Welt stehen deutlich im Woluspa.

Aber in spätern Zeiten verfielen diese guten Völker in eine völlige Abgötterey des Mondes und der Erde (oder Disa.) Die Dichter schrieben den obersten Göttern allerley menschliche Thaten und Laster zu. Selbst

Menschenopfer nahmen unter ihnen die Oberhand, so wohl im Frieden und jährlichen Festtagen, als sonst. Sie wurden durch das Los gewählt, davon selbst der Oberkönig nicht ausgeschlossen ward, obwohl man insgemein Knechte dazu brauchte. Bald wurden die abgeschlachteten Körper an die Bäume des heiligen Heines aufgehangen, und bald in Brunnen gestürzt. Aus aufgeschnittnen Menschen wurde geweissaget.

Die Gesetze der alten Gothen waren vortreflich an Billichkeit und Vernunft. Ihre Handhabung wurde fast an allen Orten zwölf alten und weisen Männern anvertraut, darunter oft die Priester waren; obwohl in schweren Fällen der Richterstuhl zu Sigtuna oder Upsal am allermeisten Ansehen hatte. Auf die Laster und Frevel waren eigene Strafen gesetzt. Der Todschlag war auch verboten, nur zwey Fälle ausgenommen: denn ein Ehemann konnte den Schänder seiner Ehre ohne Bedenken niedermachen, und wer grob beschimpft war, konnte den Anfänger des Haders ausfodern, und wiederum ohne Strafe erlegen. Das Recht war unvergleichlich kurz. Die Klage wurde am Sonnabend vorgebracht, die Antwort erfolgte am Montag, und das Urtheil am Donnerstag. Es gab Adeliche und Freye, die mehrentheils aus den alten Einwohnern herstammten, und Knechte und Sklaven. Die Könige waren durch Gesetze eingeschränkt, und sie waren unglücklich, wenn sie dieselben zu ändern sich unterstanden. Man blieb bey der Thronfolge des Königlichen

Hauses, das mehrentheils als ein Götterstamm angesehen wurde, aber die Erstgeburt galt nicht, sondern die ältesten Richter schlugen dem Volke einen Sohn oder Anverwandten des verstorbenen Königs vor, und wenn das Volk ja sagte, so wurde er auf die Achseln gehoben, und mußte drey unterschiedliche mal die Landesgesetze beschwören, hernach im ganzen Lande herum reiten, und ward alsdenn erst rechtmäßiger König.

Herr Dalin hält die deutsche Sprache, die freylich von der allgemeinen Nordischen entspringt, für die Celtische. Dieß ist etwas schwer anzunehmen, indem ein Deutscher kein einziges Wort von dem Welschen oder Celtischen versteht, und sie auch sehr selten mit einander übereinkommen. Er hält die Runen nicht für eine Erfindung des Ulfilas, sondern für die uralten nordischen Buchstaben, obwohl dieser Mönch zu den sechszehn alten, zehen neue griechische Buchstaben beygefügt. Sie wurden von den Christen, weil man sie für Zaubereyen hielt, abgeschaft. In der Sternkunst waren die Nordländer wegen der vortheilhaften Polushöhe und beständigen Schiffart und langen Nächte wohl erfahren. Sie hatten ihre uralten Kalender oder Runstäbe, und ein wohleingerichtetes Jahr. Die Dichtkunst war bey ihnen gemein und geliebt, sie war sogar unumgänglich nothwendig, und ein unentbehrlicher Dienst bey dem Hofstaat war des Skalden seiner. Geschichte, Gesetze und Gottesdienst hatten keine andre Bücher als ihre Sagar. In Künsten waren sie nicht sonderlich.

Der Ackerbau war minder ihr Hauptwesen, als die Jagd, der Krieg, oder die Fischerey. Sie liebten auch die Ruhe vielmehr als die Arbeit. Doch waren sie nicht ohne Handlung, auch nach Griechenland. Auf die Waffen hielten sie am meisten; ein gut Schwerd hatte seinen eigenen Namen, wie der Held selber, und ein mittelmäßiger Waffenschmidt war schon ein halber Vulkan, von welchem man Fabeln dichtete. Ihre Festungen waren von groben Stein und Leim, worinn sie hauptsächlich ihre Fräulein aufbewahrten; weil es damals gar gemein war, sich eine Braut zu rauben. Diese Wälle hiessen Drachen, und daher kommen die Drachen, die Schätze bewahren. Die Tapferkeit war fast ihre einzige Tugend. Selbst ein Fräulein hatte noch einmal soviel Freyer, wenn sie ihren Mann vor der Faust erlegen konnte, woher denn auch die Amazonen entstanden, und es war schwer eine Braut zu finden, wenn man nicht Proben von seinem Muthe an Tag gelegt hatte. Königssöhne und Baurenkinder wurden miteinander erzogen, und jene mußten sich mit diesen schlagen, wenn sie Genugthuung haben wolten. Kälte, Hunger und Ungemach lernten alle gleich ausstehen. Es ist also kein Wunder, wenn im Norden, wo die Natur selber grosse Kräfte giebt, ein Vaterland von Kämpfern und Riesen war. Gemeine Leute wohnten unter geflochtenen Aesten, oder in Berghölen, an einem beständigen Feuer ganz vergnügt. Selbst die größten Häupter trieben den Pflug, und

schämten sich keiner Arbeit. Bey ihrem harten Leben hatten sie viele Weiber und vermehrten sich sehr. — —

VIII.

Plan einer gelehrten Zeitung.

Die Vorzüge eines kritischen Wochenblatts bestehn in dem äussern Vorschube, im Verstande, und im Willen des Verfassers.

Zum äussern Vorschube gehört hauptsächlich die Anschaffung der nöthigen Bücher. Es müssen aus den verschiedenen Ländern, wo die schönen Künste blühen, aufs geschwindeste, vornemlich die guten, und auch neben diesen so viel neue Bücher als möglich, zur Hand gebracht werden. Dieß kann einigermassen in einer Handelsstadt durch die gewöhnliche Buchhandlungen erlangt werden. Auch ein reicher Gelehrter, ein **Trew**, kann endlich auch durch Handelsleute es erreichen, die Neuigkeiten der meisten europäischen Länder frühe zu erhalten. Aber weit erwünschter ist es, wenn der Fürst, oder die Räthe des Fürsten, selbst die Auslage thun, und ohne die nothwendig furchtsamen und langsamen Anstalten eines Kaufmanns abzuwarten, mit der Eile und mit dem uneigennützigen Aufwande die Neuigkeiten anschaffen, die niemand in einer minder erhabenen Stelle fast übernehmen kann.

Der Verfasser selbst muß überdem einen so viel möglich ausgedehnten Briefwechsel unterhalten: er muß von den Schicksalen der Gelehrten, von ihren Bemühungen, von ihren Arbeiten, die geschwindeste Nachricht einziehen, von welcher der Litterator die Wahl der anzuschaffenden Neuigkeiten abnimmt. Er wird durch diesen Briefwechsel viele geheime Umstände erfahren, die sein Urtheil richtiger und origineller machen. Eben hiezu dienen die Wochen- und Monatschriften oder sogenannte Journale. Der Verfasser einer gelehrten Zeitung muß derselben so viele haben als immer möglich ist; aus ihnen nimmt er gleichfalls das Verzeichniß der in entfernten Ländern gedruckten Bücher: Er kann zwar nicht vollständige Beurtheilungen und Auszüge, aber doch zuverläßige Nachrichten von der Wirklichkeit neuer Werke für seine Leser aus denselben ziehen, die dadurch so viel erhalten, daß sie sich die nützlichen und unentbehrlichen Bücher anzuschaffen ermuntert werden. Es können auch einige Länder so entfernt, oder durch Kriege von uns so getrennt seyn, daß man die wirklich existirende Bücher zu spät erhalten würde, und man also die Beurtheilungen wohl geschriebener Tagebücher mit Nutzen seinen eigenen Anzeigen einrücken darf, welches aber nicht anders als aus Noth, und mit einer billigen Vorsicht geschehen muß

Der Verstand des Verfassers ist die zweyte nothwendige Bedingung; wenn eine gelehrte Zeitung nicht

pöbelhaft und elend seyn soll. Er muß so viele Sprachen, als möglich verstehn, und so viele Wissenschaften besitzen, als die menschliche Schwachheit zuläßt; und weil es nicht möglich ist, den Umfang vieler Wissenschaften mit gleicher Stärke zu besitzen, so ist es besser, wenn verschiedene Gelehrte zusammentreten, von welchen ein jeder die ihm bekanntesten Theile zu seinem Zwecke wählt.

Der Verfasser einer gelehrten Zeitung muß die Geschichte seiner Kunst inne haben, er muß wissen was alt, gemein, neu, wahrscheinlich, wahr und glaubwürdig ist: denn alle diese Eigenschaften eines Buches, und der Stellen eines Buches, müssen unumgänglich den Hauptwerth seiner Beurtheilungen ausmachen. Er muß in seinen Wissenschaften so gründlich seyn, daß er ein gültiges Urtheil über den Werth der Dinge fällen kann. Seine Aufmerksamkeit bey Durchlesung der Bücher, von denen er Auszüge macht, muß ihm das Wahre, Neue, und Vorzügliche derselben entdekken, er muß einsehn, wodurch ein jeder Schriftsteller sich von andern unterscheidet, und entweder weiter geht oder zurück bleibt. Sein Auszug muß so viel als möglich kurz seyn, auf wesentliche Dinge gehn, und eben so wenig Kleinigkeiten wählen, als wichtigere Dinge auslassen. Es ist dabey zu wünschen, daß der Verfasser rein, scharfsinnig und aufgeweckt schreiben möge. Grosse und schöne Werke können weitläuffiger, kleine und schlechte kürzer abgethan werden. Gar zu

schlechte,

schlechte unnütze, und kleine flüchtige Schriften werden völlig unangezeigt gelassen.

Was den Willen betrift, so finden wir die Billigkeit des Verfassers so nöthig, als seine Gelehrsamkeit. Eine gelehrte Zeitung soll das Gute anpreisen, das Mittelmäßige anzeigen, das Schlechte entschuldigen, das Falsche und Elende bestrafen. Sie ist ein Zeugniß, auf welches ein Käufer sich soll verlassen können; der Leser muß daraus zu guten Büchern ermuntert, und von schlechten abgehalten werden; kein Eigennutz muß des Verfassers Feder bestechen. Ich rede nicht von dem groben Eigennutz einer feilen Feder, die man um Geld, um geschenkte Bücher, oder durch niederträchtiges Bitten erkaufen kann. Nein, selbst der feinere Eigennutze der Gleichheit eines Verfassers mit unsrer Meinung oder unsrer Sekte, und seine Freundschaft, oder gegen uns bezeigte Abneigung, muß uns zu nichts vermögen, das der Wahrheit zuwider wäre. Ich wehre einem Mitgliede einer gelehrten Gesellschaft, wo eine hohe Schule ist, deswegen nicht, von seinen Mitarbeitern eine höflichere und günstigere Nachricht zu geben. Der Fürst, der den Verfasser einer gelehrten Zeitung und sein Werk beschützt, verlangt ausdrücklich, daß durch dasselbe dem gemeinen Besten gedienet werde, und dieß kann nicht befördert werden, ohne die besondern Vorzüge der Personen jener Gesellschaft zu erheben, deren Aufnahme man sucht. Aber auch hier muß dennoch die Wahrheit niemals leiden.

Die Farben können lebhafter und angenehmer seyn, das Gemälde aber muß dennoch ähnlich bleiben.

Nichts ist niederträchtiger und schädlicher als die Aufführung jener Zeitungsschreiber, die niemand loben, als wer das Lob mit Geschenken, mit seiner Unterwerfung, oder mit seinem Eintritte in ihre Sekte bezahlt; die hingegen alles schelten, was ihren Meinungen, Absichten und Freuden zuwider ist. Diese Leute bedenken nicht, wie sehr sie sich gegen die Wahrheit, die Billichkeit, und das allgemeine Beste vergehen. Sie reissen der Wahrheit und der Gründlichkeit ihre Kronen ab, und setzen sie auf den unwürdigen Kopf eines Schmeichlers, eines Klienten, eines Sektirers, eines Käufers. Sie schlagen die billige Hoffnung der geschäftigen Arbeitsamkeit nieder, und ermuntern den Frevel der schwatzhaften Frechheit. Wir wollen niemand bezeichnen; aber es hat zu allen Zeiten nur gar zu viele Zeitungsschreiber von dieser Art gegeben.

Wir wollen gern anrathen, daß überhaupt ein gelehrter Zeitungsschreiber gelinde sey, und eher mit Höflichkeit als mit Schärfe zuweit gehen soll. Wir sind allen Menschen Liebe, und folglich die Beförderung ihrer Glückseligkeit schuldig; diese hängt auf Erden in einem großen Grade von ihrem Ruhme ab; diesen müssen wir also, so lange es die Wahrheit leiden kann, eher vergrössern als mindern, es mag dann auch die beurtheilte Person uns fremd oder unbekannt, oder auch gar zuwider seyn.

Wenn jemand eine scharfe Beurtheilung verdient, so sind es diejenigen Schriftsteller, die mit einer seichten Gelehrsamkeit eine grosse Meinung von sich selbst besitzen, die ihre Gedanken für neu, für wahr, für erwiesen ausgeben, wenn sie schon alt, zweifelhaft oder falsch sind; die auf die Verachtung anderer sich selbst Altäre bauen, und deren gute Meinung von ihren eignen Verdiensten in die Gemüther der Leser, zum Schaden der Wahrheit, einen Eindruck machen könnte.

Niemand aber ist weniger des Mitleidens würdig, als gelehrte Diebe, die mit der Frucht der bescheidenen Arbeitsamkeit zu prangen suchen. Es scheint eine Pflicht zu seyn, ihnen den fremden Schmuck auszuziehen und sowohl den Eigenthümern die verdiente Ehre wieder zu geben, als dem vermessenen Räuber seinen unverdienten Ruhm zu entreissen.

Sind wir den Menschen so viele Pflichten schuldig, so sind wir noch durch unendlich mehrere gegen Gott verbunden. Die Ehre des obersten Wesens zu befördern, muß uns nicht eine kalte unwirksame Pflicht, es muß uns eine Lust, ein reizendes Vergnügen seyn. Sollten wir nicht gegen unsern wahren Vater eben so kindlich, eben so liebend, so treu und so ergeben seyn, als gegen unsere sterblichen, oft so fehlerhafte Eltern? — —*)

*) Vorrede zu den göttingaischen gelehrten Zeitungen v. Jahre 1747.

IX.

Das Recht des Rezensenten. *)

1748.

Der Verfasser einer gelehrten Zeitung sollte billig unbekannt seyn, warum soll er an sich selber büssen, was dem allgemeinen Publiko zum besten geschiehet?

Einige haben gemeint, man müße in gelehrten Zeitungen bloß den Inhalt des Buchs dem Leser bekannt machen, und weder loben noch Fehler anzeigen. Das letztere lasse herrschsüchtig und verursache Streitigkeiten, das Loben aber wäre schmeichlerisch.

Aber der Nutzen des Publici spricht anders. Durch eine übelverstandene Gutherzigkeit würden solche Blätter vollkommen ohne Salz ohne Kraft und Würkung, und eine unnöthige Last der Presse seyn.

Man setze, wir zeigen Gellerts Fabeln der Welt auf diese Art an. Ein Hut, ein Greis, die Nachtigall und der Kukuk, die Nachtigall und die Lerche. Wird der Leser etwas wissen, wenn er diese Titel weiß. Kann nicht der elendeste Sänger auf eben diese Vögel und Fabeln fallen, und muß nicht ein Unterschied zwischen Gellerts Fabeln und zwischen den Fabeln eines S. seyn?

Wenn wir aber sagen, der Greis rührt uns und erregt mitleidige Thränen, die Nachtigall und die Lerche

*) Vorrede zu dem 1748. Jahrgang der göttingischen gelehrten Zeitung.

ist eine scharfsinnige Warnung für die Dichter, die gar zu lang fruchtbar seyn wollen; der Hut ist eine schalkhafte und natürliche Vorstellung der Veränderungen, denen die Weltweisheit unterworfen gewesen; dann sagen wir dem Leser etwas, er lernt wünschen diese Fabeln zu sehn, der Weg zum Geschmacke, zum Vergnügen wird ihm geöfnet.

Wenn ein Winslow den Umfang der Zergliederung des menschlichen Leibes beschreibt, so redet er von der Leber, der Lunge, der Milz, dem Magen; von allen diesen Theilen redet das elendeste Handbuch auch. Was sage ich also dem Leser, wenn ich sage: des Winslow erster Theil handelt von den Knochen, der zweyte von den Muskeln, der dritte von den Nerven und Adern, der vierte von den Eingeweiden, und im letztern sind wieder drey Theile von dem Kopfe, der Brust und dem Bauche. Ich sage dem Leser platterdings nichts, wenn ich ihm alles dieses gesagt habe. Wenn ich aber bezeuge, daß ich Winslows Werk gelesen, daß ich alles nach der Natur mit Sorgfalt und Gedult beschrieben angetroffen habe, daß er niemand als seinen eigenen Untersuchungen gefolget, daß er der meisten Muskeln Würkung und Nutzen neu und nach eignen Gründen angegeben, daß er dieses und jenes (welches ich bezeichne) verbessert und erfunden; daß seine Beschreibung frischer Knochen, und die von den Adern und den Nerven das beste seye; was wir von diesen Theilen haben, dann habe ich wieder dem Leser gedienet, er ist auf ein

vortrefliches Buch gewiesen, ich zeige ihm eine schätzbare Quelle neuer Wahrheiten, ich mache den Fürsten, die tüchtige Leute suchen, die Wahl leichter, und was das allermeiste ist: ich ermuntere den Fleiß, und belohne, so viel an mir ist, die für das allgemeine Beste bemühte Bestrebungen.

Wir glauben nach dieser Betrachtung, würde man uns das Recht zu loben nicht absprechen, es müßte denn seyn, daß der Rezensent durch eine ungerechte Austheilung des verdienten Ruhms dieses Vorrecht verlöhre.

Aber mit dem Tadeln, oder wie man es eigentlich gelinder, obwohl undeutsch heißt, Kritisiren, wird vielleicht der Beweis schwerer seyn. Soll ein Weltbürger den andern unglücklich machen? seine vielleicht unbekannten Fehler an Tag bringen? ihm den Zugang zum Ruhm und zur Beförderung versperren? an seinen Feinden, unter dem Schilde des incognito, und unter dem Schutze einer öffentlichen Bestallung sich rächen, seine persönliche Meinungen, seine Sätze vertheidigen u. s. f.

Von allen diesen Einwürfen fühlen wir das Gewicht aufs empfindlichste. Unsre Ueberzeugung liegt am Tage, man darf nur unsre Blätter lesen, und sich selbst belehren, wie selten, und dennoch wie gelinde wir unsre Urtheile abgefaßt haben.

Wir haben in der vorigen Vorrede uns schon erklärt, daß wir verschiedenen Klassen von Leuten unser

Mißfallen bezeugen würden. Diejenigen die wieder Gott sich auflehnen; die Diebe fremder Arbeiten; die Baumeister von Kartengebäuden, die das regelförmige Wesen der Mathematik ohne die geringste Stärke besitzen; die Wiederholer alter und bekannter Wahrheiten, die dieselben für etwas eignes mit Vorbeygehung ihrer Quellen vortragen, alle diese Leute haben wir versprochen bekannt zu machen, und haben es gethan.

Wenn ein Mann ein fremdes Buch übersetzt und sich selbst zuschreibt, ist es nicht billig, daß man den Diebstahl anzeige; oder ist ein Pferd mehr werth als ein Buch das vieler Jahre Mühe gekostet hat? Würde unser Stillschweigen nicht einen grössern Mangel der Liebe gegen den leidenden Theil anzeigen, als unser Warnen gegen den Beleidiger thut?

Wenn ein Mann einen falschen Grund setzt, und hierauf ein mathematisches Gebäude aufführt, dessen ganzer Werth die zehende Dignität von Nichts ist, sollen wir unangezeigt lassen, wie sehr ein solcher Mann die Welt betriegt, da er der Jugend unter dem furchtbaren Kleide der Mathematik Irrthümer mitgiebt, und sie mit der versicherten Hoffnung einer tiefen Einsicht von sich läßt, da doch diese Einsicht nur in ein Fabelreich sich erstreckt, ohne daß sie in die Gegenden der Wahrheit jemals einen Blick gethan? Ist ein solcher Mann nicht ein Falschmünzer im Reiche der Wahrheit, der dem schlechtesten Bley den Stempel auf-

drückt, der auf Silber einen kostbaren Werth anzeigt? Oder ist dem gemeinen Wesen mehr an einigen falschen Thalern gelegen, als an einer Reihe übelangeführter Aerzte, oder anderer untüchtiger Mitglieder des gemeinen Wesens? Erfordert es nicht das Wohl der Welt, daß man sie warne: hier wird Irrthum unter dem Kleide der Wahrheit verkauft.

Aber Feinde tadeln, ist das großmüthig? Wir kennen keine andern Feinde als die Feinde der Wahrheit; und diese verdienen alsdann noch Schonung, wenn sie sich neben der Wahrheit auch an uns vergriffen hätten.

Wir sind fast versichert, eine billige und gegründete Kritik ist ein unentbehrliches Amt in der gelehrten Welt. Sie schreckt den elenden Skribenten von der Feder; sie zwinget den mittelmäßigen sich anzugreifen; sie warnt den Großen sich selbst nichts zu schenken, und nichts Unvollkommenes, nichts Uebereiltes zu liefern. Sie breitet in ganzen Ländern den Geschmack aus. Ohne die Kritik würden die schönen Künste in Frankreich nicht so blühen. Die Tadler des Cid haben dem **Corneille** einen Cinna, einen Horatius abgezwungen. **Boileau** hat den Chapelain, und viele andre Mittelmäßige vom Parnasse vertrieben, und ihn für die grössern Geister geöffnet. Wir sind versichert die Künste, und die Poesie, sind eben vorzüglich darum in Deutschland noch minder hoch, als in den angränzenden Ländern gestiegen, weil man mit dem mittel-

mäßigen zu viel Gedult gehabt, und seine Hochachtung zu wohlfeil gegeben hat. Viele Dichter würden in einen engen Raum zusammengehn, und ihr Ruhm würde in einem umgekehrten Verhältnisse der Bogen steigen, wenn es erlaubt wäre, bey sonst schätzbaren Männern die Stellen auszuziehen, wo sie sich nicht genugsam bemühet haben, für die Ewigkeit zu arbeiten. Wir halten es für ein Unglück, daß man noch allzuviele unbedingte Lobsprüche zu machen nicht vermeiden kann. Große Männer sollten es nicht übel nehmen, wenn man nebst dem verdienten Lobe, auch einige Schwächen anzeigen dürfte. Aber der Mangel des Incognito erlaubt vielen diese nöthige Freyheit nicht.

Es ist wahr, die Kritik thut der Eigenliebe des Verfassers wehe. Aber sie ist wie ein aufrichtiger Freund, dessen Tadel viel nützlicher als das heucheln eines Schmeichlers ist. Der einzige Weg seine Fehler zu bessern, ist, sie kennen zu lernen.

X.

Racine.

1748. (S. 62.)

Wir freuen uns über die neue Ausgabe dieses tugendhaften, frommen und reizenden Dichters, der die so schnöd mißbrauchte Dichtkunst wieder zu ihrem allerältesten Zwecke zurück gerufen hat, nemlich Gott zu lo-

ben und die Menschen zur Tugend anzufeuren. Das Gedicht über die Religion hat der jetzige Pabst selbst mit verdienten Lobsprüchen in einem eigenen durch den Kardinal Valenti geschriebenen Brief belohnt. — — Man findet übrigens überall Spuren, daß Racine die Engelländer, und unter diesen vorzüglich den Milton, nachgeahmet hat. — In zweyen Briefen über die Seelen der Thiere ist unser V. etwas mehr Cartesianisch als man es heutiges Tags gemeiniglich ist. Er zieht seinen Hauptgrund aus der Gerechtigkeit Gottes, der die Thiere, wie er meynt, nicht könnte unschuldig leiden lassen, wenn sie würklich empfänden und litten. — In seinen heiligen Oden hat er die Psalmen nachgeahmt, und dadurch seiner reinen und fliessenden Schreibart eine Majestät gegeben, die auch bey seiner sinnreichen Nation noch sehr selten ist.

Seine Theorie der Dichtkunst ist aus den reinsten Quellen des Alterthums und vornehmlich vom Homer hergenommen. Daß es aber wahr sey, wie Racine aus guter Absicht versichert; Homer habe überall die Verbesserung der Sitten zum Zweck gehabt; können wir um so weniger glauben, je gewisser uns bekannt ist, daß die Pralerey, die Grausamkeit, der Betrug, die Wollust, in den Zeiten Homers keine Laster gewesen. — — Das wesentliche der Poesie bestehet nach Hr. Racine blos im Rührenden, oder wie er es nennt im Enthusiasmo, der aber bey ihm nichts anders, als ein erregter Affekt ist, der aber verschieden

seye, und zur Freude, zur Traurigkeit, zur Verwunderung u. s. f. gehören kann. — Die gehäuften Figuren sieht er als die vornehmsten Unterscheidungszeichen der Poesie von der Prose an; und diese Figuren finden selbst in der natürlichen Sprache der Affekten Platz. Er zählt auch die Versetzung der Worte unter die Merkmale der poetischen Schreibart, und ist darinn einer ganz andern Meynung als unsre Antiparticipianer. Den Nachdruck dieser veränderten Ordnung beweiset er mit ausgesuchten Stellen des Corneille und andrer grossen Dichter, und verachtet den furchtsamen Syntax der prosaischen Poeten. — — — Er vertheidiget die Lehrgedichte, unter welchen sein eigenes de la Religion einen so vorzüglichen Rang verdient. Virgils vier Bücher vom Landbau sind ein unwiederrufliches Zeugniß, daß ein Lehrgedichte edel, erhaben und reizend seyn könne. Er zeigt ferner, wie die alten Dichter sich beflissen der Natur nachzuahmen, und wie genau die Andromache, die Iphigenia, und die Phaedra des Euripides nach dem Geschmacke und den Vorurtheilen der Athenienser eingerichtet gewesen. Seine Warnung, das Trauerspiel sey ein Gespräch, und daß folglich allemal die redende Person und nicht der Dichter sprechen müsse, ist von uns schon öfters den deutschen Dichtern wohlmeinend gegeben worden. Sie sollen ungekünstelt reden, denn sie sind Menschen, aber edel, denn sie sind Helden. Hr. R. vergleicht hierauf mit den griechischen obenbenannten Trauerspielen diejenigen,

die sein Großvater über eben dieselben Geschichten gemacht hat, und zeigt, daß er so genau sich nach den französischen Sitten und der Art zu denken gerichtet, als jene Alten nach der Griechischen. Wir wünschten, daß Hr. R. überall eben so billig vom Milton geurtheilt hätte, wie er bey gewissen Gelegenheiten gethan. Wir wissen noch nicht, worinn Hr. R. findet, daß Milton Gott und den Engeln unanständige Reden in den Mund gelegt. Doch gesteht er, daß Milton uns erhebt, das kein Tasso kann: obwohl er mit minderer Urtheilskraft gleich darauf das erhabene im Milton dem Homer, und das, was ihm nicht gefällt, dem durch den kalten Himmelsstrich gelähmten Geiste Miltons zuschreibt. Was er vom Genie sagt, ist mehr mahlerisch, als philosophisch. Er beschreibt ein Genie dadurch, daß es in seiner Art ausnehmend seye. Uns scheint aber Genie etwas ganz anders zu seyn. Der Mann, dem man Genie zuschreibt, muß durch die Natur zu einer gewissen Kunst oder Wissenschaft vorzüglich tüchtig gemacht seyn; und er muß seine Mühe und Fleis eben auf diesen Vorwurf gewandt haben, den ihm die Natur zugedacht hat. Wir schliessen mit dem edlen Gedanken des Hrn. R. daß ein Dichter nur in so ferne lobenswerth sey, als er nützlich ist.

XI.

Klopstock.

1748. (S. 757.)

Wir haben das vierte Stück des vierten Bandes der neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes nicht durchlesen können, ohne dem Leser unsre Gedanken von dem darinn enthaltenen Anfange zu einem Heldengedichte bekannt zu machen. Es sind drey Gesänge davon hier zu lesen, das übrige soll gleichfalls schon fertig seyn, und der bescheidene Verfasser hat es nur aus einem löblichem Mißtrauen zurückbehalten, bis er die Meynungen der Kenner darüber eingesammlet haben wird. Die Verse sind nach dem römischen Sylbenmaß in Hexametern ohne Reimen. Uns ist diese neue Art von deutschen Versen gar nicht anstößig, ob wohl andre seyn mögen, denen die vielen Dactylen hüpfend, und die Spondeen holpricht vorkommen. Wir lassen uns dadurch gar nicht hindern, eine ungemein nachdrückliche, poetische und erhabene Kraft in den Ausdrücken durchaus, zu finden, die wir in unserer Sprache noch selten so Miltonisch und so vollkommen bemerkt haben. Die Gesänge, die wir gelesen, sind hauptsächlich mit den Thaten und Gedanken der guten und bösen Engel angefüllt, die freylich einen natürlichen Anlaß zu erhabenen Bildern geben. Der Titel ist der Messias, und der Verfasser Hr. Friedrich Gottlieb Klopstock.

XII.

Ueber den Flor des schwedischen Reichs

nach J. Faggot. *)

1748. (S. 834.) f.

Der Verfasser zeigt kurz und deutlich, und auf eine auch andern Völkern in vielem nützliche Weise, warum in Schweden das Land weder bewohnt noch reich sey, und wie beyden Fehlern könne geholfen werden. Die Natur will er gar nicht angeklagt haben, und versichert sich, daß Engelland vor seinem jetzigen vortreflichen Zustande in der Handlung und im Ackerbau eben so schlecht, und in vielen noch schlechter an Grund und Erde als Schweden gewesen. Er theilt die Fehler, denen er abgeholfen haben will, in vierzehn Hauptstücke. Der erste, der in Deutschland aufs wenigste eben so groß ist, beruht auf der akademischen Auferziehung, da nicht nur allzuviele Leute sich auf Wissenschaften legen, sondern auch bey den ordentlichen Studien die Haushaltungskunst, die Kenntnisse der Natur, der Landesprodukte, des Ackerbaues, des Bergwesens und anderer gemeinnützigen Künste versäumt werden; woraus denn folget, daß der Edelmann, der Prediger, der Amtmann, die aus akademischen Mitbürgern gewählt worden, nicht den geringsten Begriff von demjenigen haben, was

*) Swenska Landtbrukets hinder och Hiälp, Stokh. 1746.

zur Aufnahme der Güter und zur Nutzung der Natur gehört, und woraus dann wieder die Folge sich auf den Bauern selbst erstreckt, der bey seinen Vorgesetzten, die selbst erst durch die Erfahrung mit Schaden sich belehren, kein Licht erhalten kann, und also bey seiner alten, oft ihm äusserst schädlichen Weise bleibt. Diesem Uebel kann abgeholfen werden, wenn alle obbenannte zum Reichthum eines Volkes abzielende Künste, und zumal die Kenntniß der Natur auf Akademien gelehrt, und die Jugend nicht blos in Theorien, Sprachen und tiefsinnigen Ueberflüßigkeiten unterwiesen wird. Hierzu hat man in Schweden nunmehr einen rühmlichen Anfang gemacht, und zu Upsal und Abo eigene Lehrer in der Haushaltungskunst bestellt. Der II. Fehler ist, des H. F. Meynung nach, das Frohnen, das bey den Kron- und adelichen Gütern geschieht, wobey der Bauer seinen eigenen Ackerbau versäumt, und einen viel grössern Schaden leidet, als der Nutzen ist, der der Herrschaft zuwächset: da zumal in dem weitläufigen Schweden, der Bauer seine Frohne drey oder mehr deutsche Meilen weit thun, und für einen Arbeitstag drey versäumen muß. Er rechnet diesen Schaden auf den 30000 Höfen, die frohnen, wenigstens auf 300,000 Tonnen Korn, davon eine jede 5600 gevierte Zölle in sich faßt. Hr. F. räth hier, und fast überall, seinen Landsleuten des freyen Engellands Maasregeln an, und glaubt, es würde ein unsäglicher Nutzen seyn, wenn man alle

Kron= und adeliche Güter eintheilte, und Bauren auf die Theile setzte, die einen Pacht an Geld und Naturalien geben. In dem Schweizerland, wo Frohnen an den wenigsten Orten erhört ist, und die Bauren nichts als ihre eigne Güter bauen, zeigt der allgemeine Reichthum die Richtigkeit des Rathes unsers Verfassers. Der III. Fehler besteht in den vielen Handwerken, die die Bauren treiben, die den Bürgern gehören, und von jenen aus Mangel des nöthigen Geräthes sehr unvollkommen getrieben werden, wozu Hr. F. hauptsächlich die Fischerey rechnet, und mit Recht tadelt, daß man in Schweden keine Laichzeit schont, die Fische also täglich abnehmen, und die Nachkommen den Genuß der vielen Seen und Flüsse ganz verlieren werden. Der IV. besteht in den Gütern, die die Regierung in Schweden, statt des Soldes, dem Kriegsstaate, den Priestern, und andern obrigkeitlichen Personen zum Genusse lebenslang hingiebt. Diese werden, wie Hr. F. zeigt, schlecht von diesen Personen genutzt, die weder Zeit noch Kenntnisse zum Ackerbau haben; alle dahin gehörige Gebäude, Zäunungen und andre Geräthschaften mit Unwillen und sparsam anschaffen, und die Erde, die dem Besitzer nicht eigen ist, aussaugen und erschöpfen. Auch diese Güter räth Hr. F. an mit Bauren zu besetzen, die jährlich ein gewisses davon den Besitzern entrichten müßten, weil doch niemand das Land besser nutzen kann als ein Bauer. Im V. will er, daß man die Unreinigkeiten

in

in den Städten zu rathhalten, und die Bauern zwinge, dieselbe dort ab- und auf ihre Güter zu holen, die sie dadurch ausnehmend verbessern können. Nürnberg gibt hievon ein deutliches Exempel. Das VI. begreift die schlechte Art das Land zu bauen, und erhält vermittelst des 1. seine Verbesserung. Im VII. eifert Hr. F. wieder das Brandteweinbrennen, das ganz allein 300000 Tonnen Getreide wegnimmt, und er bey Leib und Lebensstrafe abgeschafft haben will, wogegen er meint, man könne aus gewissen wilden Früchten (und zumahl aus Vogelkirschen und Zwitschern, in Deutschland aber aus schwarzen wilden Kirschen) einen viel angenehmern Geist eben so wohlfeil abziehen. Im VIII. tadelt er die vielen kleinen Verstückungen der Bauern-Güter, und räth an, zu veranstalten, daß ein jeder das seine, zu leichterer Befriedigung und Nutzung, in einem Einschlag haben möge, wie es in den reichsten Theilen der Schweiz ist, aber grosse Schwierigkeiten hat, wenn es erst veranstaltet werden soll. Im IX. klagt er über den Mangel an Vorrathshäusern an Korn, deswegen bey dem geringsten Mißwachse so gleich eine Theurung entsteht, wobey viele Landleute ihr Leben einbüssen. Im X. stellt er vor, daß die Kirchspiele viel zu groß, die Leute in den Wildnissen bis zehn deutsche Meilen von dem Prediger entfernt, und deßwegen fast nur die Flüsse und ihre Ufer bewohnt sind, die andern abgelegenen Gefilde aber ledig stehen. Er räth auch die Kirchspiele zu theilen und kleiner zu machen. Im XI. zeigt er, wie eben der Mangel

an Einwohner den Landbau schwerer macht, und in Engelland vor diesem, ehe es recht bewohnt gewesen, fremdes Korn eingeführt worden, da es nunmehr bey einer vielfach mehrern Anzahl Einwohner, an die Fremden Korn schickt. Er rechnet hierbey aus, daß anstatt der 80000 Höfe, die in Schweden jezt sind, gar wohl 450000 angelegt, und die Einwohner von drey bis auf neun Millionen vermehrt werden könnten, ohne daß der geringste Mangel an Land zu ihrer Nahrung entstehen würde. Er schlägt zur Bevölkerung des Landes vor, gewisse Gesetze abzuschaffen, und allen Leuten, auch Taglöhnern, zu erlauben, sich, wo sie wollen, niederzulassen, für die Fündlinge und unehlichen Kinder zu sorgen, zu den Ehen aufzumuntern u. s. f. Das XII. Hauptstück ist auch schon berührt, und bestehet im Mangel genugsamer Städte, deren in Schweden nur 107. und folglich kaum so viel als in der Schweiz sind, die eine der kleinsten Provinzen von Schweden ausmachen würde. Hierdurch wird der Bauer am Absaz seiner Landesprodukten gehindert, und gezwungen allerley Handwerke zu treiben, die Städte hingegen wieder in die Unmöglichkeit gesetzt, rechte Handwerke zu ernähren. Viele Landstriche sind deswegen so unwerth, daß man hundertmal so viel Land, als um Stokholm, um das gleiche Geld kaufen kann. Manufakturen, Fischereyen, die Anlockung der Fremden sind für dieses Uebel ein Mittel. Das XIII. Hauptstück geht das Kammerwerk an, worin wir uns nicht einlassen, sondern nur bemerken wollen, daß die

klügsten Fürsten, wie der K. von Sardinien, zur Anlegung billiger und doch zureichender Schatzungen eben das Mittel ergriffen habe, das Hr. F. vorschlägt, daß sie nemlich das ganze Land genau ausmessen, und eines jeden Guts jährlichen Betrag ausrechnen lassen, und sich in ihren Auflagen darnach richten. Im XIV. beklagt er, daß die Landeseinwohner selber viele dem allgemeinen Besten wiedrige Absichten haben, diejenigen, die mit Korn handeln, oder dasselbe erzielen, theure Zeiten wünschen u. s. f. Endlich zieht er die Mittel ins Kurze, wodurch er seinem Vaterlande aufzuhelfen meint. Das erste ist die Belehrung des vornehmern Theils der Nation durch besser eingerichtete Akademien, und die Verminderung der Anzahl der Gelehrten; das andere die bessere Einrichtung der Kammer: Hierauf die Magazine, und andre schon beschriebene Einrichtungen und Anstalten, wodurch er nur in den vier Artikeln 2. 4. 5. und 7. in die 800000 Tonnen aufzubringen hofft, und also mehr, als Schweden jährlich den Fremden abkauft.

XIII.

Ueber die Mittel ein Land in Aufnahme zu bringen

Nach dem Schwedischen *)

1748. (S. 851. f)

Der V. zeigt erstlich, daß die Grundfeste aller Grösse in einem Reiche die Menge der Einwohner ist, und zwar mit diesem Umstande, daß nicht nur die Anzahl der Einwohner überhaupt groß, sondern auch insbesondre in einem grossen Verhältnisse gegen die Weite des Landes seyn muß. Er ist vollkommen der Meinung des Engelländers, der Wallis, Schottland und Irrland gerne in die See hätte versinken sehen, wenn die Einwohner davon in dem übrigen Engelland wären erhalten worden. Eben so meint unser Ungenannte, könnte Schweden eben so mächtig seyn, wenn alle seine Unterthanen in Finnland übergiengen. Doch es leidet dieser Satz wohl eine Einschränkung. Ein grosses Land hat auch seine Vortheile. Es können in demselben mehr verschiedene Früchte der Natur gefunden werden, als in einem kleinen. Schweden kann, wenn seine jetzigen Bergwerke erschöpft sind, hoffen, neue zu entdecken. Es können auch gewisse Waaren in einem Lande erzielt werden, die eine grosse Weite erfordern, wenn sie sollen ausgeführt werden. So ist in Schweden das

*) Sätt at igenom politisk arithmetica utröna landers och rickens husholning 8 Stokholm. 1746. (Vermuthl. v. Hr. Berch.)

Holz, die Bodasche, die Kohlen und dergleichen; in Portugall und Frankreich das Salz, in Deutschland die Schaafe u. s. f. Doch unser Ungenannte wendet sich hierauf zu den Mitteln den erwünschten Reichthum an Volk zu erhalten. Religionsfreyheit, Annehmung der Vertriebnen, Beobachtung eines züchtigen Lebens, Aufmunterung zum Ehestand, Aussteuren an Arme, Vorsorge für Fündelkinder, für Kindbetterinnen, für Eheleute, die mit vielen Kindern gesegnet sind, für gefangne und strafbare Leute, gehören hieher, wohin wir überhaupt als das allergewisseste Mittel eine gerechte und ordentliche Regierung zählen, unter deren Schutz jedermann vor aller Unterdrükung frey ist. Hierauf folgen des V. Gedanken über die nützlichen und unnützen Maschienen, wovon er sehr viele Beyspiele anbringt, und mit den Engelländern meint, diejenigen seyen zu verwerfen, die zu viele Menschen um ihre Nahrung bringen. Aber dieses Uebel ist von kurzer Dauer, und der Schade, der aus Entbehrung nüzlicher Maschinen herrührt, ist von ewiger Dauer, weil sie den andern Völkern die wolfeilere Ausarbeitung der Waaren in die Hände spielt. H. B. betrachtet weiter die sogenannte politische Rechenkunst, die die Anzahl der Einwohner bekannt macht. Er zeigt, daß in dem weiten ausgestrekten Schweden nicht mehr als 331,000 Haushaltungen sind, die man etwa auf 2,648,000 Seelen rechnen könnte, da deren viermal mehr als in Engel-

land, oder 28,000,000 seyn könnten, wenn die Länder gleich bewohnt wären. Doch dieses ist wohl in Betracht der mehrern Fruchtbarkeit des Englischen Ackers, und des wenigen unbebauten Landes nicht möglich. Hierauf findet der V. warum so viel Korn jährlich um baares Geld von den Ausländern nach Schweden gebracht wird. Nämlich die wenigen Hände können das grosse Land nicht gehörig bearbeiten, sie müssen viel Morast und viel waldichtes ungebraucht lassen, und was sie brauchen, wird doch nicht gehörig in Obacht genommen. Es werden anstatt 130. Millionen möglicher Tonnen nur 12. Millionen Tonnen an Getraide erzielt, und von demselben nimmt der Brandtewein eine gute Anzahl weg. Wären die Hände zahlreicher, so würden die Moräste bald durchgraben, und zu Wiesen gemacht, die dürren Anger mit dem Düngen bezwungen und angesähet, das ungebrauchte Land, wie in China, nutzbar, und das gebrauchte durch seine Vertheilung vielfältig fruchtbarer werden. Der V. giebt einen Vorschlag hierzu an, daß man nemlich das Land in kleine Stücke eintheilen, die grossen Höfe zu kleinern verstücken, und also die Menge der daran arbeitenden Hände vermehren soll, da hingegen, wenn die grossen Höfe einem einzigen Erben bleiben, alle Miterben den Ackerbau verlassen, und zu weit minder nutzbaren Dienern, Soldaten, oder wohl gar zu Müßiggängern werden. Man hat auch in Engelland die Ein-

schliessung und Abtheilung der gemeinen Güter von sehr guten Folgen befunden. Das Land ferner glücklich zu machen, ist es rathsam eine genaue Wissenschaft von allen seinen Theilen zu haben, und eigene geschickte Leute zu erhalten, die den Fürsten und das Volk belehren, was an dieser oder jener Stelle für Wachsthum, oder für eine Manufaktur am glücklichsten vor sich gehen dürfte. In Frankreich ist dieses Mittel mit unvergleichlichem Nutzen gebraucht worden. Im folgendem Abschnitte handelt H. B. vom Gelde, und zeigt, wie der vermehrte Zentner Silber in einem Lande eben nicht eine Vermehrung an Reichthum mache, wenn die Waaren zugleich im Preiße steigen. Sodann vom Kredit, von der Münze, von dem Uebergewicht in der Handlung, und andern Materien wo wir ihm nicht nachfolgen können.

XIV.

Anti Lukretius.

vom Kardinal de Polignak. *)

1748. (S. 886.)

Es ist bekannt, daß Lukretius die elenden Sätze des Ungefähren, und der zufälligen Bildung der Dinge vorgetragen hat. Daß es in schönen Versen geschehen sey, wird sehr oft gesagt, ob wohl uns seine

*) Antilucretius s. de Deo & natura L. IX. Amst. 1748. & Lipsiæ. 1748.

Verse sehr hart, und seine Mahlereyen übertrieben, und öfters unangenehm, und seine Schreibart voll alter Wörter und gezwungener Abänderungen, mit einem Worte seine Poesie ungefähr wie seine Philosophie vorkömmt, wenn man nicht aus der fast nothwendigen Reinigkeit der Sprache einen Vorzug machen will, die zu den damaligen Zeiten fast nicht anderst hat seyn können. Der Hr Kardinal hat sich vorgenommen, die durch den Lukretius mißbrauchte Dichtkunst zu einem bessern Zwecke anzuwenden, und die Göttersprache zu brauchen die Sache Gottes zu vertheidigen. Er hat also vor dem Lukretius einen vielfältigen Vorzug. Er vertheidiget die Wahrheit, und fällt nicht in die wunderlichen Wiedersprüche, da der Römer bald von der Tugend rühmlich spricht, und bald ungescheut sich erklärt, daß er den Lasterhaften beystehen, und sie von dem Bisse des Gewissens heilen will. Der Hr. K. hat ferner den Vorzug, daß er eine weit bessere und reichere Philosophie vorträgt. Er genießt dabey das Vergnügen, daß er sehr viele Dinge aus der Naturlehre in die Poesie überbringen können, womit sich die Dichtkunst zu schmücken noch nicht gelernt hatte; wie die Lehre von der Entwickelung der Saamen zum Beyspiel dienen kann, die der Hr. K. mit vieler Kunst und Anmuth vorträgt. Seine Verse und Schreibart sind zwar an einigen Orten, vielleicht aus einer unvermeidlichen Natur der Dinge selbst, etwas trocken und prosaisch, aber hin-

gegen an tausend andern erhaben, reizend, und mit den besten Blumen der alten Dichter vernünftig ausgeschmückt. Es ist an dem, daß der Hr. K. mehr als es nöthig gewesen, wieder den leeren Raum gestritten, den Newton mit dem ungegründeten Vorwurf, daß er Worte ohne Meinungen wieder in die Naturlehre einführe, ohne Ursache belästigt, und überhaupt sowohl als der Abt Genest der Wahrheit einigen Schaden gethan, indem er sich nicht begnügt, die von allen angenommene wichtige Endeckungen vorzutragen; sondern es wagt, willkürliche Sätze zur Vertheidigung der Sache Gottes zu gebrauchen. Dieser Fehler fällt auf des Hrn. K. Erziehung, und einigermassen auf sein Vaterland zurück, wo in der Akademie selbst die kartesianischen Lehren noch vor wenig Jahren sind vertheidigt worden, und die Stellen sind auch nicht so häufig, da augenscheinlich falsche Sätze sich in das Lehrgebäude des Hr. K. eingeschlichen haben. Wir können ihm sonst nicht in allen seinen Wiederlegungen des Lukretius hier nachgehen, wohl aber aus unserm Gefühle, und aus dem vereinigten Beyfall von ganz Europa die Vermuthung ziehen, daß die Liebhaber der Religion, der Weltweisheit, der Dichtkunst, und der Sprache, allerseits mit Vergnügen und Nutzen dieses Werk lesen können.

XV.

Die Sitten

von Toussaint.

1748. (S. 1040.)

Dieses Buch ist in Paris durch des Scharfrichters Hände verbrannt worden. Wir haben in demselben vielen Witz und Verstand angetroffen. Die Sittenlehre ist durch alle Tugenden in lauter Gemählden ausgeführt, und diese sind wohl gemahlt, deutlich und scharf ausgedrückt. Wir bedauren den Verfasser, der vermuthlich aus Mangel einer genugsamen Erkenntniß des göttlichen Worts, und bey dem beständigen Anblicke überflüßiger und übertribener Ceremonien ein Naturaliste geworden ist. Sein Lehrgebäude ist dasjenige, das bey vielen in seiner Kirche lebenden Gelehrten herrscht: Gott sey ein gütiges vollkommenes Wesen, das allerdings an seinen vernünftigen Geschöpfen das Gute liebt, und das Böse aus Liebe straft, seinen Zorn aber nicht in die Ewigkeit erstrecken wird, auch kein Blut eines Mittlers verlangt, und keine weitere Ehren fodert, als die im Herzen ihm erzeigt wird, die äussern Feyerlichkeiten aber mit Gleichgültigkeit ansiehet. Aus dieser bequemen Lehre werden aber schwerlich die Folgen gezogen werden, die der V. dennoch aufs eifrigste anbefiehlt. Er will Tugend, so gar Liebe, Enthaltung von den natürlichsten, Wollüsten, vom Richten und Verachten seines

Nächsten, und andern dem menschlichen Verderben ganz unschäzbaren Vergnügen haben. Bey einem so gefälligen obersten Richter, werden ihm andre sagen, der die eigene Gerechtigkeit für vollzählig annimmt, wird dieses alles nicht so genau genommen werden. Daß er aber den beym Moses beschriebenen Gott für hassenswürdig und für so fürchterlich beschreibt, daß Moses selbst sich gescheuet zu verlangen, daß man ihn lieben soll, zeigt entweder die gröbste Unwissenheit des V. in der Religion, die er verwirft, oder einen sehr bössen Willen an, der wieder die erkannte Wahrheit streitet. Die harten Ausdrücke wieder die Geistlichen, und wieder die guten Wercke der Kirche, worinn der V. lebt, mögen zu dem Gerichte beygetragen haben, das über seine Schrift ergangen ist.

XVI.

Richardson und Fielding.

1749. (S. 201.)

Wir sagen nichts, als was die ganze, sonst eben nicht leicht zu gewinnende englische Nation sagt, wenn wir die Clarissa für ein Meisterstück in der Abschilderung der Sitten, der Art zu denken und sich natürlich, und dennoch witzig auszudrücken ansehen. Ohne die geringste unwahrscheinliche Ebentheuer wird die Aufmerksamkeit des Lesers ganzer sieben Bände durch nicht nur erhalten, sondern beständig vermehrt. Eine

jede Linie, so natürlich sie scheint, hat Leben, und Feuer, das man bewundern würde, wenn nicht alle Linien gleich wären. Unter den vielen Gemüthskaraktern der mit in dem Drama begriffenen Personen ist nicht einer, der nicht unveränderlich durch das ganze Werk herrschet und sich erhält, so daß wir eben nicht für schwer halten, bey einer jeden Seite zu sagen, welche Person den Brief geschrieben habe. Das Rührende, Traurige, Bewegliche und Entzückende sind im fünften, sechsten und siebenten Theile, und sonderlich auf dem Todbette der Clarissa so gehäuft, daß wir die Würkung des unwiederstehbaren Pathos auch auf den unempfindlichsten Gemüthern gesehen, und Augen geweint haben, die bey wahren Unglücken ihrer Freunde beständig trocken geblieben sind. Es ist wahr, das Unglück, das der tugendhaften Hauptperson der Geschichte begegnet, scheint dieselbe zu erniedrigen, und hat für einen etwas feinen Geschmack fast etwas wiederstehendes. Aber der Verfasser hat dessen ungeachtet die Heldin in eine solche Erhabenheit wieder zu bringen gewußt, die fast mehr bey den Engeln als bey den Menschen ist. Der unglückliche Ausgang der strafbaren Personen, und zumal der unzeitige Tod der Clarissa hat in Engelland einige wiedrige Urtheile erweckt. Aber das sollte eine Warnung seyn, und die langen Leiden der Fräulein sollten zur Lehre dienen, daß ein Frauenzimmer sich niemals wegen der gehoften Besserung der Treue eines unordentlich lebenden Lieb-

habers ergeben, Eltern aber ihre Kinder zu keiner unangenehmen Heyrath auf eine harte Art zwingen sollen. Die Belohnung der Tugend ist auch an der Fräulein Howe, dem edelmüthigen und vernünftigen Belford, und selbst an der sterbenden Clarissa ohne romanhafte Geschichte beobachtet. Es ist fast bey so vielen Vorzügen nicht mehr ein Ruhm, wenn wir beyfügen, daß die Clarissa ein Muster der neuesten reinsten und zugleich der witzigsten und blumenreichsten englischen Schreibart ist, und wegen dieses Verdienstes auch in ernsthafter Leute Büchersammlung einen Platz hoffen kann.

Wir haben gehört, daß des Hrn. Fieldings **Tom Jones** mit der **Clarissa** in England um den Vorzug gestritten, und denselben in Absicht der Menge Leser auch erhalten habe. Wir wundern uns über dieß Glück nicht, wenn wir überlegen, daß die meisten Leser Belustigung suchen, die sie an der ernsthaften **Clarissa** minder finden. Der **Tom Jones** ist in einem ganz andern Geschmacke geschrieben, und kömmt an niedern Auftritten, in der lächerlich heroischen Schreibart und in dem ganzen Plane mit seinem ältern Bruder dem Joseph Andreas überein. Doch erhebt er sich etwas mehr als jener, und der Karakter des Alworthy hat eine edle Erhabenheit, die das ganze Gedicht reizend macht. Die zerstreuten Betrachtungen über die Vortreflichkeit der Religion erheben sich auch über das Niedre der meisten Bege-

benheiten, und Herr Fielding besitzt eine grosse Kenntniß des menschlichen Herzens. Nur gehört er zu den Mahleren, die lieber getreue als schöne Gemälde liefern, und es für keinen Fehler ansehen, der Gegenstand sey auch schon häßlich, wenn nur die Aehnlichkeit getroffen ist. Er ist ein flämmischer Mahler. *)

Diderot hat auf Richardson eine Eloge 1762 drucken lassen. Dieser französische Weltweise verehrt unsern rechtschaffenen Romandichter fast wie einen Sokrates, und seine Ausdrücke haben ein ungewöhnliches Feuer. Freylich fühlt Herr Diderot das lebhafte Kolorit, das aus einer guten Wahl der Umstände entspringt, den Anstand aller auftretenden Personen, deren Karakter unnachahmlich beybehalten ist; die unsichtbare Kunst, die Begebenheiten vorzubereiten, und es so zu lenken, daß die Tugend und Vernunft selbst der verlassenen Clarissa zu irrigen Schritten verleitet, das rührende dieses Todes; die Geschicklichkeit mit welcher ganz entgegengesetzte Eigenschaften in einem Karakter vermischt sind, und doch natürlich zusammen fliessen; und endlich die falsche Klugheit der französischen Uebersetzer, die das Thränenerpressende gar oft wegen eines gewissen Wohlstandes übergangen haben. **)

---

*) Götting. gel. Zeitung. 1750. S. 123.

**) Götting. gel. Zeitung 1765. S. 88.

XVII.

Historische Flecken des Abts Raynal.

1749. (S. 315. 442.)

Der Abbe Raynal hat nach französischer Art in einer halb angenehmen und halb spitzfündigen Schreibart die Geschichte der Fürsten aus dem Oranischen Hause so beschrieben, wie es der Eigennutz von Frankreich erfordert, daß nemlich ein Verdacht auf die ganze Familie der Erretter der niederländischen Freyheit geworfen wird, als wenn sie sich zu eigenmächtigen Herrschern der Staaten zu machen suchten, die sie zu beschützen übernommen haben, ein Verdacht, der bey Wilhelm dem II. allein eine Wahrscheinlichkeit hat. Diese unbillige Vorstellung der Dinge wahrscheinlich zu machen hat R. sich nicht gescheut, die Jahrzahlen zu verändern, die Reyhe der Zeit zu verfälschen, und die Begebenheiten selber zu verlarven, eine Kunst, die den heutigen Franzosen fast angebohren scheint. Er verkleinert die Siege der Oranischen Fürsten, er putzt die alte hochmüthige Fabel auf, daß die französischen Könige der Freyheit der Niederlande wider Spanien aufgeholfen haben, er macht Gemählde, wie ein Romanschreiber, eben so klingend, eben so voll Antithesen, und eben so willkührlich. Er wirft auf den glorwürdigen Wilhelm den ungerechten Argwohn, daß er den Tod der Witben

*) Historie du Stadthouderat, 8. 1749.

befohlen oder befördert habe. Er rückt den Holländern mit einer unerträglichen Dreistigkeit vor, sie haben sich durch den König Wilhelm von ihrem wahren Vortheil ableiten lassen, indem sie Oesterreich wider Frankreich vertheidigt, und sich also des Vergnügens beraubt, Frankreichs unmittelbare Nachbarn zu seyn. Er schmeichelt der vorigen holländischen Regierung mit einem Lobe, daß sie sich selbst niemals gewagt haben zu geben, daß sie nemlich dreyßig Jahre lang gute Haushalter gewesen, und doch die Schulden des Staates nicht tilgen können; er spricht von Ludwig dem XV. wie ein Dichter, der vergißt, daß eine See ist, und daß die Donau, der Po, und der Panaro, Zeugen der bourbonischen Niederlagen sind. Er mißräth endlich den Holländern einen Statthalter zu wählen oder beyzubehalten, mit eben den Gründen, womit ehmals die ehrlichen Wölfe ihren lieben Schaafen bewiesen haben, wie läßig und unnöthig es sey Hunde zu halten, und endigt also seine Advokatenschrift mit einer gekünstelten und gekräuselten halb Lob- und halb Schmachrede wieder die Holländer, denen er so wohl will, daß er ihnen sogar seine unerbetenen Räthe mittheilt.

Eine histoire du Parlement d'Angleterre erschien in gleichem Jahre von diesem Verfasser. Er schreibt eben so verführerisch als seichte, eben so schön als

ver-

verläumderisch. Er gesteht selbst Bl. 306 daß er nicht blos als ein Geschichtschreiber, sondern auch als ein Katholike und als ein Franzose schreibe. Wie will er sich also des erstern so ehrwürdigen Namen anmaßen können? Er macht sich desselben auf alle mögliche Art unwürdig. Der Unterschied seiner voix délibérative und représentative, den er etlichemal anführet, ist ohne Verstand. In den bürgerlichen Kriegen der weissen und rothen Roße, läßt er 80 Prinzen vom Geblüte umbringen, da doch kaum etliche 20 damals in der ganzen königlichen Familie gezählt wurden. Vor Heinrich VII. wären die Barones Regni allein Herrn der Güter und die Gemeinen (les Communes) ihre Lehenleute gewesen, welches ein unverantwortlicher Irrthum ist. Er erfrechet sich, das geheiligte Haupt des englischen Thrones blos den ersten Justitzbedienten des Königreichs zu nennen. Die den Engländern abgenöthigte Revolution unter Jakob II. schreibt er einzig und allein dem Herzen dieser Nation zu, welches eben so fanatisch, als ihr Verstand philosophisch sey. Das Andenken des unsterblich glorreichen Wilhelm des III. sucht er mit dem allerniederträchtigsten Geifer zu beschmutzen. Weil er Engelland aus den französischen und päbstlichen Klauen gerissen, so muß seine Handlung eine Missethat seyn, und wenn es mißlungen wäre, würde er la fable de l'Europe & l'exécration du genre humain geworden seyn. Wir wundern uns, daß in einer mit so schänd-

lichen Vorurtheilen eingenommenen Seele das Licht der Wahrheit noch so viel Eindruck machen können, daß er gestehen muß: die Päbste hätten seit langer Zeit die Gränzen criminellement gebrochen, welche der Himmel diesen Religionshäuptern gesetzt. Nachdem sie müde geworden, die Welt durch ihre Frömmigkeit zu erbauen, hätten sie angefangen, solche durch ihren Hochmuth in Schrecken zu setzen, und die ganze Christenheit, als ein Reich davon sie Herren wären, und alle weltliche Kronen als Lehngüter ihrer bischöflichen Mütze angesehen. Er läugnet nicht, daß die Jesuiten, (welche einige mit einem blossen Degen verglichen, dessen Gefäß allezeit in päbstlichen Händen wäre) sich der Pulververschwörung verdächtig gemacht hätten. Denn sie hätten sich vertheidiget, ohne sich zu rechtfertigen, und hätten ein Wunder zu Hülfe nehmen müssen, ihre Unschuld zu retten. Er gesteht, daß Frankreich und Spanien sich um die Alliance mit Cromwell auf eine niederträchtige Art beworben. Wir hoffen übrigens, daß wie Raynals Stadthaltergeschichte durch die in Holland gemachte Anmerkungen von ihren Unreinigkeiten gesäubert worden; also sich bald ein englischer Rousset finden werde, der diesem Hohnsprecher der klügsten Staatsverfassung Europens das Maul stopfe.

XVIII.

Theorie und Geschichte der Erde.

Nach H. v. Büffon.

1750 (S. 52. f.)

Der H. v. Büffon trägt unter dem Titel Discours sur l'hist. & Théorie de la terre *) ein neues willkührliches Lehrgebäude vor, und seine Gegner werden sich nicht besser rächen können, als wenn sie ihn hierbey angreifen. Er stellt erstlich eine allgemeine Musterung über die grössern Theile der Erde an. Er untersucht die verschiedenen Meinungen, wodurch man die Erschaffung und die allmähligen Veränderungen der Erde erklärt hat. Denjenigen, die durch die Sündflut die gebildete Steine erklären, ist er nicht gewogen. Alle Steine, sagt er, müßten nach dieser Meinung zur Zeit der Sündflut weich geworden seyn, welches bey einer so langen Dauer der Erde ihm nicht glaublich vorkömmt. Hingegen findet er weislich, daß die ganze Erde mit der See bedeckt, und dasjenige, worauf wir wohnen, der Grund des Meeres gewesen sey. Die Ursache, die nach und nach das Ansehen der Welt verändert hat, findet er erstlich in der Ebbe und Flut. Diese hat nach und nach den Schlich zusammen getragen und ein festes Land erzeugt, eben sie hat auch die Muscheln von einem Orte weggetra-

*) In dem ersten Theile der Hist. nat.

gen und an andern aufgehäuft. (Sollte aber die Ebbe und Fluth die Indianischen Muscheln und Farnpflanze in die Schweiz sechstausend Schuh hoch haben bringen können ?) Also sind Hügel entstanden und ihre Schichten liegen eben deswegen alle einander parallel, so daß auch auf zweyen Bergen, die ein breites Thal trennt, dennoch die Lagen der Erde und der Felsen parallel und gleichförmig sind. Zu unterst an diesen Sändbäncken liegt der Sand und Leim, über dieselben hat das Wasser allerley harte abgewaschne Materien zusammengeschlemmt, woraus die Felsen entstanden sind. Das meiste hat das Meer gethan, und eben deswegen findet man meistens Seemuscheln auf den Bergen, aber auch Landpflanzen. Etwas thun die Flüsse, und in dem Schliche der letzten sind die Muscheln auch von der Art derjenigen, die im süssen Wasser hecken. Die Ebbe und Flut hat also die grossen Gebürge gezeuget, die in der alten Welt von Osten nach Westen und in der neuen von Süden nach Norden sich erstrecken. Die übrigen Hügel kommen von den Strömen der See, den Winden und andern unordentlichen Bewegungen der See her. Die grösten Ueberschwemmungen und nachmaligen Aenderungen der Erde entstehen aus der natürlichen Bewegung der See, die von Ost und Westen geht. Also arbeitet die friedliche See gegen die östliche Küste von China, und der atlantische Ocean gegen die östliche Küste von Afrika. Diese Küsten nehmen also ab, und die

westlichen zu. (Ist dieses erwiesen? Nimmt nicht China zu und erhält neue Inseln? Nimmt nicht Holland ab, und verliert seine Dünen und ganze Länder?) Der Ocean hat hin und wieder durchgedrungen und neue Seebusen ausgemacht. Die mittelländische See entsteht aus einem Einbruch des atlantischen Meeres (der nach Osten geschehen seyn muß,) dieses zeigt der Strom, der durch die Strasse von Gibraltar gegen die mittelländische See geht. (Der Hr. v. B. geht hier so weit, daß er sogar glaubt, die See liege nicht an allen Orten gleich hoch, und und die rothe See sey höher als die mittelländische; zeigt aber der Barometer nicht das Gegentheil?) Andre Länder entstehen aus dem Schliche grosser Flüsse, wie Holland und Egypten. Der V. zeigt hierauf, daß zwar das Wasser der Flüsse nicht weit in die Erde dringe, daß es aber doch unterirdische Ströme und Wasseradern giebt, die tief in die Erde dringen, (der rußische See Ozera hätte hier zu keinem Beyspiel sollen gebraucht werden, denn Ozero bedeutet überhaupt eine See und keine besondre.)

Unter dem Titel Preuves de la théorie de la terre, folgen hierauf neue Hypothesen. Die erste erklärt den Ursprung der Planeten. Diese sind nach des Hr. v. B. Meinung aus der Materie der Sonne entstanden, in welche ein Komet gefallen, und ein ziemliches Stück, ein $\frac{1}{850}$ Th. der Sonne, daraus geschlagen hat. Dieses Stück ist von flüßiger Materie und wie ein Strom daraus gesprungen, dessen Bewegung bestän-

dig schleimiger geworden, und sich nach den Graden der Dünne und Dichtheit gesammelt hat. Die dünste Materie hat den Saturn, und die dichteste den Merkur ausgemacht; jener ist wegen seiner kleinen Wärme wenig, die Erde und der Merkur aber sehr viel dichter gewesen. Der Sprung dieser Materie und die anziehende Kraft der Sonne haben den neuen Planeten ihr Gleiß vorgeschrieben. Sie sind nach und nach erkaltet, nachdem sie im Stande ihre Flüssigkeit eine runde Gestalt angenommen. Die eigene Figur der Erde, deren beyde Durchschnitte gegen einander sich verhalten wie 229 und 230, ob wohl die Feldmesser ein anders Verhältniß gefunden haben, ist daraus entstanden, weil die Erde zugleich, da sie ihre Figur empfangen, auch sich um ihre Achse gewelzet, und daraus in der grössern Achse ihrer Welzung eine höhere Figur entstanden ist. Die Erde ist nicht hohl, ihre Bewegung würde sonst unordentlich seyn; denn die Berge würden vielmehr angezogen werden als die flachen Theile der Erde. Aus eben der Ursache ist sie inwendig auch nicht dichter als auswendig. ꝛc.

In den folgenden drey Abhandlungen wird Whiston, Woodward, und Burnet wiederlegt, und wieder alle natürliche Erklärungen der Sündflut das Urtheil gesprochen. Die sechste Abhandlung ist geographisch. Der Hr. v. B. mißt die Erde hier aus. Er findet auf der alten Welt 4,940,780. gevierte

Stunden und auf der neuen 7,080,993. davon jene Weite einen fünftel und diese einen drittel der See ausmacht, (wenn man keine unbekannte Länder gegen den Pol annimmt.) Beyde Welten halten einander das Gleichgewicht, und die Linie theile beyde in zwey gleiche Theile. Die ältesten Theile der Erde liegen an der östlichen Seite von Afrika und Asien, und auf der westlichen von Amerika, die andern sind neuer, und unter die neuen Theile der Erde gehört Europa. (Die Alpen sind also neu, und neuer als das niedere China?) Der VII. Abschnitt handelt von der Hervorbringung der Schichten der Erde, und etwas davon ist schon angezeigt. Aber hier geht der Hr. v. B. weiter. Die noch glühende und mit einer gläsernen oder doch glaßartigen Rinde umzogene, mit Sand aber und Leim als den Schlacken des Glases bedeckte Erde, hat gedünstet, die Dünste sind gefallen, und haben einen Thau ausgemacht. Dieser Thau hat einen Schleim gesetzt, und dieser Schleim ist die ursprüngliche Erde. Auf diese hat Ebbe und Fluth allerley Schlich geschlemmt, die Bimssteine der brennenden Erde geschmolzen, und aus diesen und andern Materialien die Berge gezeugt, von welchen die höchsten nahe um die Linie, und die gegen die Polen niedriger sind. Nach und nach haben die verfaulten Thiere und Gewächse die Erde vermehrt, und bis auf 75. und 100. Schuh hoch sich auf den Meerschlich, den man an seinen Muscheln kennt,

aufgehäuft, sonderlich wo man die Erde ruhig gelassen. Denn wo Menschen wohnen und Thiere leben, vermindert sich diese fruchtbare Erde, und ein jedes lang bewohntes Land muß endlich ein felsichtes, saltzichtes Arabien werden. (Ist denn das uralte China unfruchtbar?) Der Hr. v. B. durchgeht also der Ordnung nach die Welt, und urtheilt von einem jeden Stücke ob es alt oder neu sey. Daß Engelland und Frankreich, Spanien und Afrika, Sicilien und Italien an einander gehangen, und die Maldivischen Inseln ein einiges Land gewesen, hält er für höchst wahrscheinlich. Er glaubt beobachtet zu haben, daß wo Thäler sind, die dieselben ausmachende Berge auch auf beyden Seiten gleich hoch gefunden werden; (eine Meinung wogegen die Schweiz viele Ausnahmen hergeben könnte.) Er zergliedert ferner die Erde. Ihr inwendiges ist von Glas oder von glasartiger Materie: hierauf findet man Sand, dann Leim, der nichts als sehr feiner Sand ist, und dann thierische Erde. Aus dem Sande sind durch eine Zusammenbackung die Felsen, und durch die Verwitterung der Leim entstanden; diese beyde sind, wieder fast aller Naturkündiger Meinung, einander überaus nahe verwandt, und der Leim ist eine wahre Schlacke. Selbst die Kiselsteine verwittern, und werden zu einer weisen Erde, die wie der Ton im Feuer roth wird. Auch das Glas wird endlich zu einem feinen weissen kalkichten Pulver. Im VIII.

Artikel handelt Hr. v. B. von der Muscheln, die er in ganz unendlicher Menge im festen Lande antrifft, und den Voltaire auslacht, wenn er die Muscheln auf den Bergen einem Zufall, einem verlohrenen Fisch zuschreibt, den man grossen Herren gebracht. Es ist dem Hr. v. B. daran gelegen, daß der Muscheln viele seyen, und daß sie, wie er versichert, Bänke von 100. und 200. Stunden ausmachen. Denn er glaubt die Kreide, der Kalch und Mergel entstehe aus lauter Muschein, die nach und nach verwittert sind. Hingegen ist der Topstein, der Stalactit und viele andere Gesteine etwas ganz neues, und eben deßwegen findet man niemals Meermuscheln, wohl aber die aus süssem Wasser darinn. (Sich zu helfen will der Hr. v. B. nicht glauben, daß die meisten Muscheln, die man in Europa findet, von fremden Seen sind; denn er merkt wohl, daß die Flut nicht wohl Nautilen aus Indien bringen kann. Aber es ist umsonst, und die versteinerten Gewächse, die man im Schiefer findet, sind fast alle aus den Antillischen Inseln und den warmen Ländern.) Der rothe Porphyr entstehet aus Stacheln von Meerigeln u. s. f. Auf den allerhöchsten Bergen findet man wenig oder keine Muscheln, und deswegen hat der Hr. de la C. auf den antischen Gebürgen keine angemerkt; das macht, der Regen hat den Sand und den Schlamm der hohen Berge abgewaschen und die Felsen nackt gelassen. Einige hundert Schuhe tiefer

aber ist alles voll Muscheln. Man findet dieselben niemals in Materien, die sich entzünden lassen, wohl aber in sehr hartem Gestein, auch in Agaten und Kornalien. Wenn man die Muschelschalen nackt und ohne ein umgebendes Gestein antrifft, so hat es der Frost gethan, der nach und nach den Stein zersprengt und zerstäubt, der Schale aber nichts anhaben kann. Landthiere findet man gar nicht oder sehr selten, und folglich sind die Versteinerungen keine Würkung der Sündfluth. Der IX. Artikel betrachtet die Unebenheit in der Oberfläche der Erde. Die Thäler schreibt der Hr. v. B. theils dem Falle der Felsen und der Kraft des abwaschenden Regens, theils aber auch, und insbesondere die sehr tiefen Bergschlünde, den Volkanen zu, die nunmehro ausgeloschen sind. Die ordentlichen uralten Grundstücke der Welt liegen, nach dem Hr. v. B. alle Schichtweise, die übrigen sind entweder zusammengehäuft, wie der Sand, die Felsen, die Kreide, der Schifer, der Marmor, und theils sind sie in den Ritzen der übrigen Materien aus einem flüßigen Wesen angeschossen, wozu die Metalle und Krystalle gehören. Jene sind von der See zusammengeschlemmt; der Sand ist zum theil glasartig, und in demselben findet man wenig Muscheln. Die harten Felsen entstehen aus dem Sande; man findet in demselben allemahl einen Kern, einen Nagel, wie man ihn in Frankreich und auch auf den Alpen nennt, der geschmolznes

Metall und deswegen sehr hart ist, und der Feile widersteht. Ihre übrige Materie ist Sand. Doch wir müssen nothwendig abbrechen, und nur noch herzählen, daß die übrigen eben so beträchtlichen Artikel von den Flüssen, den Seen und Meeren, der Fluth und Ebbe, dem ungleichen Grunde der See und ihren Strömen, den ordentlichen Winden und den unordentlichen, den Volkanen und Erdbeben, den neuen Inseln und tiefen Hölen in der Erde, den Sümpfen, unterirdischen Wassern und Hölzern, und den Veränderungen der See in Land und des Landes in See, handeln. Ueberall wird man besondere Meynungen, aber auch nützliche Anmerkungen antreffen.

XIX.

Von den Skalden. *)

1750. (S. 110.)

Herr Axel zeigt in einer Probschrift daß die Skalden schon in uralten Zeiten in grossem Ansehen gestanden, und unter den vornehmsten Rathgebern und Gefährten der Könige im Krieg und Frieden einen Platz bekleidet. Sie unterwiesen die Söhne der Könige, und unter diesen selbst findet man unter den Dichtern Regnern, Lodbrock und Haralden Hoodråd, sehr viele

*) De Primordiis & incrementis poeseos Suècanæ à D. Axel à Axelson. Upſ. 1748.

aber vom vornehmsten schwedischen Adel. Er verfolgt hierauf die Dichtkunst der Zeitordnung nach in den heidnischen Zeiten; in den Jahrhunderten, die von der ersten Pflanzung des christlichen Glaubens bis zum Jahr 1650 verflossen sind, und endlich die allerneueste. Odin war selbst ein grosser Dichter, und wurde in der Folge der Zeit der Schutzgott der Skalden; doch war er (nach Hrn. A.) nicht der älteste Dichter, und die Voluspa war zu Zeiten der Belagerung Troja schon verfaßt. Doch gesteht er, daß die letzte Rudbeckische Meynung und die eigentliche Bestimmung der Lebenszeit der alten Dichter schwer auszumachen ist. Viele sind verlohren, und die erhaltenen hat man den Isländern zu danken, die im 12. Jahrhundert davon Sammlungen zu machen angefangen haben. Die vornehmsten Sammler sind Somund (Sigfussohn) Are, und Frode, obwohl auch von dieser ihrer Sammlung das meiste verlohren ist. Hr. A. glaubt mit andern, diese und des Snorro Sturleson zusammengetragene Gedichte, geben uns ein grosses Licht in der Geschichte, Sittenlehre und Mythologie der alten nordischen Völker. Sie brauchten Verse von sehr verschiednen Arten. Sie reimten (oder kamen mit einander überein) nicht nur mit dem letzten, sondern auch oft mit dem ersten Buchstaben; zuweilen mußte im gleichen Verse das erste und letzte Wort das gleiche seyn, zuweilen fiengen alle Verse in einem Gedichte mit eben dem Buchstaben an. Die

vornehmste Eigenschaft ihrer Dichterey bestund aber doch in erhabenen wohltönenden Worten, Gleichnissen und Figuren, und sie gaben hierinn des Hrn. A. Geschmacke zu Folge, keinem Volke in der Welt etwas nach. Lange nach der Aufnahme des Christenthums blieben noch Skalden, aber die Mönche drangen nach und nach durch, und führten ihre Art zu dichten und die Reime ein. Diese Anmerkung ist von Wichtigkeit, indem sie den Ursprung der Reime den alten gothischen Völkern abspricht, und sie, wenn man es um und um untersucht, doch den Deutschen läßt. Zu den Zeiten des K. Magnus Smek fing man die Reichskronik an, die bis zu Gustav des I. Zeiten fortgesetzt wurde. Die Gedichte dieser Zeiten waren einfältig und ungehobelt, die Reime waren nicht genau, und auf die Anzahl der Silben kam es den Dichtern auch nicht an. Ein ähnlicher Buchstabe machte einen genugsamen Reim aus, der Ton und die Silbenlänge wurde auch nicht wahrgenommen. Endlich fiengen die Brüder Olaus und Laurentius Petri an der Dichtkunst aufzuhelfen. König Karl der IX. schrieb eine Kronik im Geschmacke der Reimkroniken über seine eigenen Begebenheiten. Messenius trug zur Aufnahme der Poesie mit seinen Lust- und Trauerspielen vieles bey. Stiernhielm brachte am ersten unter Christinen die schwedische Dichtkunst auf eine ansehnliche Höhe, er war der Urheber ihres männlichen Alters, und fast zur gleichen Zeit mit dem Deutschen, der Schweden Opiz.

XX.

Ueber den Menschen.

Nach Hartley. *)

1750. (S. 212. f. S. 243. f.)

Die Absicht des Verfassers ist auf eine mechanische Art zu erklären, wie alle Bewegungen des Leibes und alle Empfindungen und Würkungen der Seele geschehen, fast auf die Art, wie es vormals Hooke versucht, obwohl Hr. H. in der Ausführung von ihm weit abgeht. In dem ersten Buche ist also ein grosser Theil der Physiologie enthalten, und insbesondre die mechanische Art, wie die Empfindungen der Sinne von den Nerven angenommen, zum Hirn befördert, daselbst wiederum empfangen und aufbehalten, und aus denselben die Bewegungen des Körpers verursacht werden. Den Sitz der Seele, oder das unmittelbare Werkzeug der Bewegung und der Empfindung, setzt Hr. H. in das Mark des Gehirns und des Rückgrades zugleich, welchen Satz er hernach so einschränkt, daß er das Rückmark von den Empfindungen ausschließt, und die Begriffe sich blos im Gehirne der Seele vorstellen. Die Eindrücke der auswärtigen Körper erwecken in den Nerven, und nach diesem im Hirne eine zitternde Bewegung (Vibration). Diese zitternde Bewegung, glaubt Hr. H. sey dadurch erwiesen, daß

*) Observations on Man, London 1749.

die Eindrücke sinnlicher Körper eine Zeitlang sich halten und nicht gleich verschwinden, welches, wie Hr. H. sich versichert, bey keiner andern als einer zitternden Bewegung möglich ist. Sie wird vermittelst einer dünnen himmlischen Luft (æther) verrichtet, die zur Bewegung wegen ihrer grossen Schnellkraft sehr geschickt ist, obwohl Hr. H. nach seiner Aufrichtigkeit selbst gesteht, daß er hier eine blosse Muthmassung vorträgt. Diese zitternde Bewegung des erregten Aethers geht längst den zusammenhangenden dichten Fäden der Nerve und des Hirnmarks fort; denn Hr. H. hält die Nerve nicht für hohl. Sie bringt die kleinen Theile der Nerve in eine gleichförmige und in den gleichen kleinen Zeiträumen fortgehende Bewegung, fast wie die mit dem Schalle angefüllte Luft bey harten Körpern thut. Die einmal entstandene Bewegung geht nach der Länge der Nerve fort, ins Gehirn und zwar blos ins Mark, weil die andern Theile desselben einen andern Bau haben, und die Zitterungen der Nerve nicht annehmen. Ueber das Mark aber, das überall mit den Nerven den gleichen Bau hat, erstrecken sie sich ganz frey, und nehmen nach und nach ab, nachdem sie mehr Materie in Bewegung gesetzt haben. Diese kleinen Zitterungen sind von einander unterschieden, nach dem Maße ihrer Kräfte, nach dem Maße ihrer Geschwindigkeit, nach der Stelle des Gehirns, die sie in Bewegung bringen, und nach der Linie, nach welcher sie durch die ver-

schiedenen Nerven ins Hirn kommen. Weil auch Wollust und Schmerz die stärksten Empfindungen sind, so untersucht Hr. H. deren inwendige Natur, und findet, daß zwar beyde zu den zitternden Bewegungen, doch mit diesem Unterschied gehören, daß in beyden zwar die kleinen Theilchen des Marks und der Nerve in etwas aus ihren Verbindungen gerückt, aber in der Wollust wieder in ihre vorige Verknüpfungen zurück gehen, hingegen im Schmerzen einen neuen Zusammenhang ausmachen. Hierauf erklärt er den Schlaf. Seine Meynung geht dahin, daß er von der Anfüllung der Adern und zurückbehalten des Blutes in dem Gehirne entstehe, dabey das Blut zugleich erdünnert wird. Aus diesen Ursachen wird das Mark zusammen gedruckt, und am Zittern verhindert. Die Erzeugung der Begriffe beschäftigen hiernächst den Hrn. H. Diese sind nichts anders als die Würkung verschiedener Empfindungen, die nach einander wiederholt worden, und endlich einen beständigen Effekt hinterlassen haben; dieser Effekt ist eine Fähigkeit zu einer zitternden Bewegung, die an Geschwindigkeit, Art, Stelle und Richtungslinie mit der ursprünglichen zitternden Bewegung übereinkömmt, aber ordentlicher Weise schwächer ist. Dieses erklärt Hr. H. weitläuftig dadurch, daß nach dem Eindrucke äusserlicher Empfindungen das Mark im Gehirne anfänglich wieder in seinen natürlichen Zustand zurückgeht, nach und nach aber, wenn die äusserliche Empfindung oft wiederholt wird,

schwerer und schwerer wieder den angenommenen Zustand verliert, und endlich gar darinn bleibt, folglich wenn neue Empfindungen von eben der Art erzeugt werden, viel leichter sich in die erst wiederholte und schon gewöhnliche Zitterung setzt, als in alle andere Arten von Bewegung. Diesen Zustand heißt Hr. H. **Miniaturzitterungen**, die eine Aehnlichkeit mit den ursprünglichen haben, aber weit schwächer sind. Eine andere sehr wichtige Betrachtung ist die über die verbundenen Begriffe, als worauf des Verfassers Lehrgebäude grösstentheils sich gründet. Er erklärt diesen durch die Erfahrung bestärkten Satz folgender Gestalt. Eine iede zitternde Bewegung ändert diejenige, die ihr am nächsten ist, so daß sie mit ihr in einige Aehnlichkeit übergeht, indem sie nicht mehr allein von ihrem natürlichen Zustand erweckt und verursacht, sondern durch die neue benachbarte Zitterung in einige Veränderung gesetzt ist; es entsteht also eine Fertigkeit in derselben, wenn ihre Nachbarin neu erweckt wird, gleichfalls in eine Bewegung gesetzt zu werden, und diese Fähigkeit ist grösser als in andern Stellen des Gehirns, wo dergleichen wechselsweise Aehnlichkeit durch die Nachbarschaft nicht verursacht worden ist. Diese Kette verbundener Zitterungen kann sich weiter, und auf mehrere einzelne erstrecken, und auf diese Art werden die zusammengesetzten Begriffe erzeugt. Sie können auch durch wiederholte Erneuerung der ursprünglichen Bewegung

so lebhaft werden, daß sie denjenigen nichts nachgeben, die durch die Sinne unmittelbar erregt werden. Hieraus fängt man an zu merken, wie durch die Ueberlegung und durch die Begriffe der Tugend sinnliche Wollüste überwunden werden können, und wie hingegen die Tollheit entsteht. Hr. H. zeigt auch, wie aus der mehrern Anzahl angenehmer Empfindungen, die überhaupt im menschlichen Leben die unangenehmen übertreffen, endlich der Mensch völlig glückselig werden könnte, welches, des Hrn. H. Muthmassung zufolge, nach dem Tode endlich geschehen wird. Hierauf folgen die willkührlichen Bewegungen und die Sinne insbesondere, und die Gemüthsbewegungen, in welchen wir dem scharfdenkenden Verfasser in dieser Wochenschrift nachzufolgen gehindert sind, und also blos einige Gedanken desselben berühren wollen, die theils ungewöhnlich, theils unwahrscheinlich sind. Wir zählen dahin seine Meynung, daß die Bewegung der Muskel auf eine nothwendige Art auf die sinnlichen Empfindungen folge, und z. E. wenn man sich erhitzt, das Athemholen grösser werde, weil das Brustfell gespannet wird, zittert, und das Zwerchfell in eben ein solches Zittern bringt. Hr. H. widerspricht sich hierinn sehr merklich, denn bey dem Athemholen schreibt er, wie wir eben gesagt, die Bewegung des Zwerchfells dem Spannen und Zittern des Brustfells (Pleura) zu. Und bald darauf erklärt er das Weinen des Kindes dadurch, daß alle Muskeln von einer

unangenehmen Empfindung in die Bewegung gebracht, und deswegen ein Laut gezeugt werde, weil die Muskeln, die den Athem ausdrücken, stärker sind, als die ihn schöpfen. Wenn aber jene stärker sind, warum wird denn in dem vorigen Falle, in der Erhitzung, eine stärkere Athemholung erregt, und sollte nicht vielmehr die Exspiration die Folge dieser Empfindung, in diesem Falle wie in jenem, seyn? Eben so unwahrscheinlich ist es, daß in dem neugebohrnen Kinde das Hinunterschlucken der Milch mechanisch entstehe, weil die Luft oder die Milch eine Bewegung in dem Munde erweckt, die sich auf die Muskeln des Kinnbackens und des Schlundes ausdehnt, und sie in die Würksamkeit setzt. Denn warum werden eben die rechten Muskeln, die zum verschlingen nöthig sind, und nicht ihre Gegner in Bewegung gebracht? warum eilt der Schlund der Speise entgegen und geht in die Höhe, ehe die Speise ihn berührt? Wie kann eine allgemeine zitternde Bewegung einige Muskeln auslesen, und die allein in die Würksamkeit nach einer gegebenen und nöthigen Ordnung setzen, weil andre, die eben so nahe mit dem empfindenden Theile verbunden sind, ruhig bleiben? Ist es wahrscheinlich, daß in der Traurigkeit der Magen hauptsächlich leide, und gewisse zitternde Bewegungen durch die zusammenhängenden Häute hierauf zu den Augen, der Nasenspitze, dem Schlunde schicke, woraus das Weinen entsteht? Hätte es (p. 408.) dem Hrn. H. wohl sollen einfallen können,

daß die Haare, die von sich selber elektrisch sind, eine zitternde Bewegung den Muskeln der Katze und des Pferdes mittheilen und ihre Stärke vergrössern? und sind nicht die glatten Insekten ihrem Verhältniß nach weit stärker als die vierfüßigen Thiere? Ist es wahrscheinlich, daß die Lähmung entstehe, wenn die von Natur durchsichtigen Nervenfasern weis und undurchsichtig werden (p. 18.)? Kann man glauben, daß in den Hirnhölen, die immer voll von einem feuchten Dunste sind, ein dickerer Aether wohne, der die empfindenden Bewegungen aufbehalte? Die schnellere Zitterung der rothen Strahlen und die langsamere der Violbraunen nimmt Hr. H. auch an, ohne daß wir merken, daß er des Hrn. Eulers Aufsätze gelesen habe, und sein systematischer Kopf hat ihm die Aehnlichkeit der 7 Hauptstrahlen mit den 5 Tönen und 2 halben Tönen (dem zweyerley blau und zweyerley gelb) auch wahrscheinlich gemacht. Die Art wie Hr. H. glaubt, daß die Sprachen entstanden, seine Muthmassung, daß das Alphabet nicht eine Erfindung der Menschen, sondern eine Eingebung Gottes gewesen, und dem Moses zuerst mit den Tafeln verliehen worden, (p. 310.) seine Vorschläge zu einer allgemeinen Sprache, seine Erklärung, wie der Begriff von Gott endlich alle andre verschlingen und einzig übrig bleiben, folglich eine allgemeine Seligkeit in allen denkenden Wesen entstehen werde; seine Erklärung von dem Unterschied der Thiere und Menschen, und überhaupt das ganze

Werk ist sonderbar, und verdienet einen aufmerksamen Leser. Am Schlusse dieses ersten Theils giebt Hr. H. endlich deutlich zu verstehen, daß er keine Freyheit, sondern eine vollkommene Folge nothwendiger Würkungen glaube, daß alles von Gott herkomme, und am Ende durch eine allgemeine Versöhnung mit ihm alles Uebel gut gemacht werde, und daß er ziemlich ungeneigt sey, eine unkörperliche Seele zu glauben, auch derselben Unsterblichkeit gar nicht an ein unkörperliches Wesen gebunden zu sein glaube, und aus dem Beweise der persönlichen Bewußtheit wenig mache, welches alles Hr. H. doch, wie es scheint, mit der Offenbahrung vollkommen übereinstimmig zu seyn fest glaubt.

Der zweyte Theil gehört blos allein zur Sittenlehre und Gottesgelahrtheit. Man muß sich überhaupt verwundern, eine so strenge Ehrerbietung für Gott und die Tugend bey einem Materialisten anzutreffen, und man sieht daraus, daß die sichtbaren Vorzüge der Tugend manchmal (wie ehmals bey den epikureischen Römern) stärker sind, als ein angenommenes Lehrgebäude. Hr. H. verdient in diesem Theil, daß wir seinen Fußtapfen folgen. Er fängt an zu erweisen, daß ein Gott von Ewigkeit her seye. Unter den Eigenschaften Gottes beweiset er zuförderst seine unermessene Güte, diese leitet ihn zu einer Untersuchung, ob die erschaffene Welt würklich mehr Böses als Gutes in sich habe. Hr. H. überzeigt sich, daß ungeachtet des

untermischten Schmerzens, des Todes, und der anscheinenden Unordnung dennoch Schönheit, Ordnung, Glückseligkeit und Leben den Vorzug haben. Da diese Materie mit der Frage vom Ursprung des Uebels verknüpfet ist, so untersucht Hr. H. sie aus dem Grunde, und zeigt, daß es vier Hauptgrundrisse von Welten habe geben können. Er lenkt sich zur dritten Meynung, in welcher ein jedes denkendes Wesen durch nähere oder kürzere Wege endlich zu einer unendlichen Glückseligkeit gelangt, und also die Bilanz (wie man sie nennet) auf der Seite der Glückseligkeit ist. Er zeigt auch die Mittel, wodurch die unvollkommene Glückseligkeit, mit welcher Schmerz und Ungemach verknüpfet sind, nach und nach zu einer reinen Seligkeit wird, indem die vergnügten Begriffe nach und nach die unvergnügten übertreffen, verschlingen, und aus schmerzhaften Empfindungen selbst kleine Vergnügen machen. Nach dieser Erklärung ist die Welt, wie Hr. H. meynt, in den Augen Gottes schon würklich gut und vollkommen, indem der Ewige auf einmal das Zukünftige mit dem Gegenwärtigen übersieht, und dieses in jenem verschwindet. Hr. H. der sonst die menschliche Seele materialisch zu machen sehr geneigt ist, erweiset dennoch das geistliche, und unkörperliche Wesen Gottes. Bey dem freyen Willen hat er einen etwas harten Stand, indem er eigentlich keinen annimmt, und die Welt bey ihm eine pure von Gott in Bewegung gesetzte Maschine ist, folglich alle

Belohnung und Strafe wegzufallen scheint. Er hilft sich mit einem Unterschiede, den er zwischen dem philosophischen freyen Willen und dem in gemeinem Verstande genommenen auf eine ziemlich subtile Art macht, und bleibt dabey, daß ein freyer Wille in dem erstern Verstande unmöglich ist, daß nemlich ein denkendes Wesen bey den gleichen Umständen sich eben so wohl zum nein als zum ja lenken könne. Das zweyte Kapitel ist dem Beweise von der Wahrheit des christlichen Glaubens zugedacht, als welchen Hr. H. mit Eifer und deutlichen Merkmalen seiner wahren Ueberzeugung vertheidigt. In der 29. Prop. widerlegt er seinen Landsmann Craig, und zeigt daß die Entfernung der Zeiten und Oerter die Gewißheit einer wahren Geschichte im geringsten nicht schwächt. Cäsars Begebenheiten werden in 1000 Jahren eben so gewiß seyn, als itzt. Der Prophezeyungen Erfüllung wird sogar bey der Offenbahrung die Ueberzeugung immer vermehren. In der 36. Propos. zeigt Hr. H. wider viele Freygeister, daß die patriarchalische, jüdische und christliche Offenbahrung würklich grosse Dienste geleistet, die natürliche Religion und Sittenlehre in ein besseres Licht, selbst für die Ungläubigen und Heiden gesetzt, die Gläubigen aber mit den stärksten Gründen zur Tugend und Menschenliebe erfüllet haben. Die besten heidnischen Religionen haben selbst, wie Hr. H. zeigt, ihr übriges Licht aus der Offenbahrung. Von der Religion geht Hr. H. zur Sittenlehre über. Der erste

Hauptsatz ist, daß der Mensch nicht die Lüste des Lebes zu seinem Hauptzweck zu machen hat; der Beweis ist leicht, sie zerstören den Körper, den sie vergnügen sollen. Bey dieser Gelegenheit hat Hr. H. einen eignen Gedanken. Er glaubt, die Sündfluth habe die Natur der Nahrungsmittel verändert, und eben daraus sey die Verkürzung des Lebens entstanden. Gegen die Thiere zeigt er viele Liebe, und läßt fast ungerne zu, daß man sie zur Speise gebrauche. Ob aber die Israeliten, wie er meinet, 40 Jahre lang kein Fleisch gegessen, scheint sehr zweifelhaft, wenn man zumal die vielen Opfer betrachtet, die zum Theil von den Priestern und zum Theil von den Opfernden verzehrt werden müssen. Hr. H. durchgeht hierauf alle Theile der Sittenlehre. Er zeigt ganz leicht, daß eine unumschränkte Freyheit in der Wollust tausend Unglücke auf die Länder in Afrika und Amerika bringt, wo sie herrscht. Er hat einige Neigung zum einzelnen Leben, wenigstens für fromme Leute. Eben so ernsthaft zeigt er sich bey dem Vergnügen des Verstandes. Er erlaubt nicht, daß man sich demselben gar zu sehr ergebe, er schrenkt selbst die Begierde zu lernen, und nützliche Künste zu treiben ein, weil sie doch endlich uns mit einem allzugrossen Gefühl unserer Würdigkeit anfüllen. Noch viel weniger erlaubt er die Ehrsucht, und er folgt hierinn dem besten Führer, dem Heiland. Die wahre Ehre des Menschen selbst in dieser Welt, und in den Augen verdorbener Mit-

geschöpfe, ist doch endlich die genaueste Befolgung der Lehren der Religion und Menschenliebe. Die Vorzüge der Demuth führt er gründlich aus. Den Eigennutz widerräth er als eine Quelle unendlicher Mißvergnügen, und als den wahren und gröſten Feind der zum Glücke der Menschen unentbehrlichen Liebe Gottes. Bey dieser Liebe zeigt er derselben nahe Verbindung mit der Liebe des Nächsten, und mahnt die Christen an, zu denen so sehr versäumten Befehlen des Heilandes, sein Wort allen Menschen zu predigen. Von der Liebe Gottes redet er aus der Erfahrung, und zeigt als das würdigste Muster des Ausdruckes derselben die Psalmen an. Seine Betrachtung, daß man die Welt mehr liebe als fürchte, Gott aber mehr fürchte als liebe, ist scharfsinnig, und er folgert daraus ganz mathematisch, daß die Liebe der Welt in dem gleichen Verhältniß abnehmen müsse, in welchem die Liebe Gottes zunehmen soll. Er schließt diesen Abschnitt mit einer Vergleichung der heidnischen Tugenden und der christlichen, aus welcher der letztern grosser und unenblicher Vorzug erhellet. Hr. H. betrachtet hiernächst die Regeln des Glaubens; er widerspricht aufs äusserste allen menschlichen Formeln und Unterschriften, und schmeichelt sich, man fange an alle diese Schutzwehren der Sekten nieder zu reissen. Endlich folgt im 4. Kap. seine Meynung von der Hofnung der Menschen in diesem und im andern Leben. Er glaubt, schon in diesem Ueberwege überhaupt das

Gute, das Böse; aber nicht um viel, auch nicht einmal bey den glücklichsten Menschen, und so, daß die Tugend am sichersten zum Glücke, das Laster aber zu Gefahr und Verdruß führe. Er äussert seine Gedanken über die zukünftigen Veränderungen der Welt. Er glaubt festiglich, alle jetzige Regierungen werden über den Haufen geworfen werden, welches er insbesondre aus dem allgemeinen Verderben, und dem Mangel der Religion schließt. Den Juden wird das gelobte Land noch einmal zu Theil, und die christliche Religion allen Völkern geprediget werden, wobey Hr. H. anstatt der Gabe Wunder zu thun, den neuen Mißionarien aus der Kenntniß der Arzneykunst einen besondern Eingang verspricht. Er zeigt ferner, daß auch die Vernunft ein ander Leben wahrscheinlich macht, und bey dieser Gelegenheit scheint er von seiner materialischen Meynung abzugehen (p. 383.) und eine unkörperliche Seele anzunehmen. Einer seiner Gründe ist dieser. Es scheint nicht der Güte Gottes angemessen, daß ein denkendes Wesen mit dem Tode, nemlich mit einer unangenehmen Empfindung endigen werde. Doch gesteht er, daß die Offenbahrung hauptsächlich die Unsterblichkeit der Seele lehre. Die künftige Seligkeit wird blos geistlich, die Strafen aber dabey auch wohl leiblich seyn, und in einem wahren elementarischen Feuer bestehen. Gleich nach dem Tode werden die Seelen zwar nicht in einen unempfindlichen, aber doch in einen unwürksamen Zu-

stand gerathen; die wenigsten Menschen werden gerade in die Wohnung der Seligen kommen, die meisten aber durch allerley Grade von Reinigung gehen. Endlich aber werden alle selig werden. Ein wichtiger Satz, den Hr. H. aus der unpartheyischen Güte Gottes, aus seinem grossen Einfluß in alle unsere Thaten, aus der allzugrossen Aehnlichkeit der Gerechten mit Sündern, und endlich, wie er glaubt, auch aus der H. Schrift beweiset, die entgegen stehenden Schriftstellen aber so gut ablehnet als er kann. Er geräth hiernach noch einmal auf die zukünftigen Aenderungen der Welt, die Zerstörung Roms u. s. f. und dringt gar sehr auf eine mehrere Ausübung der christlichen Liebe gegen Kranke, Gefangene, gegen Heiden und unbekehrte Christen. Er giebt hierinn die eifrigen Methodisten seinen Landsleuten zum Exempel, und schließt mit einer ernstlichen Ermahnung zur Besserung.

XXI.

Ueber die älteste schwedische Geschichte. *)

Berichtigung einer Stelle oben S. 21.

1750. (S. 659.)

Hr. Dalin hatte aus des Hrn. Celsius Erfahrungen angenommen, daß die Ostsee jährlich um ein Gewisses abnimmt, und folglich um die Zeit, da Christus

*) Wilde Swenska stats &c. 1749.

gebohren worden, nicht nur Dännemark, Rußland und Pohlen, sondern auch der gröste Theil von Schweden noch unter Wasser gestanden, wobey denn Hr. D. die uralte Geschichte des Nordens verlohren giebt, und die seine bey dem orientalischen Odin ungefehr um Trajans Zeiten anfängt. Hr. Wilde ist mit dieser Verkürzung der Geschichte nicht zufrieden, und sieht es als eine Verminderung der Ehre seines Vaterlandes an, wenn man desselben gepriesenes Alterthum um einen so beträchtlichen Theil verkürzt. Er ist sonst auch mit dem Hrn. D. nicht vergnügt, weil er hin und wieder in den Sitten der alten nordischen Völker einige Fehler gesteht, die Hr. W. als verkleinerlich ansieht. Endlich hält er die alten Sagar für zuverlässige Quellen der Geschichte, und findet in denselben eine grosse Uebereinstimmung mit der Geschichte der Offenbarung. Um nun dem Hrn. D. seinen von der Schwindung der See hergenommenen Beweis zu benehmen, zeigt er, daß die Erfahrung selbst noch nicht genugsam erwiesen sey, und zu Folgen führe, die gegen die ganze Geschichte laufen. Wenn die See zur Zeit von Christi Geburt 13. Klafter höher gewesen wäre, so müßte das flache Aegypten unter Wasser gestanden seyn, ja das niedrig liegende Bethlehem selbst, wäre noch eine See gewesen, welches wieder die Offenbarung lauft. Wir glauben dieser Beweis des Hrn. W. habe eine grosse Stärke, wenn man ihn zumal in seinem ganzen Umfang ansieht. Wir setzen:

es ist ein Thal, das über die See 100 Schuh hoch liegt, ein Fluß läuft dadurch und ergießt sich in die See. Solche Länder giebt es unstreitig, und ganz England kann fast dahin gerechnet werden. In diesem Thale, wie z. E. in Peloponnesus liegt eine alte Stadt, wie Pisa. Eine solche Stadt erweiset ganz unfehlbar, daß die See nicht nach der Celsianischen Zeitrechnung dort geschwunden ist. Denn, wäre z. E. zu den Zeiten des peloponnesischen Kriegs die See 120 Schuh höher gewesen, so hätte der Fluß Peneus nicht in dieselbe sich ergiessen können, er hätte müssen das Thal überschwemmen, und Pisa wäre eine Seestadt gewesen oder wenigstens an einer See und nicht an einem Flusse gelegen. Aber Hr. W. streitet noch ferner für das Alterthum der nordischen Monarchie. Er braucht wieder seinen Gegner die alten griechischen Schriftsteller, die Sagar, und den Neuton selber. Ein Beweis, bey welchem die Unbestimmtheit der vom Herodotus und andern Griechen benannten nordischen Völker wenig Stärke übrig läßt. Und wäre auch die See damals höher gewesen, sagt Hr. W., so würde sie doch gegen den Nordpol viel Land haben müssen trocken lassen, da vom Nordpol her grosse Flüsse nach Süden laufen, die näher am Pol ein höher Land zum Grunde setzen. Hier führt er den Wolga und Don zu Exempeln an, die aber nicht gar nahe am Pol herkommen, und die grossen Flüsse Oby, Jenisei, Dwina und Lena zeigen vielmehr, daß überhaupt die

Erde gegen Norden flächer wird, und gegen Süden höher ist, ja Schweden selbst hat keinen einzigen beträchtlichen Fluß, der von Norden gegen Süden laufe, und kann auch keinen haben, da es gegen Norden mit der See umflossen, folglich das Land dort niedriger ist. Hr. W. durchgeht noch weiter die Ungewißheit der Celsianischen Rechnung, zeigt daß die Abnahme des Wassers noch nicht erwiesen ist, und folglich derselben Ansehen wieder die Sagar, als die aller vornehmsten Quellen der Geschichte, nicht könne angeführt werden.

XXII.

Luther gerettet gegen Voltaire. *)

1751. (S. 412.)

Der Hr. Arouet hatte verschiedentlich, und noch neulich in seiner lettre au sage & au peuple, den D. Luther und Calvin als unwissende und elende Schriftsteller verschrien, die man nicht lesen könnte. Der Vertheidiger der Glaubensverbesserung findet die Ursache dieser Verachtung leicht, sie ist, wie in vielen andern Fällen, auf die Unwissenheit gegründet. Voltaire hat vermuthlich niemals eine Zeile von Luthers Hand gelesen, und schreibt auf gerathewohl hin, was er von Jugend auf gehört hat. Der scherzhafte Un-

*) Lettres à M. de Voltaire, contenant un essai sur le Carractère du D. M. Luther, & de sa réformation. Hamb. 1750.

genannte rechnet ihm erstlich vor, daß Luther blos durch die Abschaffung von 4000 Klöstern die Welt um 12 bis 15 Millionen Menschen vermehrt habe, die vermuthlicher Weise ihm ihr Wesen schuldig sind, und wodurch Europa in Stand gesetzt worden ist, Pflanzstädte ohne seine eigene Entblössung zu errichten. Seine Bemühungen werden sehr unbillig, obwohl witzig mit einer Frage verglichen, die die Wahrsager aufgeworfen hätten, ob die prophetischen Hühner zugleich essen oder trinken, oder nur essen sollten. Luther gieng tief auf die praktische Veränderung der Welt, die geistliche Hierarchie hat die Würkung seiner Herzhaftigkeit selbst in den katholischen Ländern empfunden, und die Könige, die sonst vor dem Bann erzitterten, haben eben seit Luthern ihre Stärke gegen die Geistlichen recht zu brauchen gelernt; er hat schriftlich, mündlich und in der Uebung, die Vorrechte der Herrscher unterstützt, und ist der erste gewesen, der sich denselben ehrerbietig unterworfen hat. Seine aufgeweckte und kernhafte Schreibart würde Voltaire vielleicht bewundern, wenn er sie lesen könnte, und er ist ja noch ein klassischer Schriftsteller, und der beste deutsche Dichter seiner Zeiten. Selbst Erasmus, der Jesuit Basnier, und Karl der V. haben seine Gaben erkannt. Und wie hätte er sonst gegen die fürchterliche Macht unzählbarer Mönche und Geistlichen durchdringen können, denen er ihre Einkünfte theils beschnitten und theils entzogen hat? Sein Gemüthe war nicht nur herzhaft,

es war groß, und aller kleinen Absichten unfähig. Er selbst hat den sterbenden Tezel in seinen betrübten Umständen getröstet und aufgerichtet. Er war freudig und muthig, und der Verf. hätte noch viel wesentlich Gutes von seinem heldenmäßigen Glauben und von seiner Zurükrufung alles menschlichen Thuns auf die wahre Unterwerfung unter Gott, und auf das Suchen, des einzig nöthigen sagen können, wenn Voltaire diese unschäzbare Eigenschaften nach Würden zu verehren fähig wäre.

XXIII.

Voltaire.

1752. (S. 371.)

Der Hr. v. Voltaire hat am Hofe und unter den Groſſen manche Gelegenheit gehabt, weniger bekannte und genauere Nachrichten einzuholen, und da er die Geschichte mehr auf der Seite wie sie den Menschen mahlt, nuzt, so hat er aus diesem neuen Gesichtspunkte auch auf eine neue Art die Zeiten geschildert, die seit 100 Jahren verflossen sind *). Dieser neue Tacitus hat zwar nicht eben die gleiche Sittenlehre, die der alte durchaus so kräftig darstellt. Die Tapferkeit und die Kunst, allenfalls noch das Wohlwollen, sind seine Tugenden, und er erstreckt seine Pflichten nicht bis auf die Gerechtigkeit. Die vorzügliche Liebe

*) Siecle de Louis XIV.

Liebe zu seinem Vaterlande dringt auch überall hervor. Wenn er den Aacher-Frieden beschreibt, so sieht er auf Ludwig des XV. Seite lauter Siege, und vergißt, daß in Italien, Deutschland und Schottland, die französischen Waffen unglücklich gewesen sind, und daß zur Zeit des Friedens 24000 Mann französischen Schiffsvolks in England als Gefangene gesessen. ꝛc. Bey den Religionsstreitigkeiten entschuldigt der Hr. von Voltaire die Verfolgung der Protestanten abermals mit dem wunderlichen Gleichnisse: die Kinder im Hause hätten die Fremden ausgetrieben, mit denen sie nicht theilen wollten; gerade als wenn die Protestanten Fremde gewesen wären.

Ein Engländer hat Ludwig den XIV. mit Cromwell verglichen, und diese Vergleichung scheint uns noch viel zu milde. Beyde schonten weder Treue noch Glauben, weder Blut noch Geld zur Ausführung ihrer Absichten. Aber wo war beym Könige der Heldenmuth des Cromwells, und seine mit der grösten Standhaftigkeit verbundene Geschwindigkeit in allen Geschäften? Auf dem Thron von Frankreich würde Cromwell ein glorwürdiger Monarch gewesen seyn, und an Cromwells Stelle wäre Ludwig vielleicht ein Kanonikus in einem Stifte geworden. (S. 384.)

In einer histoire des Croisades erklärt sich der Herr von Voltaire auch nicht deutlich genug über die wahre

Absicht der Päbste bey diesen Kreuzzügen; ob sie ihm wohl nicht unbekannt ist. Sie wollten die Kayser schwächen, den Layenstand arm machen, und in jener Abwesenheit nach Gefallen herrschen, aus den Gütern des Volks sich und die Kirche bereichern, und es ist ihnen vortreflich gelungen. *)

In einem Nouveau Plan de l'histoire de l'esprit humain erhebt Voltaire besonders die Chinesen. Er nennt sie Materialisten, sie glauben keinen Gott und seyen doch tugendhaft. Arson, Gentil, und andre haben aber gezeigt, wie wenig an diesem Ruhme wahr ist. China hat gute Gesetze, aber feige, lasterhafte und verkäufliche Unterthanen. Es ist im Frieden und im Kriege unglücklich, in jenem hat es selten Brod, und in diesem ist es ein Spott seiner Nachbarn. — Die Jesuiten haben auch in ihre Wissenschaften nach europäischem Masstabe gekünstelt. — **)

XXIV.

Encyclopedisten.

Den Nutzen einer nach dem Alphabete geordneten Encyclopedie, oder Unterrichts von allem was in dem Umfange der Gelehrsamkeit und der Kunst vorkömmt, kann niemand läugnen; nur ist zu be-

*) Götting. gel. Zeitung. 1752. S. 1256.

**) S. 1256.

dauren, daß die Schriften dieser Art deßwegen bey vielen Artikeln sehr mager sind, weil ein einzelner Mensch das ganze Feld der Wissenschaften und Künste nicht wohl übersehen kann, und man auch gemeiniglich die grösten Fehler zu begehen pflegt, wenn man mit Hülfe der besten Bücher sich unterfängt, von einer Sache zu schreiben, die man nicht verstehet. Die Franzosen, welche diese neue Encyclopedie herausgeben, bemühen sich wirklich diesem gewöhnlichen Mangel abzuhelfen: denn es hat sich eine gelehrte Gesellschaft zu der Ausarbeitung vereiniget, und ein jeder arbeitet blos in dem Felde, wo er zu Hause ist. Dürften wir den Herausgebern empfehlen, daß sie sich die Schriften und Erfindungen ihrer Nachbarn mit eben der Begierde zu Nutze machen, die bisweilen ein Vorzug, bisweilen eine Schwachheit der Deutschen ist, so würde dieses grosse Werk unvergleichlich werden. — (G. Z. 1751. S. 248.)

Der erste Theil dieser Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences ist zu Paris 1751 in folio erschienen *), von welchem wichtigen Werke wir dem Leser eine etwas umständliche Nachricht zu geben um desto weniger Anstand nehmen können, da man es zum voraus in Frankreich als eine der Vollkommenheit ganz nahe Frucht der vereinigten Kräfte vieler grossen und feinen Geister ausgegeben hat, und daher bey den Vorstehern des geistlichen und

*) Gött. gel. Zeit. 1752, S. 646.

des regierenden Standes so viele Aufmerksamkeit darüber entstanden, der Druck gehemmt, und erst, nachdem man die Censoren vermehrt, wieder erlaubt worden ist. Man weiß, daß die Absicht gewesen ist, des Chambers Unternehmung vollkommner und zuverläßiger auszuführen, indem man die Aufsätze zu einer jeden Wissenschaft einem in derselben geübten Gelehrten übergeben hat. Zwey und zwanzig Männer haben sich zur Encyclopedie vereinigt, ohne der Verfasser einzelner Aufsätze zu gedencken. Die Naturgeschichte ist vom Hr. Daubenton, dem Arbeitsgefährten des Hr. von Buffon, dessen Lehren und Meinungen auch überall herrschen. Die Theologie hat der Hr. Mallet, ein sorbonnischer Doktor übernommen, der an Eifer wieder die Ketzer eher einen Ueberfluß als einen Mangel bezeugt. Die Sprachlehre ist vom Hr. Marsais, einem in seinem Theile sehr geschickten Manne. Die Metaphysik hat der Abt Yvon geschrieben, der hin und wieder gegen den Glauben sich vergangen, dem ganzen Werke eine Ahndung zugezogen, und mit dem Abt de Prade sein Vaterland bekanntlich verlassen hat. Die zur Wappenkunst gehörigen Artikel sind vom Ingenieur Eidous, die Rechenkunst und Geometrie vom Abt Chapelle, einem Urheber besonderer Meinungen in einer Wissenschaft, von welcher man nicht muthmassen sollte, daß besondere Meinungen in derselben Platz finden könnten. Die Ingenieurkunst ist vom Hr. le Bloud; die Stein-

scheidekunst vom Hr. Goußier, der Gartenbau und die Hydraulik vom Hr. d'Argenville, einem berühmten Verfasser prächtiger Werke, die Schiffartskunst vom Ingenieur Bellin, die Uhren und Wahrnehmungen der Sterne, von dem verdienten jüngern Hr. le Monnier, die Anatomie vom Hr. Tarin, dessen wir anderstwo gedacht haben, die Arzney und die Kenntniß der einfachen und der zusammengesetzen Arzneymittel vom Hr. Vandenesse, die Wundarzney vom Hr. Louis, die Scheidekunst vom berühmten Hr. Malouin, die Mahlerey und Bildhauerkunst vom Hr. Landois: die Baukunst von dem ausnehmenden Meister dem Hr. Blondel, die Musik vom Hr. Rousseau, dem Feinde der Wissenschaften. Von der magnetischen und electrischen Kraft hat der Hr. le Monnier gehandelt, und von der Mathematik der Hr. d'Alembert, von dem auch die Vorrede ist, in welcher die Geschichte der guten und schönen Künste vorgetragen wird. Die Handwerke hat endlich der Hr. Diderot beschrieben, der auch beym ganzen Werke die Aufsicht geführt, und mit den Jesuiten verschiedene Streitschriften darüber gewechselt hat. Der willfährige und unermüdete Hr. P. Formey hat der encyclopedischen Gesellschaft seine zu einem ähnlichen Werke schon fertig gehabten Handschriften mitgetheilt. Zwey und zwanzig Buchstaben bezeichnen bey jedem Artikel diese Verfasser. Einen Auszug nun wird niemand von uns erwarten; wir wollen also bloß einige wenige Urtheile über das

gute und minder vollkommene dieses Werkes einrücken. Der Hr. Diderot hat seine Handwerke vortrefflich und ohne einen Vorgänger zu haben ausgeführt. Eben so vollkommen ist die Arbeit des Hr. Dalembert und des Hern Marsais. Der Hr. Mallet ist eifrig und öfters unwissend. Der ungenannte Verfasser der politischen Artikeln ist ein freyer Englisch gesinnter, dessen Begriffe von dem wechselsweisen Bande des Herrschers und des Volks freylich kein Despote, und noch weniger ein despotischer Minister, hat vertragen können, wie denn eben der ganz nicht französische Artikel Autorite' hauptsächlich dem Werke geschadet hat. Die Geographie ist so kurz, daß sie fast unbrauchbar ist. Die Anatomie ist auch etwas zu kurz, und die Tafeln zwar hin und wieder zusammengelesen, wozu die Göttingische Zeichnungen fast das meiste geliefert haben, aber nicht zahlreich und nicht gewählt genug; und die Geschichte der Anatomie an schlechten Schriftstellern zu reich, und an guten zu arm. Gottlose und dem Glauben entgegene Dinge haben wir eben nicht bemerkt, obwohl wir einzelne Ausdrücke finden, die etwas zu muthwillig sind, noch mehrere Stellen aber antreffen, die der Aberglaube nicht wohl vertragen kann. Die Kräuter sind sehr schlecht ausgeführt, und die ganze Naturhistorie ist nicht viel besser, wenn man die einzelnen Ausführungen ausnimmt, die ziemlich sparsam aus guten Quellen hergenommen sind. Noch schlechter sind die Aufsätze, die zu den Mergen-

ländischen Sprachen gehören, und die historischen sind gleichfalls nicht ohne Tadel. Endlich haben die Verfasser, ohne die geringste Anzeige der wahren Quellen, sehr häufig aus andern Wörterbüchern geschöpft, und also dem Leser dasjenige wieder geliefert, was er schon lange in Händen gehabt hat.

XXV.

Ueber den Geist der Gesetze

des Hr. v. Montesquieou.

1753. (S. 31.)

Es ist hier der Ort nicht, unser Urtheil über die Gedanken des wohlmeinenden Verfassers zu eröfnen. Es würde sonst leicht zu zeigen seyn, wie wenig die äussere Luft zu den Gemüthern und der Regierungsform beyträgt. Im äussersten Norden herrscht die vollkommenste Freyheit, und die Völker haben nicht einmal eine Obrigkeit. Etwas näher nach Süden findet man das despotische Rußland, das gleichfalls einem unumschränkten Erbkönige unterworfene Dännemark, und das Aristokratische Schweden. Weiter gegen die Linie folgt das halb demokratische halb aristokratische und halb monarchische Engelland, die grossentheils unumschränkt herschenden deutschen Herren, die despotischen Reiche Frankreich, Spanien und Savoyen, und hingegen die freyen Staaten in Italien, in den Niederlanden, und der Schweiz. Jen-

seits des 30 Grades folgt die despotische Türkey, und die eben so gränzenlose Macht der Marokkaner, und hingegen die Demokratien Algir, Tunis und Tripoli. Noch näher nach den Linien sind die meisten Völker der Moren wirkliche Republiken, deren Könige nur ihre erste Edelleute sind. Und wer ist freyer als die Hottentotten? Was aber die Wissenschaften angehet, so sieht man in dem ersten Griechenland ordentliche Barbaren, die die Seeräuberey für erlaubt ansehen, und nicht einmal die Buchstaben kennen. Hierauf wird Griechenland der Sitz des Heldenmuthes und der Wissenschaften, und bald wieder die Wohnung niederträchtiger Sklaven. Aegypten zwingt unter dem Sesostris die bekannte Welt, und ist die Mutter aller Künste und Wissenschaften, und bald verfällt es in eine solche allgemeine Herrschaft der Laster, daß so wohl die Mammelucken, als die heutigen Beherrscher des Landes, einen gebohrnen Aegypter für unfähig ansehen eine Ehrenstelle zu bekleiden. Hingegen behält das nahe Arabien seine Freyheit, seine streifende Lebensart, und seine uralte Sitten. Kann man nach so deutlichen Proben glauben, daß die himmlische Graden der Breite bey den Menschen die Quelle der Tugenden, der Laster, der Gemüthsgaben oder der Regierungsform seyen?

XXVI.

Vom Wachsthum der Wissenschaften.

Nach Maupertuis.

1753. (S. 51. 157.)

Wir wollen des Hrn. Präsidenten Gedanken kürzlich bekannt machen. Er schlägt dem menschlichen Geschlechte allerley vor, das es nicht weiß, und billig wissen sollte. Das erste ist das unbekannte Südland. Der Hr. Maupertuis vermuthet, es sey eher Land als Meer in diesen Gegenden zu hoffen, und da dieses Land von der alten Welt rund herum abgeschnitten ist, so werde man dort andere Pflanzen und Thiere antreffen, ja man habe da Mittelthiere zwischen den Menschen und Affen gesehen, Leute mit Schwänzen, deren Umgang der Hr. v. M. sehnlicher, als den mit dem muntersten Kopfe in Paris wünschet. Ist aber nicht Asien eben so wohl von Amerika getrennet, umflossen und umschifft, als die Molukkischen Inseln vom Südlande? und ist es nicht viel gewisser, daß zwischen dem Molukkischen Vorgebürge und dem Südland, eine Reihe von Inseln ist, als es gewiß ist, daß die 70 Grade zwischen Kalifornien und Kamtschatka mit nahen Inseln angefüllt sind? Sind diese Halbmenschen nicht blosse Einbildungen, die kein glaubwürdiger Reisender mit seiner Erfahrung bestätigt hat? Ist nicht bis zum 60 Grad unter Amerika eine grosse und offene See,

die Anson zu suchen anräth, um die allemal gefährlichere und stürmischere Nähe des Landes zu vermeiden? Die Patagons oder Riesen wünschte der Hr. v. M. auch näher zu kennen, und ist nicht abgeneigt, zu glauben, daß wirkliche Riesen da sind. Doch haben die Gefährten des Ansons, die von der Chilischen Küste um die Spitze von Amerika herum bis nach rio della Plata gekommen sind, gar nichts von Riesen gefunden, und die ersten Patagons hat wohl die Furcht vergrössert, da überhaupt sehr kalte Gegenden eher kleine Leute hervorbringen. Von der Durchfahrt durch den Pol wünschte der Hr. v. M. auch daß man sie versuchte, ob er wohl die Schwürigkeit wohl einsieht, die von der Fehlbarkeit der Magnetnadel entstehen muß, die unter dem Pole billig vermuthet wird. Doch man wird so leicht nicht hinkommen, da schon unter dem 72. 73 und 77 Grade die Nordküste von Asia ein fast beständig beeisetes Meer zur Gränze hat. Das innre von Afrika ist auch und zwar ein gegründeter Vorwurf seiner Neugierde; in den Pyramiden hoft er selbst mehr als Särge zu finden, und er hat auch den grausamen Einfall, eine Pyramide mit Pulver übern Haufen zu schmeissen, um sich vom Inhalt dieser ehrwürdigen Alterthümer zu überzeugen. Er wünscht auch in ein Kollegium Japaner, Sineser und andre fremde Völker zusammen zu bringen, und auch wohl die wildesten Völker dazu einzuladen, um von ihren

besondern Gedanken und Erfindungen einen Nutzen zu schöpfen. Eine lateinische Stadt, als eine bequeme Schule zur leichtern Erlernung der Sprache, ist ein Vorschlag der ihm gefällt. Der Sternkunde Vollkommenheit zu befördern, wollte er einzelnen Männern gewisse kleine Stellen am Himmel einräumen, mit deren genauen Wahrnehmung sie sich einzig beschäftigen sollten. Auf diese Weise würde man vielleicht viel gutes und die noch mangelnden Trabanten des Mars und der Venus sich bekannt machen. Die Ausmessung der Grade unter der Mittagslinie und näher am Pole ist dem Hrn. v. M. noch nicht genau genug. Es kann seyn, daß die andern nicht abgemessenen Theile der Erde doch andre Krümmungen haben, es kann auch seyn, und Bate hat es sehr ernstlich vorgetragen, daß die Südhälfte der Erde eine andre Gestalt als die Nordhälfte hat. Zur Beobachtung der parallaxe des Mondes müßte ein Sternkündiger am Capo, einer in Candien und einer in Pello zugleich Wahrnehmungen anstellen. An der Arzneywissenschaft wünscht der Hr. Präsident noch vieles zu verbessern. Er räth an, den Tod der Missethäter dadurch gemeinnüziger zu machen, daß man allerley Versuche schwerer und mißlicher Handgriffe an ihnen vornehme, wodurch man den Stein, den Krebs oder andre grausame Uebel zu heben ein Licht erlangen könnte, oder wodurch man die Verbindung der Seele mit dem Leibe näher einsehen würde. Man

weiß auch, meint der Hr. v. M. nicht, ob eine grosse Menge Mohnsaft tödtet (hierüber sind in Göttingen Versuche schon angestellt worden); ob man den rechten Schirling besitzt, der bey den Athenienſern einen so angenehmen Tod verursacht hat, (da der unsere wenigstens Thiere zu tödten viel zu schwach ist), und ob endlich der Biß des tollen Hundes nicht bloß von der Einbildung die schrecklichsten Wirkungen erhält, (wovon man aber um so gewisser das Wiederspiel weiß, da die gebissenen Thiere, ohne einige Einbildung, eben dasjenige leiden, und eben so sterben wie der Mensch. Der Hr. v. M. meint, man müsse allerley auch unwahrscheinliche Mittel versuchen, da sie dennoch nützlich seyn können. Das Blut von der Stelle, wo es überflüßig ist, an eine andre zu bringen, soll man das Herumdrehen in einem Kreise versuchen, und eigene Aerzte für einzelne Krankheiten verordnen. An den Thieren könnte man die Früchte in gleicher Vermischung in ganz entfernten Geschlechtern prüfen, und neue Arten hervorzubringen trachten (wobey wir uns erinnern, daß eine gewisse Sekte sehr den Untergang alter Arten, und die Entstehung von neuen zu beweisen wünschet). Man müßte mit Brennspiegeln und auf andere Weise das Feuer zu verstärken suchen, auf die Vergrösserungsgläser Preise setzen, mit Mohnsaft suchen gewisse Träume hervorzubringen, durch Wunden am Gehirne den Sitz der verschiedenen Seelenkräfte und der Thorheit erforschen, wobey der Hr.

v. M. wieder hoft, bey den Südländern und geschwäntzten Menschen einen andern Bau im Gehirn zu finden. Man müßte endlich eine neue Sprache durch eine kleine Gesellschaft einsamer Kinder entstehen lassen. Hingegen sollte man die Bemühungen zur Entdeckung des Steins der Weisen ordentlich verbieten; (die doch wie alle andere Versuche ihren grossen Nutzen haben können, und wirklich gehabt haben.)

Das Leben zu verlängern hat der Hr. P. eben den Gedanken, den Bako. Man muß dasjenige thun, was der Hr. v. Reaumur bey den Insekten gethan hat, nemlich die innere Bewegung hemmen, oder gar für eine zeitlang aufheben. Die beständige Bewegung hält der Hr. P. für unmöglich. Wir glauben es auch, so lang man blosse mechanische Kräfte braucht. Sollte es aber ein Widerspruch seyn, daß eine Uhr nach einer gewissen Zeit eine Entzündung oder ein chymisches Brausen erwecke, dessen Gewalt einen Hebel, und durch diesen die Uhr wieder in Gang brächte. Denn auf diese Weise wird wieder die gewöhnlichen Gesetze der Mechaniker durch eine kleine Gewalt, und durch den Fall weniger Tropfen, eine unendlich grössere Bewegung erweckt, als die ist, die die Tropfen fallen läßt. Der Arzneywissenschaft ist der Hr. V. äusserst ungewogen, weil wir weder den innern Bau der Menschen, noch der Dinge kennen, womit wir den Menschen heilen wollen. Sollte dieses nöthig seyn? Kennen denn die Mechaniker den

innern Bau des Holzes und der Gewichte? Ist es nicht genug, daß wir wissen, im Blute herrsche ein fäulichter Zustand, also müsse man ihn mit sauren Dingen hemmen? Kennt man die Wirkung der Purgiermittel, des Salmiaks, des Limonensafts, der meisten Arzneyen nicht eben sowohl als die vom Mohnsaft, vom Queckſilber und von der Fieberrinde?

Ueber die Vorhersehung hat der Hr. V. den ganz ausnehmenden Gedanken, die Empfindung vom vergangenen unterscheide sich bloß von der Empfindung des Gegenwärtigen durch ihre Schwäche, es sey also gar wohl möglich, daß die auf einen höhern Grad erhabene Seele das Zukünftige entdecken könne. Wir finden gar leicht die Verbindung des Zustandes der Seele mit dem gegenwärtigen oder dem vergangenen, in welchem er gegründet ist; aber wie soll in der Seele eine Veränderung von einer äussern Beschaffenheit der Welt entstehn, die noch nicht wirklich ist, und von derjenigen weit abgeht, die eben damals da ist, und sich der Seele vorstellt?

XXVII.

Vom Einflusse der Wissenschaften auf die Sitten.

Von J. J. Rousseau. *)

1753. (S. 235.)

Es herrscht viel Feuer und Witz in der Satyre dieses Schriftstellers gegen die Wissenschaften, aber auch viel Unbeständigkeit und Widerspruch. Gleich anfangs klagt Rousseau die Verstellung und sogenannte falsche Politesse an, die allen Menschen die gleiche äusserliche Gestalt, und allen das Ansehen der Tugend ohne das Wesen giebt. Aber dieses sind Fehler des Hoflebens, wovon die Gelehrten nur allzusehr befreyt, und mehrentheils gar nicht unter der Anklage sind ihre Leidenschaften gar sehr verbergen zu können. Hierauf kömmt die gewöhnliche Anmerkung, daß Griechenland, Rom und Constantinopel zu gleicher Zeit lasterhaft und gelehrt gewesen sey; daß Sparta die Tugend ohne die Wissenschaften, und Athen diese ohne jene besessen habe, und daß überhaupt die ungelehrten Völker, wie die Barbaren den Chinesen, den gelehrten überlegen gewesen sind. Diese Anmerkung ist erstlich historisch unwahr. Die gelehrten Griechen haben die ungelehrten Perser, die höflichen

*) Discours qui a remporté le prix à l'acad. de Dijon en l'année 1750. sur cette quéstion proposée par la même Acad. si le retablissement des sciences & des arts a contribué a épurer les moeurs.

Römer unter dem Cäsar alle andern Völker überwunden; sind denn die Asiaten, Afrikaner, die Wilden solche Kriegsleute, davor sich unsere Europäer zu fürchten haben, ob wohl unter diesen ein Kleist dichtet, und ein Buffon die Thiere beschreibt? Es ist aber auch nicht einmal wahr, daß die Blühte der Wissenschaften mit dem Verfall der Sitten übereinkomme. Rom war unterm Nero viel lasterhafter als unterm Cäsar, aber wie viel schlechter waren seine Dichter, und seine Redner? War Persien nicht wollüstiger als Griechenland, und deswegen doch ungelehrt? Ist Frankreich unter Karl dem IX. und Heinrich dem III. nicht eben so verdorben gewesen, ungeachtet damals Ronsard der beste Dichter war? Und ist denn endlich wirklich etwas wahres in der gewöhnlichen Klage über die Verdorbenheit der jetzigen Zeiten? Sind diese Klagen nicht allemahl geführt worden? Waren die Italiener in den mittlern Zeiten bey ihrer Unwissenheit minder verbuhlt, minder ungerecht und grausam, oder waren sie dieses alles nicht noch mehr als jezt? Das einzige, was der Hr. R. gegründet klagt, ist wohl der überhand nehmende Unglaube, daran viele Gelehrte grossen Antheil haben. Aber eben diesem Uebel kann niemand als die Gelehrtheit wiederstehn, und die Entdeckung der Weisheit Gottes muß ja eher zu seiner Verehrung führen, als die dumme Blindheit über die Werke der Natur, die dem Hr. R. so wohlgefällt. Daß der Ackerbau

über

über den Wissenschaften versäumt werde, ist eine ungerechte Klage. Wie viel haben die nützlichen Künste der Chimie, der Sternkunde, der Geometrie nicht zu verdanken, und eben der Ackerbau, wie sehr wird er durch die Kräuterkenntniß aufgeheitert. Eine neue Ausschweifung führt unsern Redner auf den verdorbenen und geschwächten Geschmack der Franzosen, die sich von ihrem Frauenzimmer den Geschmack vorschreiben lassen. Ist dieses Uebel aber einer allzustarken Macht der Wissenschaften zuzuschreiben, oder vielmehr einer allzuschwachen? Wenn er ferner unsre heutigen Kriegesleute beschuldiget, sie seyen zwar tapfer, aber kein Ungemach auszustehen fähig, so ists uns unmöglich abzusehen, wie diese Weichlichkeit den Wissenschaften könne zugeschrieben werden. Endlich widerspricht sich der H. R. aufs deutlichste, und nachdem er lang genug die Gelehrtheit als die Ursache des allgemeinen Verderbens verdammt hat, so räth er den Königen an, die Gelehrten an ihre Höfe und in ihre Kabinette zu ziehen, auf daß nicht immer, wie er sagt, die Macht auf der einen Seite, und die Einsicht auf der andern seye.

XXVIII.

Jonathan Swift *)

1753. (S. 295.)

Dieser berühmte Satyrenschreiber war eines Agenten Sohn. Er wurde in Irrland 1667. den 13 Nov. gebohren. Seine Anfänge in den Wissenschaften waren schlecht, und er blieb das erstemal zurück, da er Baccalaureus werden sollte. Der Ritter Temple nahm sich eine Zeitlang seiner an, er wurde aber nach dessen Tod zurückgesetzt, und ward darüber aus einem Whig ein scharfer Tory. Er diente den Ministern von dieser Faktion mit seiner Feder, die man für die reinste und stärkste zu seiner Zeit hielt, und er half das Volk wieder den Herzog v. Malborugh und die hohen Verbundenen einnehmen. Aber Harley sein Patron vertraute ihm nur, was kein Vertrauen erforderte, und 1713 verwies man ihn gar nach Dublin als Dechant, fast in ein geehrtes Sibirien, womit er alle Hoffnung verlohr, Bischof zu werden. Diese neue Zurücksetzung machte ihn noch bitterer, und er ward ein Feind des Hofes und der Engelländer, und ein Patron der Irren, deren Gunst er sich auf eine ausnehmende Weise A. 1727. erwarb, da er die Drapiers letters wieder den Wood schrieb,

*) Remarks on the life and writings of D. J. Swift by C. Orery. 8 London 1752.

welcher kupferne Münzen in Irrland zu prägen ein Patent erhalten hatte. Er war auf eine so ausnehmende Art der Liebling seines Volks, daß wenig in Dublin geschah, worüber man ihn nicht sollte gefragt haben. Aber nach und nach nahm sein Schwindel zu, und er verfiel 1739. in eine Raserey, und 1742. in einen Gedankenlosen Zustand, in welchem er fast keine Wörter finden konnte. Er ward zum vollkommenen Struldrugg und hätte einen würdigen Bürger des Tollhauses abgeben können, welchem er 12000 Pf. als das vornehmste seiner erworbenen Mittel vermacht hatte. In diesem Zustande starb er 1745. Er war ein wunderliches Gemische von Tugend und Laster, so stolz, daß er eben deßwegen nicht eitel war, aber doch mit seiner Schwester unversöhnlich brach, weil sie einen Kaufmann heurathete, und seine eigne Frau, die er unter dem Namen Stella doch oft besang, niemals erkennen, noch mit ihr wohnen wollte, bis diese Verschmähung ihr das Herz brach, blos weil ihr Vater anfänglich ein Bedienter gewesen war. Sein Haß war bitter und ohne Schonen, auch gegen einen tugendhaften Boyle, und gegen einen ohnedem unglücklichen Dryden. Er liebte die gemeinsten Gesellschaften, und nahm in denselben die niedrigen Ausdrücke und schmutzigen Bilder an, womit er seine Schriften nur zu häufig befleckte. Seine Religion hat er eben nicht verläugnet, aber in der Uebung derselben nicht die gehörige Ehrerbitung gebraucht.

Sein Hauptwerk war die Politik und seine Leidenschaft die Ehrsucht. Er nahm deßwegen alle Schmeicheleyen an, wenn sie auch noch so grob waren. Es ist uns unmöglich die Schriften des Dechants durchzugehen. — Gegen Calvin zeigt er einen eingewurzelten Haß, bloß weil er die äussere Zirathen und Würde der Kirche abgeschaft hatte. Denn ausser dem tadelt Swift selber nichts an dieser sonst gegen alle andere so liebreiche Kirche. Auch gegen die Mathematiker, die erfahrenden Naturkündiger und die Verbesserer der Künste, ist seine Satyre zu bitter und unbillig, und sein Urtheil gewiß sehr schlecht, wenn er den sogenanten Morus, den ältern Brutus und den Cato Censor unter die sehr grossen Männer zählt, die jemals gelebt haben. Eben so unbillig ist seine kalte und schmutzige Satyre von den Houynhanns, in welcher man nicht im geringsten absiehet, womit die vernünftigen Pferde ihren Verstand beschäftigen. — —

XXIX.

Voltaire.

1754. (S. 101.)

Abrégé de l'hist. univ. depuis Charlemagnes jusqu'a Charles V. par M. de Voltaire, ist nicht sowohl eine Historie als eine Sammlung von Gemählden, auf welchen der Verf. bald diese bald jene Umstände der Zeiten vorgestellt hat. Er fängt mit China an,

wovon er versichert, daß seine Einwohner eine zuverläßige Zeitrechnung haben, die 2155 Jahr älter seye, als Christi Geburt, und daß die Monarchie selber nothwendig noch viel älter seyn müsse. Er nimmt also des Se-ma-cien fabelhafte Mythologie und die von den Jesuiten herausgegebene Sonnen- und Monds-finsternisse für richtig an; aber diese leztern sind augenscheinlich falsch ausgerechnet, und Se-ma-cien wird von allen Kunstrichtern in China für einen fabelhaften Skribenten angesehen. Die wahre chinesische Geschichte fängt, nach allen ernsthaften Verfassern derselben, und insbesondre nach der Chronologie des Unterkönigs Nien-Hy-Jao, nicht eher an, als mit dem Kayser Guei-Lie-Wang der ungefehr 424 Jahr vor Christi Geburt geherrschet hat. Man weiß übrigens die Gründe wohl, warum der Hr. Verf. sowohl der Chineser, als im folgenden Kapitel, der Indianer Alterthum, Wissenschaft und Tugend so hoch erhebet. Vom Mahomed spricht er ungefehr wie Gagnier. Im dritten Abschnitt handelt Voltaire von der Kirche und der Ursache der Grösse der Päpste; er findet sie in der Bedürfniß, darinn eine unrechtmäßige Herrschaft die Pipinische Familie gesetzt hat; in der Entfernung der griechischen Kayser, und in der klugen und sich nach allen Umständen schmiegenden Behutsamkeit der Bischöffe zu Rom. Karl der Grosse wird wegen seiner Laster nicht geschont, und seine Art die Sachsen zu bekehren im geringstent nicht gebilligt.

Hiernächst betrachtet der Verfasser die damaligen Zeiten; er geräth auf den Einfall, die vielen Auffätzigen seyen daher entstanden, weil man keine Hemder getragen habe; er wirft dem Hrn. Rollin vor, er habe die Talente und Münzen der Alten durch den Preiß des Silbers in den Colbertischen Zeiten ausgedrückt, und also um die Hälfte zu gering angesetzt. Wenn er aber sagt, es seye zu Karl des Grossen Zeiten der Preiß der Dinge ungefehr eben derselbe gewesen, wie heut zu Tage, so berechnet er den silbernen Pfennig (Denier) zu 30 Sols, welches ungefehr der doppelte Werth des römischen denarii ist. Von dem Bilderdienste, und dem andern damals eingerissenen Aberglauben, spricht er sehr unpartheyisch; wenn er aber p. 112. sagt: die Engländer hätten damals angefangen die christliche Religion anzunehmen, so widerspricht er offenbar der Geschichte; denn die brittischen Könige waren ja schon vor der Ankunft der Sachsen Christen gewesen. Von den Gesetzen handelt er weitläuftig, und mahlt die Aufführung der Geistlichen bey den vielen Staatsveränderungen unter Ludwig dem Gütigen, und den andern Carolingern sehr nachtheilig ab. Den parisischen Bischof Goßlin, der mit den Waffen in der Hand auf den Wällen vor Paris gestorben ist, sieht er als einen würdigen Heiligen an. Alfrid ist in seinen Augen einer der grösten Monarchen, doch beweiset der einzige Alkuin, daß England damals nicht ohne Gelehrte gewesen sey. Bey der

Unterwerfung von Spanien, verwirft er so wohl die Geschichte der Cava als die ersten navarrischen und asturischen Könige. Die konstantinopolitanische Geschichte erzehlt er mit Eckel, und die Päpste des neunten und zehnten Jahrhunderts beschreibt er ohne Schonen. Heinrich den Vogler rühmt er als einen verehrungswürdigen Regenten, und erkennt die Obermacht der sächsischen Kayser über Rom. Er wendet sich von da wieder zur französischen Geschichte, und zur Erhöhung der Capetingischen Familie, und gesteht mit Verdruß die Wirkung des Bannes auf den König Robert. Von Wilhelm dem Eroberer spricht er besser, als die englischen Geschichtschreiber, und leugnet die Verwüstung, die er aus Liebe zur Jagd soll angerichtet haben. Wenn er Schweden im 8ten 9ten 10ten und 11ten Jahrhundert als ein Land ohne Umgang mit seinen Nachbarn und ohne Kriege ansieht, so hätte ihn Dalin belehren können, daß die so berühmten Nordmänner mehrentheils durch schwedische Fürsten angeführet worden sind. Die venetianische Republik macht er zwar nicht älter als 709. doch erkennt er den venetianischen Adel für den ältesten in Europa. Bey den Kirchenstreitigkeiten beweiset er ausführlich, daß Johannes Scotus, Ratram von Corvey, und andre, noch vor dem Berengar, die Geniessung des Leibes Christi als etwas blos Geistliches angesehen haben.

Der zweyte Theil dieser Voltairischen Historie fängt bey den Streitigkeiten an, die zwischen den Päbsten und Kayfern von Heinrich dem vierten bis auf Friedrich den zweyten gewähret haben. Er spricht hier, ohne Nebenabsichten wie die Geschichte, und erklärt ganz wohl, warum die Päbste immer auf Frankreichs Seite gewesen sind. Seine Könige hatten keinen Anspruch auf Rom, und waren der Vergrösserung des Pabstes nicht im Wege. Der zweyte Abschnitt begreift die Kriege zwischen Frankreich und England. Unter Ludwig dem jungen haben die Freyheiten der Städte ihren Anfang genommen. Bey der Schlacht bey Bovines bemerkt der Hr. v. V. daß die geharnischten Ritter mit keiner sonderlichen Lebensgefahr gestritten haben, und in den grösten Schlachten überaus wenige umgebracht worden sind. Philipp August war reich, er theilte in seinem Testamente bey 5 Millionen jetzigen Geldes aus. Man sieht übrigens mit Erstaunen, daß der Hr. v. V. das Salische Gesetz für unrechtmäßig, und folglich den Anspruch Eduards des 3ten für rechtmäßig erkennt. Der schwarze Prinz ist so wohl sein Held, als der Engländer ihrer, und er vertheydiget, wie dieser Prinz, Peter den Grausamen. Die sogenannte Pucelle ist bey ihm nichts anders als eine starke handveste Magd in einem Wirthshause gewesen.

Den dritten Theil macht die Geschichte der Kreuzzüge aus. Gleich Anfangs spricht er vom gelobten

Lande überaus verächtlich, und ob er es wohl mit der Schweiz vergleicht, so giebt er doch der Schweiz den Vorzug. Er scheint die Vortheile warmer Länder nicht zu kennen, in welchen die Natur mit weniger Mühe den Menschen zwey Erndten verleihet, und die Wüsteneyen selber eine Menge eßbarer Früchte hervorbringen. Man weis sonst schon, daß der Hr. v. V. alles Unrecht und alle Laster der christlichen Parthey zuschreibt, und ein beständiger Bewunderer der Saracenen ist. In der Geschichte von Sicilien erkennt er billig den Conradin für den rechtmäßigen König, glaubt aber nicht, daß die sicilianische Vesper eine genommene Abrede gewesen sey, und hält dieses allgemeine Blutbad für die plötzliche Folge einer Lukrezischen Geschichte. Die Kreuzzüge wider die Albigenser mahlt er mit ihren wahren Farben ab. Philipp der Lange schloß die Geistlichen von dem Vorsitz bey dem Parlament aus, und Philipp der Schöne berufte zuerst die Bürgerschaft (tiers état) zu der allgemeinen Versammlung der Stände; er war auch der wahre Urheber des Parlaments. Von dem Ursprung der schweizerischen Republik schreibt der Hr. v. V. ganz richtig, denn einige kleine Fehler in den Namen muß man einem Franzosen verzeihen. Von der grosen 40 jährigen Kirchenspaltung, der Versammlung zu Konstanz, und der Hinrichtung Hussens, handelt er ganz freymüthig.

XXX.

Gründe für die Moralität.

von Hrn. Beaumont.

1754. (S. 871.)

Die Principes de la philos. morale dieses Verfassers sind kurz, gründlich, und von der besten Absicht. Bey den Kräften des Menschen fängt der Verfasser an, unter denen die Freyheit eine der vornehmsten ist. Er erklärt sie durch ein Vermögen das uns eigen ist, und durch keinen äussern Zwang gebogen wird, vermittelst dessen wir unsere Glückseligkeit suchen. Eine solche Freyheit, sagt er, ist es eben so widersinnig zu leugnen, als in Abrede zu seyn, daß wir selber ein Wesen sind. Diese Freyheit, die blindlings unser Bestes suchen würde, wird durch die Verbindung der Begriffe zur Tugend angeführt. Wir lernen die Vorzüge der Güte und der Gerechtigkeit, weil die, so uns auferziehn, und die Bücher, die wir mit Hochachtung lesen, allemal mit diesen Tugenden ein Lob und eine Belohnung verbinden. Die Wiederholung gleicher Ursachen macht unsern Hang zu diesen Tugenden immer stärker, wir geben uns endlich selbst, weil es andre Menschen thun, Beyfall, wenn wir die Tugend ausüben, und sie wird ein Werkzeug unsrer Glückseligkeit. Die bewegliche Empfindlichkeit unsers Gemüthes macht ihre Wirkung lebhaf-

ter, und die Liebe zu unsrer Vollkommenheit wird endlich eine Leidenschaft, der wir alles aufopfern. Unsre Eigenliebe wird zur Quelle aller guten Triebe, und die Unsterblichkeit unsrer Seele giebt ihnen ihre völlige Kraft, weil sie uns ins Unendliche glücklich machen. Diese wichtige Wahrheit giebt dem Verfasser Anlaß, die geistige Natur unsrer Seele zu erweisen.

XXXI.

Leben des Hrn. Albrecht v. Haller,

beschrieben von J. G. Zimmermann.

1755. (S. 615.)

Herr Zimmermann hat sich zu dieser Arbeit berechtigt geglaubt, weil er fast vier Jahre lang beym Hrn. von H. gewohnt, und also besser im Stande ist, zuverlässige Nachrichten von seinem gewesenen Lehrer zu liefern, als etwa ein künftiger Nachfolger des Fontenelle, wie er sich ausdrückt. Vergebens hat der Hr. von H. aus wichtigen, und seine Ruhe betreffenden Gründen in zwanzig Briefen die allzuwirksame Dankbarkeit seines Zuhörers misbilligt, und sein Vorhaben ihm auszureden gesucht. Hr. Zimmermann hat geglaubt, die seinem Lehrer zukommenden Regeln des Wohlstandes können die dankbaren Empfindungen seines Herzens nicht hemmen; denn dieses sind seine Worte. Das Leben selbst ist umständlich, und der Karakter des Gemüths beschäftigt den Verfasser eben

so sehr, als die Vorzüge der Gelehrtheit oder des Witzes. Wir haben nichts der historischen Richtigkeit widriges gefunden, nur hätten wir gewünschet, daß Hr. Zimmermann so wenig über den akademischen Neid und über die republikanische Eifersucht geklagt hätte, als Hr. v. H. selbst in seinen Schriften darüber geklagt hat, in welchen man überall eine zärtliche Liebe für sein Vaterland, und für Göttingen eine geschäftige Theilnehmung abgemahlt antrift. Hr. Z. hat sich sonst vorgesetzt, nicht das Gute allein zu sagen. Man findet deswegen von der Kindheit, von der Jugend und zuletzt von den mehrern Jahren des Hrn. v. H. allerhand Umstände, die man in einem Lobspruche nicht vermuthen würde, und er hat vielleicht eben durch diese Freymüthigkeit das Zutrauen des Lesers zu erwerben getrachtet. Bey Gelegenheit der Hallerischen Reisen findet man vieles vom Boerhaave, vom Ruysch, und hin und wieder einige vom Hrn. v. H. gemachte Anmerkungen, die zur Geschichte der Natur gehören. Vielleicht würde dieser Lehrer die Stelle der 167 S. verbeten haben, wenn es in seiner Macht gestanden wäre dieselbe zu unterdrücken. Er hat wohl niemals gewünschet, seine erniedrigte Mitlehrer zur Stufe seiner Erhöhung zu machen. Die Nachrichten von den Hallerischen Schriften nimmt Hr. Z. mehrentheils aus der Bibliotheque raisonnée, und aus den Göttingischen gel. Zeitungen und Anzeigen. Von den Streitigkeiten, die der Hr. v. Haller mit Hambergern

und einigen andern Gelehrten gehabt hat, giebt Hr. Z. eine Geschichte, die freylich die Zeichen einer freundschaftlichen Feder an sich hat; und von einigen andern schweigt er gänzlich, welches freylich seinem Lehrer am angenehmsten seyn wird. Die Gedanken über einige Verbesserungen der Arzneywissenschaft werden vielleicht nicht ohne Nutzen seyn, so wenig als die ziemlich ausführliche Anzeige seiner Gesinnungen über die Religion.

XXXII.

Stufenfolge menschlicher Erkenntnisse.

Nach dem Abt Condillac. *)

1755. (S. 1071. 1163.)

Unter dem Namen einer Bildsäule folgt der Verfasser den Schritten nach, die ein sich selbst überlassener und von der übrigen Gesellschaft unbelehrter Mensch, vermittelst der Sinne, in seinen Begriffen machen würde, und der erste Sinn, den der Abt betrachtet, ist der Geruch. Es geschieht mit Fleiß, daß er die Eindrücke, die ein einzelner Sinn zu machen vermögend ist, zuerst abgesondert erforscht. Diese Bildsäule, ehe sie mehrere Sinne hatte, war in ihren Begriffen sehr eingeschränkt. Da die Empfindung des Geruchs einer Rose z. E. die erste war, so war die Bildsäule, oder das Kind, selbst nichts als der

*) Traité des sensations.

Geruch der Rose, und alle Gerüche waren bloße Bestimmungen (modifications) ihrer Art zu seyn, die einzigen, deren sie, die Säule, fähig war. Der Geruch war entweder angenehm, oder unangenehm, und aus der daher rührenden Lust oder Unlust entstunden nach und nach alle andere Staffeln der Erkenntniß. Das Gedächtniß entsteht, wenn der Sinn mit einem neuen Geruche beschäftigt, und ein Eindruck des vorher gefühlten Geruchs bey der Seele (denn die Statue ist nichts anders) übrig bleibt. Die Dauer ist die Folge zweyer Empfindungen, die beyde dem Sinne gegenwärtig gewesen sind. Ein Urtheil ist die Empfindung des Unterschiedes des Geruchs einer Rose und einer Nelke. Das Gedächtniß behält die Eindrücke in der Ordnung, wie sie von aussen entstanden sind, und diese Ordnung macht ihre Verbindung. Die angenehmen Gerüche werden von der Seele aus dem Gedächtnisse öfter zurück geholt, als die Unangenehmen, und hieraus entsteht eine Klasse von Vergnügungen, die in der Seele ihren Sitz haben. Eigentlich ist nichts gleichgültig, und die Empfindungen, die es scheinen zu seyn, sind es nur vergleichungsweise. Die Nothdurft (besoin) entsteht aus dem Verlangen eines glücklichen Zustandes. Aus der Vergleichung der jetzigen, gleichgültigen Empfindungen, mit den schon genossenen angenehmen, entsteht die Langeweile, die zu einem heftigern Leiden gedeyen kann, als selber der Schmerz. Das Ge-

dächtniß ist eine schwache Empfindung, und die Einbildung eine andre, die eben so stark ist, als sie war, da sie zuerst im Sinne entstund, und die wegen ihrer Stärke uns als gegenwärtig vorkömmt. Das Wiederentstehn einer Empfindung geschieht nicht, weil sie im Leibe, oder in der Seele, aufbewahrt worden ist, sondern, weil die Bewegung, die die natürliche Ursache derselben ist, im Gehirne wieder hervorgebracht wird. Alle Leidenschaften sind nichts als Eigenliebe, und alles was die Seele liebt, sind nur solche Zustände in ihr selbst, deren Gegenwart ihr angenehm ist. Man lernt **abstrahiren**, indem man aus vielen angenehmen Empfindungen alles ausläßt, was sie verschiedenes haben, und nur dasjenige, was ihnen gemein ist, nemlich die Anmuth behält. Unser Abt glaubt, bey Gelegenheit der Zahlen, unsere Fähigkeit gehe nicht weiter als auf drey, und man könne sich nicht vier Einheiten auf einmal deutlich vorstellen; alles jenseits drey sey folglich eine unbestimte Menge. (Sollte man sich nicht einen Würfel mit 4. 5. und 6 Augen in der Einbildung vorstellen können). Nach und nach steigt die Statue unsers Verfassers, wie ehmals Hai Ebn Jockdhan, zu einer Staffel der Erkenntniß nach der andern. Sie lernt, was eine vergangene, und was eine zukünftige Folge ist. Die Dauer ist noch durch nichts anders, als durch die Folge der Begriffe bestimmt, und da die Anzahl derselben in zwey Menschen niemals die nemliche ist, so ist auch

die Länge der Zeit nie für zwey Menschen die gleiche. Ja es könnte seyn, daß eine merkurialische Welt in einem unsrer Augenblicke ganze Jahrhunderte zählte. Der Traum unterscheidet sich dadurch, daß die Begriffe nicht in der gleichen Ordnung bleiben, und die Lust nicht das Gesetz ist, wodurch die Einbildung regiert wird. Das Ich der Seele ist die Summe der Empfindungen, die ihr das Gedächtniß zurück ruft, und deren, die ihr gegenwärtig sind. Nach dem Geruche folgt das Gehör, und der Zustand eines Menschen, der nur diesen Sinn besitzt, und die Töne thun ungefehr die nemlichen Dienste, die die Gerüche thaten. Wenn sich aber beyde Sinne mit einer Seele verbinden, so gewinnt sie eine doppelte Art zu seyn, und lernt besser abstrahiren u. s. f. Aber nun folgen des Verfassers Gedanken über das Gesicht, die ihm selbst sehr neu und fremd vorkommen, aber eigentlich doch des Bischofs Berkleys seine sind. Also leugnet er, daß dieser Sinn einen Raum oder eine Ausdehnung unterscheide, und lehrt, die Seele sehe nichts als Farben, und diese in ihr selbst, zuerst eine, die einen Vorzug an Anmuth hat, und hernach die andern, endlich aber alle zugleich. Hieraus nun entsteht allerdings eine Art einer Ausdehnung, wenn die Seele Farben neben Farben, und ein ganzes sieht, dessen Theile die besondern Farben ausmachen. Wenn nur eine Farbe wäre, so würde die Seele nicht unterscheiden, ob die gefärbte Fläche grösser oder kleiner wäre. Auch von

vielen

vielen Farben, glaubt Hr. C. sind die Gränzen unbestimmt, und die Seele sieht keine Figur, keine Lage, keine Bewegung, bis ihr das Gefühl zu Hülfe kömmt, als der einzige Sinn, der durch sich selbst von den äussern Dingen urtheilet. Dieses Gefühl nun unterscheidet die Ausdehnung, indem es an seinen und an andern Körpern Theile neben Theilen empfindet; es unterscheidet seinen Leib von andern Körpern, weil diese ihm nicht, wie sein eigener sagen, ich bins selber; die Lust erweckt in der fühlenden Seele eine Neubegierde, die die andern Sinnen nicht erweckten, sich angenehme Empfindungen zu verschaffen. Es entdeckt die Figuren der Dinge, indem es durch sich selbst das Runde vom Eckichten, das Lange vom Kurzen unterscheidet. Es trennt, allein unter allen Sinnen, die Eigenschaften der andern Dinge von sich selbst, und lernt, daß die Körper ausgedehnt, hart sind u. s. f. aus welchen Eigenschaften denn die Seele den Begriff eines Körpers zusammengesetzt, abstrahirt, und die Ausdehnung erkennt. Und hier unterscheidet Hr. C. noch einmal die reinen oder im Verstande wohnenden Begriffe, von den Empfindungen. Ein intellektueller Begriff, sagt er, ist die Erinnerung ein er Empfindung, und alle Begriffe, ohne Ausnahme, entstehn aus gewesenen Empfindungen. Dieser dem Malebranche entgegener Lehrsatz, ist vielleicht die Ursache, warum das Buch kein Privilegium hat, und warum ein falscher Name auf dem Titel steht. Zu den Vortheilen

des Gefühls thut es endlich sehr viel, daß der Arm nicht in einem Stumpen aufhört, sondern in Finger sich theilt, die Gelenke haben, und also sich auf die Gränzen der Körper viel genauer auflegen können. Doch würde eine weitere Eintheilung in mehrere Finger der Seele nicht nützlich seyn, und sie nur verwirret machen, indem sie ein zusammengesetztes Werkzeug selbst schwerlich deutlich erkennen, und sich vorstellen würde.

In dem zweyten Theil dieses Werks, findet man die Art und Weise, wie das Gefühl die übrigen Sinne zurechte weiset, wie es die Empfindungen von den auffer ihr selbst liegenden Körpern unterscheidet, durch die Erfahrung das Gehör zur Entdeckung der Entfernungen brauchen lernt u. s. w. Denn wie es das Auge besser zu nutzen, und die Farben zur Bestimmung einer Ueberfläche anwenden lernt, sie nicht auf ihrem Auge sondern auf einem andern Körper gegenwärtig zu seyn erkennt, die Entfernungen schätzt, und die Figur einer Kugel mit ihrer gefärbten flachen, auch nur eine Scheibe vorstellenden Abbildung zu vereinigen weis. Das oben und unten, sagt der Hr. C. ist an sich nichts, und kann keinen Irrthum erwecken, weil es durch das Gefühl bestimmt wird, und eben dieses zwingt die Augen einfach zu sehen. Die Art und Weise, wie man durch das Gesicht die Entfernungen erkennt, lehrt Hr. C. wie die andern Physiologen, und bestärkt in einem nachfolgenden Abschnitte

das Unvermögen des Gesichts, und die Nothwendigkeit der Hülfe, die es vom Gefühle erhält. Was er aber von des Cheseldens Blindgebohrnen sagt, ist augenscheinlich gekünstelt, und kömmt gar nicht mit demjenigen überein, was wir von andern erfahrnen Wundärzten vernommen haben; denn die Blindgebohrnen, denen man den Staar sticht, sehn gleich gerade, unverkehrt, und können alles erkennen. Und nunmehr lernt die mit den vereinigten Sinnen versehene Seele weit besser alle Dinge, und vermittelst der Tage und des Umlaufes beweglicher Welten die Dauer bestimmen; sie macht eine abstrakte Idee aus jeder Farbe; sie verliert, eben durch die Menge und Deutlichkeit der Empfindungen, etwas von der Lebhaftigkeit der Einbildung; sie lernt ihre Begierden durch die Erinnerung der auf die Erfüllung derselben gefühlten Schmerzen einschränken und bezwingen. Der Unterschied zwischen dem Schönen und Guten, den der Abbe macht, ist sehr besonder. Gut ist, sagt er, was dem Geruch und Geschmack gefällt, und schön, was dem Gehöre, dem Gesichte, und dem Gefühle anmuthig vorkömmt. Da aber alle Gewißheit der Erkenntniß nur von dem Gefühle herstammet und auch dieses endlich nur eine Modifikation der Seele ausmacht, so könnte es vielleicht eben auch uns betriegen, und die Ausdehnung eben sowohl blos in uns selber, und keine wesentliche Eigenschaft der Körper seyn. Diesen Einwurf macht sich der Hr. Abt,

und beantwortet ihn nicht. Er findet ein Beyspiel seiner Statue in einem in Lithauen gefundenen und nur halb vernünftigen Kinde, bey dem insbesondere kein Gedächtniß seiner vorigen Begebenheiten gehaftet hat; (vermuthlich weil es keine Sprache, und keine Namen der Dinge gelernt hatte) und der Verf. sucht die Ursache dieser Vergeßlichkeit. Ganz am Ende folgt zuletzt ein Avant-propos, das von der Freyheit handelt. Diese besteht in dem Vermögen das nicht zu thun, was man wirklich thut, und dasjenige zu thun, was man wirklich nicht thut. Aber diese Freyheit ist nicht eine Unabhängigkeit von den äussern Dingen, ihr Grund liegt in den Bestimmungen, die aus unsrer Ueberlegung folgen, und nach dieser Erklärung sind wir wirklich frey.

Eben dieser scharfsinnige Abt hat auch ein Traité des Animaux herausgegeben; — Er ist fast auf die Berkleyischen Gedanken gefallen, und hat alles idealisirt, und die Empfindung als ein mit der Natur der Maschine streitendes, den Geistern eigenes Amt bestätiget, den der Hr. v. **Büffon** auch deswegen ziemlich widerlegt. Ein P. v. **Lignac** *) hat diese Meynungen des Abts beleuchtet, und da Condillac den Begriff der drey Ausdehnungen der Seele zutheilt, so sieht jener dieses als etwas sehr Gefährliches und den Idealismum eben für so schlimm, als den Spinozismum an. Darinn hat auch P. Lignac recht,

*) Götting. gel. Zeitung. 1756. S. 879.

daß er leugnet der Instinkt sey eine Folge der Gewohnheit; er bestärkt die Geschicklichkeit der neugebohrnen Insekten, die so fort alle ihrer Art angemessene Bewegungen ohne einige Versuche verstehen und bewerkstelligen. Er beweist, daß eine thierische Seele, wie der Abt sie beschreibt, Gott und eine Sittlichkeit kennen müßte. Er überfällt ihn in einem Geständnisse, daß die Seele der Thiere von der menschlichen nur im Baue des Leibes (des organes) unterschieden sey, und will ihm zeigen, daß zu viel Witz nicht der Weg zur Wahrheit sey.

XXXIII.

Ueber die Wirkungen der Seele.

1755. (S. 1209.)

Essai de Psychologie, ou Considérations sur les opérations de l'ame *), ist das Werk eines ungenannten Verfassers, das eben nicht neue Erfahrungen enthält, sondern es werden über die bisherigen raisonnirt, und sehr kurze neue Folgen darauf gebauet. Der Hr. Verf. scheint zu befürchten, daß einige seiner Gedanken möchten bedenklich und der Religion anstößig scheinen, daher er sich gegen allen Verdacht zu verwahren sucht. Einen Auszug leidet die Kürze, und die Mannigfaltigkeit der Sachen nicht. Doch wollen wir wenigstens einen Theil dieses philosophischen Buches etwas

*) Sous *Londres* 1755.

genauer betrachten. Der Verfasser fängt bey der Seele an, wie sie vor der Geburt, und nach derselben durch verschiedene Zustände geht. Er zeigt sich hierbey als einen Vertheidiger der unkörperlichen Natur der Seele, und des Einflusses derselben auf den Leib. Er nimmt einen Sitz der Seele ungefehr nach den Hookischen Begriffen an; eine Sammlung aller der Fasern durch welche die Bewegungen im Leibe zuwege gebracht werden; oder auch die Empfindungen äusserer Dinge zum Sammelplatz kommen; denn die nemlichen Fasern verrichten, nach dem Hrn. Verfasser beydes. Die Erinnerung ist bey ihm ein Gefühl der Seele, wodurch sie die Vermehrung der Beweglichkeit einer Faser empfindet, die selbst durch eine äussere Ursache zuerst zuwege gebracht worden ist. Die Aufmerksamkeit kann einen schwachen Eindruck sehr stark machen, indem die Seele öfters auf die Fasern wirket, die gewisse Empfindungen ihr vorstellen, und durch diese Wiederholung den Eindruck dieser Fasern stärker und dauerhafter macht. Die Seele der Thiere unterscheidet sich von der menschlichen Seele dadurch, daß sie ihren eigenen Wirkungen nicht nachdenkt, daß sie ihre Begriffe nicht allgemein macht, und keiner Sittlichkeit fähig ist. Die abgezogenen Begriffe entstehen vornehmlich aus der Sprache, und aus der Wirkung der Seele, die auf die Zeichen der Dinge, und nicht auf die Dinge selbst geschieht. Ja ohne eine Sprache, die solche abgezogene Begriffe besitzt, leben ganze Völker wie grosse

Kinder, fast ohne Sittlichkeit. Wie Hr. Euler unterscheidet unser Verfasser, da er von den Sinnen handelt, die Farben durch die mehrern oder mindern Zitterungen. Eben deswegen sieht man nach einem Drucke aufs Auge zuerst ein Licht; dann, wie der Schlag abnimmt, roth, gelb, grün, blau, und violbraun. Ueber die Entstehung und Erhaltung der Begriffe trägt der Verf. verschiedene Meynungen vor, und läßt dem Leser eine Wahl. Die Freyheit beweiset er, wie eine Erscheinung durch die Erfahrung und die Empfindung. Die unkörperliche Natur der Seele zu beweisen, führt er erstlich an, alle Moden der Dinge haben eine gründliche Aehnlichkeit mit ihrem Wesen; nur bey der Seele finde man zwischen dem Wesen des Körpers und den sogenannten Moden des Denkens und Wollens keine Verbindung. Ferner, wenn die Seele eine Ausdehnung hätte, so würde sie so viele Begriffe haben, als Punkte in dieser denkenden Ausdehnung wären, und es wäre unmöglich, daß sie auf einmal ohne Verwirrung in einem Gefühle diese Menge von Begriffen übersehen könnte. Er glaubt, wenn die Seele ausgedehnt wäre, so müßte sie sich kleiner machen, wenn ein neuer Begriff Raum haben sollte, und wenn sie durch einen Begriff nicht ganz angefüllt würde, so wäre das nehmliche Wesen halb denkend und halb nicht denkend. Auch würden so viele denkende Wesen seyn, als in dieser Ausdehnung empfindende Punkte wären. Hier sucht der Verfasser den Satz zu vertheidigen, die

Seele empfinde und begreife viele Ideen auf einmal, und er leitet dieses, nicht gänzlich mit Grunde, aus den zusammengesetzten Begriffen her, deren ein jeder viele einfache in sich faßt, und sich dennoch auf ein mal der Seele vorstellt. Doch kann ein Theil dieser Empfindungen so schwach seyn, daß sich die Seele wenig damit beschäftigt, und dieselben bald wieder vergißt. Die Freyheit beschäftigt hiernächst unsern Verfasser. Die Seele wählt niemals ohne zureichenden Grund, obwohl öfters dieser Grund im Leibe liegt, und von der Seele nicht deutlich erkannt wird' eben weil eine gar kleine Ursache bey einem Gleichgewichte den Ausschlag geben kann. Aber es ist schwer zu sagen, ob diejenigen Gründe, die die Freyheit zum Entschlusse bringen, gewiß oder nöthigend sind. Der Verfasser hält eben nicht viel auf dem Unterschiede der physischen und sittlichen Nothwendigkeit, von beyden ist das Widerspiel unmöglich; doch meint er unsre Freyheit damit zu retten, daß wir uns willkührlich in Ansehung des bessern entschliessen, und er meint hierzwischen und zwischen der zwingenden Wirkung der Drohungen einen Unterschied zu finden. Endlich, denn unser Auszug kann nicht wohl ohne Uebelstand länger werden, prüft er die Freyheit der Thiere. Ihre Seele ist, nach seiner Meynung eben so unzerstörbar, als die unsrige; ja er glaubt, sie würden bis zu den allgemeinen Begriffen und zur Sittlichkeit sich erhöhen, wenn sie in einem menschlichen Gehirne zu wohnen

kämen. Die übrigen Vorwürfe des Hrn. Verfassers sind, die Auferziehung, die erste Ursache, das Gute und Böse, die Gesetze, und die Uebereinstimmung der Welt.

XXXIV.

Ueber die Ungleichheit unter den Menschen.

Von J. J. Rousseau. *)

1756. (S. 21.)

Die Akademie zu Dijon, die unsern Verfasser schon einmal gekrönt hatte, warf die Frage auf, die Hr. R. auf eine freye, scharfsinnige, aber in der That etwas misantropische Weise beantwortet. Er will zeigen, wie die Menschen aus ihrer ursprünglichen Gleichheit, nach und nach an Reichthum, Macht und Ehre ungleich geworden seyen. Sein Mensch, bey dem er anfängt, ist eine Art Affen, der von seinen zwey- und vierbeinigten stummen Gesellen nicht durch einen wirklichen Vorzug, sondern durch die bloße Möglichkeit seinen Verstand zu verbessern, unterschieden ist; deßwegen denn auch Hr. R. die Pongos und Orang-Outang lieber zu seinen der Natur überlassenen Menschen, als zu den Affen zählt. Dieser im Walde von den Früchten der Wälder lebende Mensch, ist

*) Discours sur l'inégalité entre les Hommes p. J. J. Rousseau. 1755.

der Liebling unsers Hrn. R. der unter den Patagonen vielleicht ein ähnliches Urbild gefunden hätte, wenn nicht, wider seine Meinung, die allzugesitteten Patagonen in einer Art Ehestand in ihren Hölen lebten; denn sein Mensch lebt einsam, wie der Hamelsche Wilde. Er ist um desto stärker, geschwinder und gelenker, weil er alles ohne Werkzeuge thun muß, und auch gegen einen Bären mit einem Ast eines Baumes genugsam bewafnet. Eben deßwegen läßt ihn Hr. R. lieber auf zwey Füssen gehen, ob er wohl auf vieren den Schülern der Natur die in den Wäldern wohnen, ähnlicher wäre. Er ist gesünder als wir, weil er mäßiger und im Gemüthe ruhiger ist; seine Wunden heilen, wie die Wunden der Thiere, leichter, und er verhält sich zum geselligen Menschen, wie der wilde Eber und der Auerochse zum zahmen Schweine und zum Stiere. Mit dieser ihm angebohrnen Härte kann er die Wohnung und Kleider leicht entbehren, und daß dieses möglich seye, zeigen wieder die Patagonen. Er hat keine Sprache, und wenige Begriffe, und eben deßwegen werden die Menschen so oft zu Thoren, weil diese Elenden im Stande der Natur sind. Ja Hr. R. lobt den Menschenfreund am Oronokostrom, der zuerst die Bretter erfunden hat, zwischen denen man den Kindern den Kopf lang und flach klemmt, und sie vor dem gefährlichen Wachsthum ihres Verstandes verwahrt. Die Nothdurft dieses glücklichen Menschen ist klein und einge-

schränkt, ein Apfel, ein Weibchen und der Schlaf sind alles was er bedarf. Alles dieses findet er ohne Mühe, und ohne Sorge, und folglich quält der Morgen sein Heute nicht. Auch ist er nicht so böse, als ihn Hobbes gemacht hat. Es bleibt ihm, wenn man ihn von allem entblösset, was er vom geselligen Leben borget, dennoch das Mitleiden, und dieses ist, wie alle natürliche Triebe, bey ihm stärker als bey uns verdorbenen bürgerlichen Menschen, (wiewohl unser Patagon eben nicht gar viele Proben eines Mitleidens oder einer Freundlichkeit von sich gegeben hat.) Er ist sonst nicht begierig andere zu beleidigen, und also minder boshaft als verwildert und scheu. Die Liebe wird ihn nicht mehr plagen als seinen Nachbar, den Bären: denn für ihn ist keine Schönheit, und ein Weib so gut als alle; und glücklicher Weise befällt die Brunst die Menschen nicht alle auf einmal, wie die Thiere; als woraus eben ein allgemeiner Hobbesischer Zustand unter den Thieren entsteht, von welchem die Menschen sicher sind. Ein anders Unglück, von welchem diese glücklichen Wilden frey sind, ist die Knechtschaft in allen ihren Staffeln und Verkleidungen. Keine ist den Wilden möglich, weil kein Mensch in der glückseligen Wildheit des andern bedürftig ist, und in der That kennen die Thiere diese üble Folge des geselligen Lebens nicht. Nach diesem Gemählde des freyen Zustandes des Menschen, folget die Art und Weise, wie er sich aus demselben in

das unglückliche bürgerliche Leben hat bereden lassen. Die erste Gesellschaft entstund aus der nothwendigen Vereinigung der Menschen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, zur Jagd z. E. die aber nicht länger dauerte, als bis dieser Zweck erhalten war. Ein unordentliches Geschrey und die Gebärden, waren bey dieser zufälligen Gesellschaft zureichend. Aber bald erfand man aus einem Geschenke des Zufalles, die ersten Werkzeuge, das Feuer, und die Wohnungen, in welche im Anfang die Eltern und kleine Kinder zusammen krochen. Nun waren sie Patagonen, aber für des Hr. R. Geschmack schon verdorben, schon allzu gesellschaftlich, und bald entstund eine persönliche Liebe aus der Vergleichung mehrerer Weibchen; es war ein Vorzug, und ein Verlangen nach dem Vorzug. Die Schiffart in einem ausgehölten Baume, und die Jugend der Welt, das goldene Alter, in welchem die Grönländer noch jetzund leben, war nunmehro der allgemeine Zustand des menschlichen Geschlechts. Der Ackerbau war eine unselige Erfindung. Er war der Urheber des mein und dein, und der Sorge fürs Zukünftige; und die schon verzärtelten Erfinder des Pfluges hätten den ersten Ansprecher eines Eigenthums, eines von ihm allein gepflügten Ackers, als den Urheber des Geitzes und Krieges, von seinem anfangenden Reiche verdringen sollen. Doch man muß die überaus scharfsinnige Urkunde selbst lesen, wenn man das Vergnügen

haben will, wie ein Mann von allzu vielem Verstande, in einer Art Wahnsinn, wie durch den Osten nach Westen, herum kommen kann.

XXXV.

Voltaire.

1756. (S. 25.)

Das Scherzgedicht la Pucelle d'Orleans *) ist nicht vor dreißig Jahren aus der Feder seines berühmten Verfassers geflossen, es enthält die viel neuere Geschichte der Kandiere, und der M. de P. und aus gar vielen Zügen kann man gegründet muthmassen, es sey in Berlin geschrieben worden. Die Feder des Dichters, von welchem es stammt, läßt sich nicht verläugnen, obwohl hin und wieder schlechte Reime, und Fehler stehn, die leicht zu vermeiden gewesen wären. Es ist ein noch unvollkommenes Scherzgedicht über die bekannte Ieanne d'Arc, in einem besondern Geschmacke, der noch mit des Grafen Forteguerra Richardetto sich am besten vergleichen läßt. Freylich herrscht überall die Wollust, und zum Theil eine solche Art davon, die den Verfasser zwingt, sein muthwilliges Kind zu verläugnen. Bey den unaufhörlichen Scherzreden wieder die Pfaffen, ist auch gar öfters die Ehrfurcht vergessen, mit welcher, und

*) 1755.

mit Schauer und Zittern die Menschen ihres grossen Schöpfers und der von ihm auserwählten Geister gedenken sollten. Mit unendlichem Witz wird auch überall der Leidenschaften Feuer angefacht, die ohnedem nur allzu zügelfrey herrschen. Der Hr. v. B. gesteht ein Gedicht von ungefähr diesem Inhalte gemacht zu haben, versichert aber ein guter Drittel sey nicht von seiner Feder, und würde es gerne ganz von sich ablehnen.

XXXVI.

Nordens erste Philosophen.

1757. (S. 447.)

Eine Probschrift de philosophia veterum suio Gothor. erschien zu Upsal 1755 und ist ein kurzer Auszug der gelehrten Geschichte der alten Einwohner des Nordens, insbesondere von dem glücklichen Betrüger, dem Odin; denn diesem ist es, wie in andern Ländern andern Patriarchen des Aberglaubens, gelungen, anstatt einer reinen und abgezogenen Lehre von Gott, eine andere sinnlichere und den Bitten der Menschen mehr Zugang verschaffende Gottheit, den einfältigen nordischen Völkern beyzubringen. Diese liebten, was ihnen damahls am nöthigsten war, die Kriegskunst, Sternkunde, als eine zu ihren Schiffarten unentbehrliche Wissenschaft, und die bey freyen Völkern, und die noch heutiges Tages unter den Mohawks,

hochgeschätzte Beredsamkeit. Die Drotten oder Druiden waren ihre Lehrer und Richter. Denn daß Abaris, Anacharsis und Zamolxis so weit aus dem entlegenen Norden entsprungen seyen, ist noch unerwiesen. Ihr Begriff von einer Gottheit war rein und noachisch. Man meint einige Spuren der Dreyeinigkeit bey den alten Nordländern gefunden zu haben, wobey man sich dennoch erinnern muß, daß selbst bey den Israeliten diese Begriffe nicht gar deutlich entwickelt gewesen sind. Doch hatten diese alten Suionen auch einen Begriff eines Mittlers, des Thors, wie fast alle Asiatische Völker, und hingegen ein böses Wesen, Locke, von welchem sie alles wirkende und leidende Uebel herleiteten. Alles dieses reinere Licht verdunkelte in den folgenden Zeiten Siggo Fridulphs Sohn, samt seinen zwölf Asen. Er erfand neue Götter, und nahm in der Folge der Zeit selbst einen Platz ein. Sein Paradies und seine Hölle waren blos sinnlich, und einzig auf die kriegerische Tapferkeit eingerichtet.

XXXVII.

Voltaire.

1757. S. 452. (1753. S. 339.)

Die neue Sammlung der Werke des Hrn. Arouet de Voltaire ist in 17 Oktavbänden erschienen. Die historischen Theile folgen in zusammenhängender Ord-

nung und fangen mit Karl dem Grossen an, und hört nicht eher auf, als bey der Einnahme der Insel Minorka. Man muß aber nicht glauben, daß es eine Historie sey wie man sie sonst wohl schreibt. Die Hauptabsicht ist, die Sitten und Gemüthsart der Völker in den verschiedenen Zeiten abzuschildern, in welchen sie der Verfasser neben einander gestellt und verglichen hat. Also findet man im ersten Bande dieses Essay sur l'histoire générale & sur les moeurs & l'esprit des nations depuis Charles Magne jusqu'à nos jours, von China an, fast alle Reiche in Gemählde gebracht, und gegeneinander gehalten. Dieser Band faßt noch die Kreuzzüge in sich. Hr. A. sucht überall zu zeigen, daß die Menschen immer böse, und die Welt ein abscheulicher Schauplatz ungerechter Thaten gewesen, wo die Tugend und Gerechtigkeit gar überaus selten gesieget hat. Er macht sich auch ein Vergnügen zu beweisen, daß die sogenannten barbarischen Völker oft gesitteter gewesen sind, als die andächtigen Europäer. Der Kirche, und der Unternehmungen der Päbste, gedenkt er zwar nicht eben mit Partheylichkeit, aber doch mit Schonung. Man kann aber unmöglich an vielen Orten die Absicht miskennen, die Geschichte, und die Zeitrechnung der H. Schrift, und die oberste Aufsicht des allgemeinen Herrschers der Welt auf seine Geschöpfe, zweifelhaft zu machen, obwohl V. sich sonst an mehr als an einem Orte für einen wirklichen Anbeter eines einzigen

zigen Gottes deutlich angiebt. Der zweyte Theil endet sich mit dem fünfzehenden Jahrhundert, und der dritte mit dem sechszehnden. Dieser leztere ist besonders merkwürdig, weil er die Geschichte der grossen Glaubensverbesserung in sich faßt. Es scheint, des Hr. A. Aufenthalt zu Genf habe ihm einige Liebe zu dieser Stadt beygebracht, deren er hin und wieder rühmlich gedenkt, ihre Freyheit wider die Savoyisch gesinnten Schriftsteller vertheidigt, und ihren blühenden Zustand rühmt. Sonst leugnet B. die Abscheulichkeit der Ablässe, und die schlechten Sitten der Geistlichen nicht, wem aber am wahren Glauben an den einzigen Heiland nicht viel gelegen ist, der fällt freylich natürlicher Weise auf den Gedanken, es wäre besser gewesen, unter dem Joche einer verdorbenen Kirche zu leben, als dieses Joch mit einiger Gefahr der innerlichen Unruhen abzuwerfen. Nur hat B. allerdings darinn wenig Unpartheilichkeit bewiesen, daß er die entstandenen Unruhen in Frankreich, Teutschland und in den Niederlanden, der verbesserten Religion zuschreibt; da es doch sonnenklar ist, wie bloß die ungeheuren Verfolgungen der herrschenden Kirche und die Ermordungen von vielen tausenden endlich die Protestanten hin und wieder zur Ungeduld und zum Widerstande gezwungen haben. Da hingegen unter einer nicht gelinden Regierung die armen Bekenner dieses gedrückten Glaubens in Frankreich seit 1630. in Oestreich, Ungarn, Pohlen, Salzburg und den waldensi-

schen Thälern die treuesten Unterthanen geblieben sind. Er sucht hiernächst etwas Lächerliches in der Art und Weise, wie durch die angehörten Gründe beyder Theile verschiedene Städte ihren Glauben zu verbessern sich haben bewegen lassen. Uns dünkt diese Weise die vernünftigste und freyeste. Man kann auch in den verschiedenen Unrichtigkeiten dieser Geschichte des Hr. V. Widerwillen wider die Vertheidiger der Gewissensfreyheit erkennen. Zwingli ist nicht à la téte der Armee gewesen. Luther hat in keiner Kirchenversammlung dem Landgrafen die zweyte Frau erlaubt. Es ist fast lächerlich unter die Protestantischen Kirchen die Zuingliens, Oecolampadiens, Carlostadiens, und Calviniftes und wieder die Presbyteriens, Puritains und petite Eglise Anglicane zu unterscheiden. Ist es bey dem Hr. V. Unwissenheit, ist es übler Wille? Die Abschilderung der Deisten verdient gelesen zu werden; und hingegen auch die Beschreibung der Klöster. Der Ueberfluß der Geistlichen fällt dem Hrn. A. doch in die Augen. In Frankreich sind 250000 Geistliche, in dem päbstlichen Staate 32000, in Spanien 50000 Klosterleute, in Portugal 10000. Die Anmerkung ist sonst gerecht, daß wider Heinrich den IV. nur Katholische, und zwar nur nach der Zeit ihre Mordanschläge vorgenommen, da er schon zur grössern Kirche übergetreten war.

Siécle de Louis XIV. Wir wollen bey der Geschichte selbst einem Historiographe de France nicht gern einreden, der neben dem sein Leben grossentheils am Hof und in den vornemsten Gesellschaften zugebracht und so viele Gelegenheit gehabt hat, genaue und besondere Nachrichten einzuholen. Doch wollen wir bey der gelehrten Geschichte einige, und bey der übrigen auch ein paar Anmerkungen beyfügen, und wir halten sie um desto wichtiger, jemehr Ansehen die ausnehmenden Gaben des Verfassers ihm bey den Mächtigen der Welt erworben haben. Ueberhaupt finden wir bey dem Verzeichnisse der Gelehrten eine fehlerhafte Wahl. Der Hr. Kammerherr hat sehr viele dunkle und unbekannte Leute genannt; und eben so viel grosse und berühmte Männer unbekannt gelassen. Unter den dunklen Männern ist der Kontroversienschreiber Isaac Papin (an dessen Stelle man den Naturkenner Denis Papin lieber gesehen hätte) der Uebersetzer des Marets, der Geschichtschreiber Aubri, die Jgfr. Cheron, der Coutures, Guerret, Hermant, Des Lions, Renaudot der ältere, und eine Menge schlechter Dichter und Romanschreiber. Unter den Vergessenen finden wir den Mathematiker Fernant, den Pater Mersenne, den grossen Zergliederer Duverney, den Kräuterkenner Vaillant, den Scheidekünstler Homberg. Hiernächst hat der Hr. v. Voltaire sein le premier oder le plus grand gar zugemein gemacht. Lange vor Lemery's Pharmacopée universelle

war das Schröderische Werk berühmt. Boyle war vor ihm ein grosser Kenner der Chymie, des Bourdaloue Ruhm sollte dem das englische wohl verstehenden Voltaire den Tillotson nicht vergessen machen. Daniel ist einer der lügenhaftesten Geschichtschreiber, den wir jemals gesehen haben. In der Beschreibung des Burgundischen Kriegs macht er den damals vertriebenen und herumirrenden Herzog von Lothringen Richard zum Feldherrn der sieghaften Schweizer, und die Lothringer, deren 300 bey der Schlacht gewesen, zu einem wesentlichen Theil der verbundenen Armee. Es fehlt auch unendlich viel daran, daß die Encyklopedie die lezte Kraft des vereinigten menschlichen Geschlechts seye. Man hat in Frankreich das Gegentheil bewiesen, und wir sind davon durch unsere eigene Kenntniß überzeugt. Es sind ferner ordentliche Fehler und Unrichtigkeiten in der Geschichte. Bernier ist niemals Leibarzt des Mogols gewesen, er hat ihn wohl niemals gesprochen. Er lebte als ein Weltweiser und Hauslehrer bey einem Aga des Mogolischen Hofes. Mery war ein geschickter Mann, er hat aber so wenig geschrieben, daß man nicht absehen kann, wie er einer von denjenigen ist, die die Chirurgie illustrirt haben. Die sehr weitläufige Widerlegung des Bondin ist bey einer vergessenen Streitigkeit eine blosse Probe des alten Hasses gegen den Rousseau. Ein Saurin, der Diebstals wegen sein Vaterland und

seinen Glauben verlassen müssen, ist allenfalls nicht zu gut, verläumderische Reime geschrieben zu haben. Man kann nicht wohl sagen, Salle sey der inventeur des Journaux. Die Journaux des Sçavans sind nicht älter als die Transaktionen, und nicht so alt als die Academia Naturae Curiosorum. Die Liebe des Eucharis und der Calypso konnte gar wohl als eine Warnung für einen jungen Prinzen beschrieben werden. Der Telemaque hat sehr zahlreiche Nachahmer gehabt S 188. Sethos, Neoptoleme, Pyrrhus Roi d'Epire, Voyage de Cyrus und mehrere, gehören dahin. Die Entschuldigung des la Fontaine entblößt die Seele des Hrn. Voltaire. Soll man mit allem Reize der Satyre, des Scherzes und der Ueppigkeit der Jugend ein Laster vormahlen, dazu sie sogar sehr geneigt ist. Unter den zur Geschichte gehörigen Nachrichten wollen wir nur einige berühren. Louis XIV. hinterließ a 1715. 4500 Millionen Schulden an jetziger Französischer Münze. Er verthat alle Jahr im Durchschnittt 300 Millionen. Die ordentlichen Einkünfte der Krone waren unter Kolbert ungefähr 200 jetzige Millionen, die Menge des baaren Geldes im Reiche belauft sich auf 1200 französische Millionen, und das Silbergeschirr auf ungefähr eben soviel. Die Geistlichkeit, sagt der Hr. v. Voltaire, ist nicht so reich, als man sie macht. Sie hat nur ungefähr 80 Millionen Einkünfte, und dieses ist für 250,000 Geistliche nicht zu viel. Aber 250000 Geist-

liche sind zu viel für Frankreich, und der nichts beytragende Theil der Nation, ist zu reich gegen den Theil auf dem alle Lasten alleine liegen. Wir verwundern uns hiernächst über des Voltaire so gar unbillige Urtheile über die Protestanten. Es ist besonders, daß ein Freydenker die Päbste und Jesuiten durchgehends entschuldigt, und die Vertheidiger der Freyheit der Welt hingegen auf alle mögliche Weise verkleinert, ohne die längst eine Sklaverey in der Katholischen Kirche wäre, daß kein Freydenker nur athmen dürfte. Daß z. E. die protestantische Religion in freyen Ländern am leichtesten Eingang gefunden, kömmt gewiß nicht daher, daß sie untreue Untherthanen macht. Wer ist treuer, der niemand als Gott und seinen König ehrt, oder der, der einen Priester anbetet, dem er das Recht zugesteht seinen König abzusezen? Aber freylich konnte eine bessere Religion leichter durchdringen, wo ihr die Gewalt, die Inquisition und das Feuer weniger widerstand. Hundert Bullen sagt V. soll man lieber annehmen, als zugeben, daß Lärm und Zwietracht entstehe. Welche Sprache in dem Munde eines Mannes, der vorgiebt, er opfre der Wahrheit alle Vorurtheile auf! S. 273. Hat man den Jesuiten unrecht gethan, wenn man ihnen des Mariana, des du Perrou, der Päbste und der französischen Geistlichkeit und so vieler andern Meinungen zuschreibt, die sie niemals für unrecht erkennen wollen? Jsts rühmlich am Voltaire zu ge-

stehn Quesnels Buch seye voll sichtbaren Gutes, und das Böse müsse man suchen, und dennoch ihn den Quesnel und die Jansenisten durchgehends bey ihrem vielen Leiden lächerlich zu machen. Hin und wieder entfahren indessen dem Verfasser grosse und nützliche Wahrheiten. Also bezeichnet er den Anfang der wahren Freyheit in Engelland mit der Ankunft des glorreichen Wilhelms.

Bey den historischen Nachrichten finden wir einige auch uns bekannte Unrichtigkeiten. Der Pabst hat S. 133. Kastro und Ronciglione dem Herzog von Parma nicht wiedergegeben, er besitzt es noch. Es ist nicht richtig S. 127. daß das Kapetingische Haus viele hundert Jahre eine Monarchie beherrscht habe, ehe ein einziges Haus, von den jetzt regierenden zu einiger Erhabenheit gekommen seye. Es läßt sich dieses weder von dem Bayerschen, noch vom Guelfischen sagen. Daß Ludwig der XV. im letzten Kriege überall, ausser in Italien glücklich gewesen sey (S. 486.) ist offenbar zu viel gesagt. Sind die französischen Lager nicht dreymal mit Verlust aus Deutschland getrieben worden? Und hat der Hr. v. V. vergessen, daß er gestanden, die Engelländer haben die französische Seemacht völlig zu Grunde gerichtet? Haben sie in Schottland etwas beständiges ausgerichtet? Ludwig des XV. Waffen sind eigentlich nirgens als in den Niederlanden glücklich zu nennen. Der Vorwurf, daß die deutschen Armeen erst im August

zu Felde gehn, ist alt und oft wiederholt. Fieng aber nicht Khevenhüller die Eroberung von Bayern am Neujahr an: und wurden nicht die Franzosen zum zweytenmal im Aprill aus Bayern getrieben? Belagerten die Deutschen nicht Genua im Winter? und sollte ein Voltaire sich nach den Reden des Pöbels richten. Wir übergehn mehrere Stellen von eben der Art.

Noch können wir nicht unbemerkt lassen, daß es völlig unwahr ist, wenn Voltaire die Anzahl der im J. 1746 hingerichteten englischen Rebellen auf 800 rechnet. Eben so unphysisch ist es, wenn er sagt, Cordez habe in einem Vulkane den Salpeter zum Pulver machen gefunden, und eben so ungrammatisch erklärt er Statthouder durch teneur d'Etats, da es so deutlich Vicaire heißt. Es würde überhaupt eine gemeinnützige Arbeit seyn, wenn man diese Voltairische Geschichte mit nöthigen Anmerkungen versähe, da sonst diese und andere Unrichtigkeiten von den meisten Lesern, zumal in künftigen Zeiten, als richtige Denkmale der Geschichte angenommen werden könnten. *) — —

*) Der Hr. v. Voltaire hat eine sehr unvollkommene Uebersetzung unserer Beurtheilung des Siecle de Louis XIV erhalten, und auf dieselbe mit einem dutzend vous vous trompés geantwortet, die er dem Rezensenten entgegensetzt. Dieser hat auf französisch sich vertheidiget und alle Sylben seiner Rezension gerechtfertiget. Es scheint der Geschichtschreiber von Frankreich habe mehr Stärke, eine Geschichte angenehm vorzutragen, als genau nach der Wahrheit zu erforschen (Gött. Anz. 59. S. 781.)

XXXVIII.

Die Alpen.

Nach einer Schwedischen Probeschrift *) 1757. (S. 644. f.)

Der Verfasser versteht unter den Alpen solche Gebürge, die mit keiner Waldung wegen ihrer Höhe bewachsen sind. Sie sind, sagt er, bis zur sommerlichen Sonnenwende mit Schnee bedeckt, und in acht Tagen stehen an dessen statt blühende Kräuter da, die wieder in sechs Wochen reif werden müssen, wenn sie sich besaamen sollen. Zu den Alpen zählt er die Lappischen, die Oesterreichischen, Rhätischen, Italiänischen, Französischen, Pyrenäischen, Englischen, und Schweizerischen Gebürge. Diese haben durchaus einige Pflanzen mit einander gemein, und Sibirien hat ihrer viele, ob es gleich nicht so hoch liegt. — Wir wollen hierüber für diejenigen Leser, die fern von den Alpen leben, einige nicht undienliche Anmerkungen machen. Den Namen der Alpen bestimmen die Waldungen nicht, die auf gar vielen Gebürgen mangeln, es kömmt auf die fast beständige Dauer der Schnees an, deßwegen braucht es um eine Alpe auszumachen, unter der Linie ein entsetzlich hohes Gebürge, da in Kamtschaka, Nordsibirien, Grönland und Nova Zembla selbst die Flächen endlich zum beschneyten

*) N. Amman Flora Alpina Upf. 1756.

Striche gehören, und in allen Eigenschaften, insbesondere aber den Pflanzen den Alpen ähnlich sind. Die Schweizerischen und andern Europäischen Alpen haben keine Rennmooßfelder, und fast keine Flächen. Sie sind unten mit einem gähe genug wachsenden Walde umgürtet, obenher sind es gäh abhangende Weiden, und dann spitzige Pyramiden, aus Felsen aufgethürmt. Zwischen diesen Spitzen ziehen sich abhängende Thäler durch, in welchen die ersten Adern der Ströme nach den Thälern fliessen. Die höhern Alpen sind durchgehends gegen Norden mit einer Borke von Eiß überzogen, auf welcher erst der Schnee liegt, und wovon sie den Namen Gletscher bey den Anwohnern erhalten haben *). Diese Alpen nun haben sehr viele eigene Pflanzen, einige andere aber sind ihnen mit niedrigen und des Namens der Alpen unwürdigen Gebürgen gemein. — Es ist übrigens schwer ein Kräuterverzeichniß aus allen Alpen zu sammlen, und erfordert eine gar zu grosse Kenntniß der Pflanzen, und selbst der Geographie **). Die Berge Hauenstein z. E. und Wasserfall, der Turiberg bey Genf, sind alle des Titels der Alpen unwürdig, und nicht einmal

*) Der Hr. v. Haller sagt an einem andern Orte: "Freylich bedeutet das Wort Alpes nicht Schneegebürge. Unsre Helvetier, die am besten diese Worte kennen sollten, heißen die leztern Gletscher, und Alpen alle hohe Viehweiden." (Gött. Anz. 1771. S. 158.)

**) Ganz recht schreibt man den Alpenkräutern eine schwarze fruchtbare Erde zu. (Ebendas.)

Spitzen des von den Alpen wohl zu unterscheidenden und nirgends mit denselben vermischten Gebürges, das von Lyon über Genf bis nach Köllen hin sich erstreckt, und den Rhodan und Rhein gegen Morgen liegen hat, auch überhaupt fast in einer Linie von Süden nach Norden sich erstreckt. Der Schnee haftet auf denselben nirgends, es hat keine Pyramiden, und ein geringer Theil des Rückens ist ohne Waldung.

XXXIX.

Constantin der Grosse.

1758. (S. 356.)

Herr Le Beau in seiner Histoire du Bas Empire übernimmt zwar nicht die Erscheinung des Kreuzes, (die in Deutschland geschehen seyn soll) zu beweisen, aber man fühlt doch aus den weitläuftigen Gründen, und selbst aus der Ordnung in welcher er sie vorträgt, daß er dieses Wunder lieber beybehalten wollte. — Bey Constantin, ob er gleich viele Zeichen der Güte, auch zuweilen wider die Feinde von sich gegeben hat, war doch selbst die Grausamkeit der Zeiten nicht ausgerottet, die er wieder die gefangenen Franken, den unter gewissen Bedingungen sich ergebenden Licinius, als seinen Schwager, dessen Sohn und seinen eigenen tugendhaften Sohn den Crispus erwiesen hat. Seine Eitelkeit, die ihn bewog, die Eh-

renmale seiner Vorfahren sich zuzueignen, und die selbst auf seinen Kleidern in den Münzen sich verewigt, seine Schwachheit gegen seine verdorbene Höflinge, sein wankelbarer Sinn selbst in Glaubenssachen, seine unbillige Erbitterung wider die Römer, blos weil sie seines Sohnes Mord mit Stichelschriften und einem vorrückenden Stillschweigen zu rächen schienen; der grosse Fehler einer zweyten seinen Namen tragenden Hauptstadt, (die unsägliche Kosten, und neue und drückende Auflagen erforderte, und doch endlich nur des Reichs Kräfte trennte und schwächte,) seine unpolitische Vertheilung des Reiches unter seine drey Söhne, und andere Fehler, mindern seinen Ruhm gar sehr. Zu welchem wir sonst gerne rechnen, daß er seine Halbbrüder wider die barbarischen Grundsätze der damaligen Staatsklugheit, doch leben lassen, und zum Theil auch zu ziemlichen Würden erhoben hat. Hr Le Beau legt dem Constantin den zweydeutigen Ruhm bey, daß er die ersten Klöster gestiftet, und deswegen die Gesetze wieder die Kinder und Ehelosen theils gemildert, und theils abgeschaft habe. Unter ihm nahmen auch die neuen unrömischen Titel, und die den Kriegsleuten angewiesene Timars den Anfang; er nahm auch jemehr und mehr barbarische Völker in sein Heer auf, welches zu einer andern Ursache des Untergangs des Reichs erwuchs. Er gab, wiewohl seltener als seine Nachfolger, das erste Beyspiel der Verfolgung, indem er den Weltweisen Sopater hin-

richten lies, blos weil er ein Heide war. Den Persern überlies er selbst das Eisen, dessen sie wieder die Römer zu Kriegen benöthigt waren. Er war der Erste, der erlaubte, den weltlichen Richter auszuschlagen, und das Urtheil der Bischöffe anzurufen, dem er das Recht beylegte, daß man die Sache nicht mehr weiter ziehen konnte. Er war also, wie andre Menschen, ein Gemische von Tugenden und Schwachheiten. — — Hr. Le Beau führt eine Aufschrift an, die zu Pierre pertuis stehen soll, als einem in die Felsen gehauenen Durchgang, durch welchen Constantin sein Herr soll geführt haben. Die Unwahrheit dieses Vorgebens ist offenbar. Die Aufschrift über dem Klippengewölbe ist in der That weder in Versen, noch von Constantins Zeiten.

XL.

Von den Kometen.

1758. (S. 542.)

Die Kometen sind bekanntlich in ihrer grösten Entfernung viel weiter von der Sonne entfernt, als der weiteste von den Planeten Saturn, und kommen hingegen in dem mindesten Abstande der Sonne sehr nahe. Unter 40 sind Zehen näher als der Merkur an die Sonne gekommen, 26 aber näher als die Venus, und nur 6 haben der Erde Gleiß nicht erreicht. Sie sind also wechselsweise der grösten Kälte und Dunkelheit, und auch der grösten Wärme und Helle unter-

worfen. Ihre Lage weicht von der Ekliptik um 20. 40. 60. und endlich über 80. Grade ab. Die Hälfte derer, die wir kennen, geben der Ekliptik nach von Osten nach Westen, gerade dem Planetenlaufe zuwider. Einige andere, deren Neigung gegen die Ekliptik die gröste ist, gehen von Süden nach Norden, oder von Nord nach Süden. Die nach allen Richtungen gleich leichte Bewegung dieser Sternen, widerlegt des Carteſius ätheriſche, die Planeten fortſchleppende Ströme und Wirbel unwiderſprechlich. Ihre Kräfte, die ſie in ihrem Gleiſe fortraffen, ſind eben diejenigen, die alle himmliſche Körper regieren, die Schwungkraft (centrifuga) und die Sinkkraft (centripeta). Sie müſſen ſehr dichte Körper ſeyn, da ſie der erſtaunlichen Hitze der nahen Sonne widerſtehen. Die Anzahl der Kometen ſcheint groß, ob wohl ſie wegen ihrer langen Perioden, und der ſpät vorgenommenen Beobachtung derſelben unbekannt iſt; doch ſcheint ſie das Hundert zu überſteigen. Der Nutzen in Anſehung des Weltgebäudes iſt noch nicht bekannt, die wenigſten kommen jemals der Erde ſehr nahe, und die Gefahr, daß ſie auf dieſelbe ſtoſſen werden, iſt faſt unendlich klein.

XLI.

Vom Nationalstolze.

Von J. G. Zimmermann.

1758. (S. 588.)

Der erste Theil dieser Satyre beschreibt den lächerlichen Nationalstolz, zu welchem Hr. Z. nur allzuviele Urbilder findet, da wenige Völker von einigem Glücke und Ansehen sind, deren einzelne Bürger nicht, wegen der Vorzüge des ganzen Volkes, sich einen Vorzug vor andern Nationen zueignen. China ist eines der bekanntesten Beyspiele. Hr. Z. macht sich über das vermeinte Alterthum der Monarchie und ihre andern Nationaleinbildungen lustig, und widerlegt in einem Zusatze den P. du Halde, der die zahlreichen Jahrhunderte der Dauer ihrer Monarchie hat bestärken wollen. Die Tartaren, bey deren kleinen Fürsten die lächerlichste Art einer angemaßten Obermacht herrschet, und andere morgenländische Völker, erscheinen in ihrer Reyhe; doch giebt Europa eine zahlreiche Verschiedenheit von dieser, vielleicht doch ungemein nützlichen Thorheit. Mit Recht vertheidigt Hr. Z. die billigen Ansprüche aller Völker zum Wohldenken, wider die eigennützige Ausschliessung, die einige besondere Nationen unternommen haben. Der zweyte Theil soll den vernünftigen Stolz beschreiben, denn Hr. Z. glaubt, ein solcher Stolz sey als ein Gefühl der eigenen Würde möglich, wiewohl wir

immer fürchten, die grosse Macht der Eigenliebe lasse selten zu, daß wir unsere Vorzüge nach der Billigkeit schätzen, so bald wir nicht erröthen, ihnen selbst einen Preiß zu geben, und uns kömmt vor, wenn ein solcher Stolz möglich wäre, so läge er in der Bestrebung, uns unsrer Fehler zu entladen; doch kann man nach des Hrn. Z. Grundsätzen allerdings in tugendhaften Nationen sich durch die Allgemeinheit der guten Eigenschaften aufmuntern lassen. Hier folgt also ein Verzeichniß der Völker, die was grosses oder vorzügliches besitzen, oder besessen haben, der Nord ist unvergessen, und Hr. Z. hält viel auf die Tartaren (wenn ja Länderverheeren etwas Ruhmwürdiges ist.) Die Griechen und Römer sind dienliche Beyspiele solcher Nationen, die an grossen Männern reich gewesen sind; bey beyden hat auch die edle Leidenschaft am meisten geherrscht, die man die Liebe zum Vaterlande nennt, und die mit einem rühmlichen Nationalstolze eine ziemliche Verwandtschaft hat, von Hrn. Z. auch äusserst angepriesen wird; dem eben benannten Stolze aber zu Rom doch noch am nächsten kam, weil man einem jeden Bürger eine fanatische Einbildung von den Vorrechten und der unfehlbar zu erwartenden Grösse des ewigen Roms eingeprägt hatte. Hr. Z. lobt diesen Eifer auch an kleinern freyen Staaten, widerlegt den dergleichen Regungen nicht fühlenden und verachtenden le Clerk, und entschuldigt mit Recht dieser Staaten mindere Achtung für die (gelehrten)

ten) Vorzüge einiger ihrer Bürger. Die jetzigen grossen Geister in Frankreich vertheidigt er wieder die Einbildung, daß unter Ludwig dem XIV. die Zeiten für die Wissenschaften glücklicher gewesen seyen. Die ziemlich nachtheilige Schilderung von Engelland hätte er billig aus einer andern Quelle, als aus dem Bullingbroke nehmen sollen, dem es unter allen Menschen am wenigsten anstehen konnte, patriotische Tugenden von seinen Mitbürgern zu fodern, und der sie vielleicht in einem verborgenen Hange zu dem verbannten Hause gesucht hätte; wie ungerecht leugnet Bullingbroke die Bestrebungen des Parlements wider die Unterdrückungen der Freyheit, davon es unter Karl dem I. und dem II. so viele und für seine Mitglieder so gefährliche Proben gegeben hat. Russel, Sidney und andre haben ihr Leben und nicht blos eine erkaufte und eigentlich nichts einbringende Stelle auf die Spitze gesetzt. Die Vorzüge der Schweden erhebt Hr. Z. mit Recht, und sie lassen sich wohl durch vorübergehende minder glückliche Unternehmungen nicht gänzlich verdunkeln. Endlich schließt er mit einem satyrischen Zuge, in welchem er seine im zweyten Buche verschiedentlich ausgetheilten Lobsprüche wieder ziemlich empfindlich zurück nimmt. Das übrige machen einige hauptsächlich zur Geschichte von Japan und China gehörigen Zusätze aus, wobey wir eine gewisse Vergleichung der That des Gottes Isanagi lieber nicht lesen würden.

In der zweyten Ausgabe die zu Zürich 1760 erschienen ist, findet man die Satyre gegen die Republikaner nicht wieder, und Hr. Zimmermann erkennt vielmehr, die einigermassen gegründeten Vorzüge eines freygebohrnen Mitgliedes einer Republik, vor jenen die ihre Geburt zu Unterthanen macht. (G. Z. 1760. S. 838.)

Bey der vierten Auflage des Nationalstolzes fügte Hr. von Haller seiner Anzeige bey: „An den Nationen die der Hr. Leibmedikus in seine Musterung ziehet, erkennt er auch, und zumal an den Franzosen, das Gute, das sie haben, und die vielen Belohnungen des Verdienstes. Die Chinesen sind nicht vergessen, und zumal auch ihr eingebildetes und vielleicht von den Europäern aus eigennützigen Absichten zu hoch aufgemutztes Alterthum bestritten. Allerdings war Nian Hy Jao nicht nur ein Unterkönig, aber wer ihn gelesen hat, siehet, daß er mit einem gesunden Urtheile die wahren und falschen Quellen der Chinesischen Geschichte untersucht, und den lügenhaften Sematsien, den Urheber der von den Jesuiten wiederhohlten Fabeln, nicht ohne Ueberlegung verlassen hat. Der Aberglaube ist indessen in China vom Unglauben getrennt; jener wohnt beym Frauenzimmer und dem gemeinen Volke, und dieser bey den Gelehrten. (Gött. Z. 1768. S. 1240.)

XLII.

Ueber die Prachtgesetze im Norden.

Eine akademische Rede des schwedischen Reichsraths H. Henning Adolph Gilleborg.

1758. (S. 807.)

Der wohlgesinnte Hr. Graf zeigt, daß allerdings ein Reich durch die Ausfuhr der Baarschaft gegen entbehrliche Waaren geschwächt wird, und in Schulden, und in ein Untergewicht seiner Einnahme und Ausgabe geräth; daß auch die Kräfte des Leibes und Gemüthes durch die Ueppigkeit geschwächt werden; daß sie die Menschen von allen ernstlichen und gemeinnützigen Geschäften abzieht, und endlich nichts so schändlich ist, das ein Mensch nicht unternehmen sollte, wenn ihm die Mittel zum Ueberflusse entgehn, an welchen er gewöhnt ist (vielleicht hat auch der Pracht (Luxus) noch eine viel schädlichere Wirkung, auch bey seinem tugendhaftesten und unschuldigsten Gebrauche. Er macht den Unterschied zwischen dem Reichen und Armen zu sichtbar, er macht die leztern verächtlich, und setzt endlich zu den Beförderungen und zur Hochachtung der Menschen, an die Stelle der wahren Tugenden, die Kostbarkeit, den Geschmack, und allerley Geschicklichkeiten, die mit dem verderbtesten Herzen bestehen können. In Schweden waren die alten Zeiten hart und einfältig; auch die Könige

wohnten unter einem Dache, das einen einzigen Schuppen, wie in den westphälischen Häusern, bedeckte. Sie tranken Bier, das mit Porst gegohren hatte, und Meet war für die Domherren aufgehoben, Wein aber gänzlich unbekannt. Magnus Ladulos ist der Urheber des Prachts in Schweden. Dieser Krebs der Staaten stieg bald zu einem schädlichen Gipfel, und in Schonen sind auf einer Hochzeit 24 Ochsen und 80 Schaafe verzehrt worden. Magnus Smek führte die ersten Gesetze wider den Ueberfluß ein, und verbot über 80 Personen (ohne die Geistlichen) auf einmal zu bewirthen, nur wurde die erlaubte Anzahl der Gäste bey Hochzeiten bis auf 100 vermehrt. Man erlaubte nicht mehr als zwey Spielleute, und Sten Sture schafte die mit dem lächerlichsten Aufwande begleiteten zerschnittenen Kleider ab. K. Johann verbot A. 1585. das deutsche Bier, nicht ohne grosses Mißvergnügen der meisten. Der Hr. Graf endigt seinen Aufsatz mit sehr ernstlichen Anmerkungen. Er hält den Edelmann für wohlgesinnt, der seine Güter verbessert; und mit dieser Arbeit die nächstgelegenen Armen erhält, nicht aber denjenigen, der die Früchte des Schweises seiner Mitbürger für Prachtwaaren in andre Länder schickt. Und unser erlauchter Hr. Verfasser zweifelt, ob der schändliche Brandtewein zu unsern Zeiten nicht mehr Schaden thue, als die ganze Verbesserung der Oekonomie Nutzen schaft, da wohl mehr Tonnen Korn dahin verschwendet werden, als

die Anzahl derselben seyn mag, womit der Fleiß und die Geschicklichkeit die Früchte der vorigen Zeiten vermehrt. Er gesteht endlich, man werde selbst in Schweden, entweder bald eine neue Lebensart, oder neue Bücher einführen müssen. (novas tabulas.)

XLIII.

Die Entvölkerung in Republiken.

Von D. Isak Iselin,
Rathschreiber [Vicekanzler] in Basel.
1758. (S. 1014.)

Freymüthige Gedanken über die Entvölkerung unsrer (Basel) Vaterstadt. Diese Schrift ist nicht wie die meisten Bücher, die Wirkung des Eifers eines von der Welt abgesonderten Gelehrten, sie ist wirklich vor dem grossen Rath der Republik den zwanzigsten Merz in Betrachtung gezogen und zur Bewerkstelligung angenommen worden. Hr. Iselin findet bey seiner an einem grossen Strome zwischen zwey Reichen und einer wenig handelnden grossen Republik, in einer gesegneten Gegend liegenden Vaterstadt alles, was äusserlich der Handlung günstig scheinen kann. Eine Stadt in dieser Lage kann nie zu stark bevölkert werden, da sie mit mehrern Bürgern immer mehr Manufakturen, und mehr Handelshäuser hoffen kann. Diese Zunahme ist fast nicht einzuschränken, und die allzugrosse Bevölkerung, wenn sie je möglich ist, von

Basel noch sehr weit entfernt. Hingegen nimmt diese Stadt an Bürgern ab, die Preise der Häuser und die Miethen fallen, und die Anzahl der Armen nimmt, bey wenigen Reichen, zu, und hingegen verringert sich die nützlichste Art der Bürger, die bey dem Mittelmaas des Reichthums, ohne Ueberfluß arbeitsam sind. Die Armenanstalten sind, wie anderswo in Helvetien, nicht wider das Uebel eingerichtet, weil die verarmten Bürger zwar reichliche Allmosen genießen, aber nicht genug zur Arbeit, zum Fleiße und zum eigenen Verdienste angeleitet werden. Das Münzwesen ist zu Basel (denn Bern hat noch immer dem Schwalle der schlimmen Münzen patriotisch und kräftig widerstanden) im größten Verfalle. Diesen Uebeln abzuhelfen räth unser Hr. Verfasser der hohen Schule wieder aufzuhelfen, die in der That bey allen den geschickten, und zum Theil berühmten Männern, dennoch zu Basel in einige Schlummersucht verfallen ist. Das vornehmste Mittel aber wäre von den Patrizischen Grundsätzen der Helvetischen Republiken abzugehen, und nützliche und bemittelte Bürger anzunehmen, und damit zugleich die Stadt mit Menschen und mit Geld zu verstärken, die ausgegangenen Stämme zu ersetzen, und sich dazu der jetzigen für manche deutsche Staaten unglücklichen, in der friedlichen Schweiz aber gesegneten Zeiten klüglich zu bedienen. Hr. J. will dabey die Einschränkung machen, daß bloße Kapitalisten nicht unter 40000 Rthl. eigener Mit-

tel, Fabrikanten aber, Handwerker und Gelehrte mit mindern Bedingungen angenommen, auch nicht alsofort, sondern theils erst ihre Kinder und theils die Kindeskinder in die wirkliche Regierung gewählt zu werden fähig seyn sollten.

XLIV.

Ueber die Sprachen in Helvetien.

Von Hrn. Bertrand. *)

1758. (S. 1470.)

Herr Bertrand hat wahrgenommen, daß Bochat bey der helvetischen Sprache, und den Namen der Oerter alles aus dem Celtischen, Hr. Altmann aus dem Griechischen, andre aus dem Deutschen herleiten. Er hat aber ganz wohl betrachtet, daß verschiedene Völker nach einander Helvetien bewohnt, und ihre Sprache in diesem Lande ausgebreitet haben, und daß man folglich nicht von einer Sprache allein den Ursprung aller Wörter herhohlen soll. Die ältesten Helvetier sind wohl Celten gewesen, und vielleicht waren die Deutschen und Celten Abkömmlinge eines nemlichen, in den ältesten Zeiten noch ungetrennten Volks. In der Celtischen Sprache bleiben, in dem sogenannten Welschen (Französisch sprechenden) Theile

*) Recherches sur les langues anciennes & modernes de la Suisse, & principalement du pays de Vaud. Geneve 1758.

der Eidgenossenschaft viele Wörter, deren einige Hr. B. zur Probe anführt, und von andern weis man ausser Helvetien selber keinen Ursprung, und keine Aehnlichkeit anzugeben. Vom Griechischen haben die Hrn. Altmann und Zehender mehrere Wörter abgeleitet, es mag auch einigermassen die Gelehrte und Staatssprache gewesen seyn, in welcher man die Bünde und öffentliche Urkunden verfaßt hat, und vielleicht kommen die dem Griechischen sich nähernden Wörter eher aus einer ältern Sprache, aus der auch die Griechische entsprungen ist; wenigstens ist Corti, das Hr. B. von χορτος herleitet, dem Verstande und Tone dem schwedischen Gard und deutschen Garten; und Schotta dem deutschen Schutz eben so nahe, als dem Griechischen σχολος. Da die Römer mehrere Jahrhunderte durch Helvetien beherrscht haben, so hat ihre Sprache nothwendig sich in diesen Ländern ausbreiten müssen; sie ist auch unstreitig der Grund des verdorbenen Romanischen oder Welschen, das mit dem eigentlichen Lateinischen eben so viel Verwandtschaft, als mit dem Französischen hat. Das Deutsche drang zuerst durch die Allemannischen Siege, nachwerts aber nach der Versetzung der Sachsen unter Karl dem Grossen, und unter den deutschen Kayfern, nach dem Absterben der letztern burgundischen Könige, in den östlichen Theil Helvetiens, weil der westliche, wegen der Nachbarschaft des grossen Galliens (auch wegen der grossen Landschaften, die dem Hause Savoyen zugehör-

ten) die verdorbene romanische Sprache, und selbst den Namen Römer behielten (denn pays Roman ist der Kanzleynamen des französisch sprechenden Theils der Republik Bern). Aus der Verschiedenheit der Gegenden, und der dieselben bewohnenden Völker nun, soll man muthmassen, ob ein Namen einer Stadt oder eines Flusses eher aus dem Celtischen, Lateinischen oder Deutschen herzuleiten seye, und diejenigen handeln übel, die eine einzige unter diesen Sprachen zur allgemeinen Mutter aller Helvetischen Wörter machen.

XLV.

J. J. Rousseau.

1759. (S. 421. f.)

Da Hr. Dalembert in der Encyklopedie, beym Artikel Genf, theils die dortigen Gottesgelehrten einer allzugrossen Lauichkeit beschuldigt, und theils vorgegeben hat, die Stadt würde durch eine gute Schaubühne weit blühender werden, so hat J. Jakob Rousseau, der bekannte Bürger zu Genf, hiervon Anlaß genommen, ein ziemliches Buch unter dem Titel: J. J. R. à Mr. Dalembert sur son article Geneve dans le VII. tome de l'Encyclopédie, & particuliérement sur le projet d'établir un Theatre de Comédiens en cette ville a. 1758. bey Rey abdrucken zu lassen, das 264. S. in groß Oktav ausmacht, ohne die Vorrede. In

dieser letztern giebt er sich für einen durch Krankheiten ausgemergelten Mann aus, dessen Geist mit dem Leibe abnimmt, (dies ist von Montmorency aus geschrieben), und Hr. R. zeiget an einer andern Stelle, eine rühmliche Sehnsucht nach dem Vaterlande, ohne daß wir wissen, warum ein so sparsam lebender Philosophe sich des Vergnügens beraubet, im Vaterlande zu leben. Seine Vertheidigung der Gottesgelehrten ist etwas schwach. Wir dulden gern alle mögliche Religionen, aber derjenige Gottesgelehrte, der sich für einen Christen ausgiebt, auch die Stelle, die Würde und die Vortheile eines Lehrers in dieser Kirche bezieht, sollte billig entweder ein Christ seyn, oder kein Lehrer der christlichen Kirche heissen wollen. Wie man aber ohne den Glauben an den Weltheiland, ein Christ seyn könne, sehen wir in Aufrichtigkeit nicht ab. Was Hr. R. zur Entschuldigung der sogenannten Toleranz sagt, dienet für den irrenden Bürger, nicht aber für den angeblichen Diener des göttlichen Wortes. Hr. R. meint die Vernunft habe kein unumschränktes Maaß, und man könne von niemand eine Einsicht fordern, die die Summe seiner Kräfte übertreffe. Weitläuftiger, lebhafter und gründlicher ist unser Verfasser, wenn er von den Schauspielen spricht. Er betrachtet sie zuerst überhaupt, und dann auch wie weit sie sich zu den Umständen der Stadt Genf schicken. Was er in dem ersten Theile sagt, ist durchgehends neu und lesenswerth. Die besten Verfasser der Schauspiele, sagt er, folgen auch ge-

zwungen, den Sitten und Begriffen ihrer Mitbürger, sie können nicht den allgemeinen Regeln der Wahrheit und Vernunft nachgehen, es liegt nicht an ihnen, in Frankreich, die Versöhnung auf Beleidigungen rühmlich zu machen. Folglich lehren sie nicht eine wahre Sittenlehre, sie machen bloß die Leidenschaften lächerlich, die die Nation ohne dem, verlacht, und müssen hingegen denjenigen Lastern eine Würde beylegen, die in eben der Nation nach der Mode sind. Auch ist das Lächerliche, womit die Komedie straft, nicht das Gewehr der Tugend, es ist vielmehr ein gefährliches Werkzeug, womit das Laster die Tugend selbst verhaßt macht. Crebillon erhält hier einen Verweis, den wir uns erinnern, ihm vor manchen Jahren gegeben zu haben, weil er den Cato klein, und den abscheulichen Catilina, durch die glänzende Seite seines Muthes groß gemacht hat. Des Hrn. v. Voltaire Mahomet ist nicht besser und noch darüber glücklich, und bey dem Atreus kann niemand nach unsern Sitten begreifen, was für einen Nutzen die Vorstellung seiner gräßlichen That haben kann. In der Komedie hat Moliere selbst nicht das eigentliche Laster, sondern die äusserliche Larve desselben lächerlich gemacht. Sein Marquis, der den Jourdain bekriegt, ist niederträchtiger als dieser gemeine Bürger. Ueberall wirft er auch auf das Alter, auf die väterliche Würde, auf die Tugend selber die allergefährlichste Farbe des Lächerlichen. In seinem so gerühmten

Misanthrope findet Hr. R. keine geringe Anzahl Fehler. Die Liebe nimmt eben auch einen zu grossen Raum in den Schauspielen ein, und kann nicht anders als die Herzen der Jugend mit unnöthigen Flammen anstecken, bey welcher die Triebe der Natur ohnedem nur zu stark sind. Hr. R. findet dabey einen andern Fehler, dessen Beobachtung ihm ganz eigen ist. Man räumt, sagt er, in den Schauspielen dem Frauenzimmer zu viel Wissenschaft, und eine gewisse Oberstelle über unser Geschlecht ein, die wider die Natur ist, und uns verächtlich macht.

Hiernächst kömmt er auf das Verhältniß der Schauspiele gegen die kleinern Städte. Diese können erstlich keine Schaubühne ernähren, und zu Genf könnte eine sogenannte Bande nicht ohne eigene Auflagen unterhalten werden, dabey würden die allzu lebhaften Vergnügen die Lust zu ernsthaften Beschäftigungen wegnehmen. Hr. Rousseau giebt hier eine angenehme und wahrhafte Beschreibung von dem Berglande im Neufchatellischen, wo die Einwohner fast alle Künstler sind, und bey ihrer Arbeit das vergnügteste Leben führen. Eine Schaubühne in diesem Lande, sagt er mit Grunde, würde dessen Untergang seyn, den Fleiß vernichten, und zum Grundgeschäfte des Lebens anstatt des Nützlichen das Angenehme machen. Eben so würde es zu Genf, und an allen kleinen Orten gehn, wo die Anzahl der ohnedem müßigen reichen Leute viel zu klein ist, allein die Schau-

spiele zu erhalten. Er macht hier eine Ausschweifung über das Unvermögen der Gesetze die Sitten zu bilden. Gelegentlich stimmt sein Urtheil mit dem unsrigen überein; kein Roman ist jemals geschrieben worden, sagt er, der der Clarissa nur einigermaßen beykömmt. Des Hrn. R. Lobsprüche sind selten, und daher kräftiger. Wiederum schweift er aber nützlich aus, zu beweisen, daß die Schamhaftigkeit ein wesentlicher und unentbehrlicher Trieb bey dem weiblichen Geschlecht ist. Er beschreibt mit liebenden Ausdrücken, den Fleiß, und die ruhige Lebensart der Genfer, ihre Kränzchen (cercles) und ihre Vermischung des wenigen stillen Vergnügens mit der vielen Arbeit. Ihm dringen fast die Thränen aus den Augen, wenn er sich gewisser Scenen gemeinschaftlicher Liebe erinnert. Alle diese Vorzüge würde Genf verlieren, sagt er, wenn es eine Schaubühne hätte. Die Versammlungen ehrbarer Bürger würden verschwinden, und die Jugend würde sich nach dem Muster beliebter Schauspieler bilden; diese würden, sagt der alles aufs höchste treibende Hr. Rousseau, in dreyßig Jahren die Hauptfedern des Staats seyn. Schon ohnedem fängt die Jugend auch in Genf an, weibischer zu werden. Hier fällt er wieder mit Gewalt aufs Frauenzimmer, dem er fast alle Vorzüge des Verstandes abspricht, und das Trinken noch für gemeinnütziger ansieht, als die Bedienung des schönen Geschlechts. Wir erkennen hier den Verfasser des wilden Menschen, dem

ein Weibchen genug war, die Person mochte dann seyn wie sie wollte. Ueberall erkennt man aber auch die lebhafte Feder, und die paradoxe Stärke des Verfassers.

XLVI.

Patriotische Träume,

von Is. Iselin.

1759. (S. 574.)

Die Absicht dieses patriotischen Menschenfreundes geht überall dahin, seine Mitbürger anzufeuren, ihre enge Neigungen und die kurzsichtige Eigenliebe, dem Vaterlande und sich selbst zum Preise, der allgemeinen Wohlfarth aufzuopfern. Der Mangel der ausser sich selbst sich ausbreitenden Liebe macht ihm alle Staatsverfassungen gleichgültig und unwerth, da in der That die Freyheit selbst, so bald sie nur eigennützigen Leuten die Hände frey macht, zum Glücke der Einwohner und Bürger wenig beyträgt. Unter dem Titel des Menschenfreundes liefert er eine angenehme Abschilderung der Homerischen Einfalt in den Sitten. Er folgt diesen glücklichen Zeiten durch die verschiedenen Staffeln der wachsenden Verschlimmerung nach, und findet die Ursache des Uebels allemal im Bösen. Der Ehrgeitz, wie er zumal bey der einreissenden Ueppigkeit, und bey ärmern freyen Staaten sich mit der Habsucht unglücklich verbindet, ist die Hauptkrankheit

der Republiken, die noch für alle tödlich gewesen ist; (und wir finden in der Geschichte, daß der verfeinerte Geschmack, und die wollüstige Pracht des gemeinen Lebens, die vornehmste Triebfeder des Unglücks ist, indem sie auf einen äusserlichen, mit allen Lastern leicht bestehenden Anstand, die Vorzüge werfen, die der Tugend allein gehören, und ohne die selbst die Tugend lächerlich wird). Hr. J. der in einer Demokratie gebohren ist, äussert vielleicht aus Ueberdruß über das ihm bekannte Verderben seine Gedanken über die Vorzüge einer Aristokratie, in welcher diejenigen, die zum Herrschen gebohren sind, wenigstens eine der Gewalt mehr angemessene Auferziehung erhalten, und sich mit keinem andern Berufe abgeben, der ihre Seelen mehr verengert. Für eine Demokratie entwirft er hiernächst eine Einrichtung, in welcher (wie fast durchgehends in den Helvetischen Städten) ein zahlreicherer hoher Rath die wichtigsten Geschäfte entscheidet, die alltäglichen aber einem minder zahlreichen innern Rathe überlassen sind. Die Art, die Wahlen zu besorgen, und einige andere Gesetze sind dem Verfasser eigen. Daß kein Mitglied des hohen Raths mit seiner Meynung einen Entschluß bewürken könnte, scheint indessen der Freyheit gefährlich zu seyn. Der Handlung ist Hr. J. nicht übrig gewogen. Sie vermehrt die Mittel zur Pracht und zur Ueppigkeit. Die gar grossen Städte mißbilligt Hr. Iselin, und will deswegen, wie der Hr. v. Mirabeau, eine

Menge entbehrlicher Bürger wieder auf das Land weisen.

XLVII.

Ueber Helvetius Werk vom Geiste.

1759. (S. 1034.)

Je mehr Aufsehen in Frankreich des jüngern Hrn. Helvetius, gewesenen Maitre d'hotel de la Reine, Werk de l'Esprit gemacht hat, und je nachdrücklicher die Ahndung gewesen ist, die sich der Verfasser von Seiten des Parlaments und des Hofes zugezogen, um so viel aufmerksamer haben wir dieses Werk gelesen, das ordentlich mit dem Königl. Privilegio, und mit des Censors Zeugnisse bey David A. 1758. abgedruckt worden ist. In der That findet man gleich anfangs einen äussersten Mangel an Ordnung, indem der Verfasser theils ganz fremde, in die Sittenlehre und Staatsklugheit einschlagende Materien abhandelt, und theils seinen Witz, um den es eigentlich zu thun ist, erst am Ende des zweyten Bandes berührt, auch da vielmehr metaphorische und witzige Klassen desselben auszeichnet, als deutliche Erklärungen, oder auf einander gegründete Schlüsse liefert. Selbst die Erklärung des Witzes ist offenbar falsch, und an einem Mann zu bewundern, der den Loke mit so grossem Beyfall gelesen hat. Hr. H. versteht durch den Witz die Fähigkeit, Begriffe und Verbindungen

dungen zu sammlen. Doch dieses sind wohl nicht die Gründe, warum dieses Werk dem Scharfrichter unter die Hände gekommen ist. Wir finden zu dieser Verurtheilung zwey Haupturſachen: die vielen Klagen über die Geistlichkeit, und den deutlich hervorblickenden Hang zu dem neuen und äussersten Grade des Unglaubens, der alles zur Materie und die zufälligen Entwickelung der verschiedenen Gestalten derselben zur Schöpferin aller Dinge macht. Dieser Hang zeigt sich fast auf allen Seiten. Gleich am Anfange des Werks setzt Hr. H. den Vorzug des Menschen vor den Thieren nicht in die Seele, auch nicht einmal in den Kopf, sondern bloß in die Hand. Da aber der Affe auch eine Hand hat, so bleibt dem H. nichts übrig als zu sagen, der Affe seye schwächer, er esse nur Früchte, er lebe kürzer, und sey endlich in einer viel zu starken Bewegung, die ihn vor der langen Weile, als einem Hauptgrund der Vollkommenheiten des Menschen, bewahre. Hiernächst befleissiget sich Hr. H. aufs äusserste, alle Gedancken, alle Vorstellungen, und alle Erinnerungen, auf ein blosses Gefühl zurückzubringen, so daß die Beurtheilung selber nichts anders als ein binomium von zweyen Gefühlen ist. Hierin unterscheidet sich, wie ehemals der grosse Boerhaave wohl angemerkt hat, der Spinoziste vom Christen am allerersten und tiefsten. Hr. H. macht sogar ganze Reihen von Schlüssen zu blossen Gefühlen, und ver-

gißt dabey das Vermögen anzuzeigen, daß dieſe Schlüſſe zuſammenruft, gegen einander hält, und über ihre Verſchiedenheiten, oder Aehnlichkeit abſpricht. Die Aufmerkſamkeit, die er ſo hoch ſchätzt, und mit recht für die Erfinderin der Wahrheit hält, vergißt er gleichfalls dabey zu erklären. Die Freyheit verläßt er, weil ſie nicht zu erklären wäre, und zu einer Wirkung ohne Urſach würde. Aber was er hierauf von der Richtigkeit (probité) und der Tugend ſagt, iſt im höchſten Grade anſtößig. Er verſteht durch dieſe Tugend, die Gewohnheit Thaten zu verrichten, die der Geſellſchaft nützlich ſind. Aber bald darauf macht er das Maaß dieſer Tugend völlig ungewiß. Dieſes Maaß iſt bloß der Nutzen; und da dieſer nach den Umſtänden der Nationen und der Geſellſchaften durch ganz entgegengeſetzte Mittel kann befördert werden, ſo entſteht, was ehemals la Mothe le Vayer ſo oft wiederholt hat, der verſchiedene Verſtand des Namens der Tugend, den gewiſſe Nationen demjenigen beylegen, was uns bey andern verabſcheuungswürdig vorkömmt. Hr. H. giebt ſich hier alle Mühe zu zeigen, daß uns alles nur in ſo weit tugendhaft und ruhmwürdig vorkömmt, als es uns zum Vortheil dienen kann. Sparta wollte behende und kühne Streiter haben, und erlaubte den Diebſtahl. Die Eſquimaux ermordeten ihre Alten, wenn ſie unvermögend ſind, auf die Jagd zu gehen, u. ſ. f. Lauter Beyſpiele, deren Ungrund im Augenblicke zu

entblössen ist. Denn die Spartaner sahen, wie wir den Schülern, ihrer Jugend einige Kleinigkeiten nach; sie bestraften aber allerdings den entdeckten Diebstahl, und es ist nur ein Spielgedanken zu sagen, sie haben dasjenige nicht bestraft, was nicht entdeckt war. Wenn uns Hr. H. die abscheulichen Giagas zu Mustern der Sittenlehre anführt, so sehen wir nichts, als ein Beyspiel des äussersten Verfalls, worein eine verwilderte Räubernation verfallen kann; wenn ja des P. Cavazzi von fernem, und von der Giagas Feinden, vernommene Nachricht etwas wahres in sich hat. Uns mißfallen hier gleichfalls die 210. und die folgenden Seiten, wo Hr. H. offenbare Laster vertheidigt, wie die Falschheit, die Afterrede, und die Unkeuschheit; wenn er auch von den Stiftern aller Religionen, (die Katholische nimmt er in zweyen Linien aus), das härteste Urtheil spricht, und durch eine Allegorie von den Biebern, die Religion als eine unnöthige Zugabe der Gesetze, und als eine Quelle vieler Laster vorstellt, so setzt er sich wiederum dem Abscheu aller Christen bloß. Er sucht weiter die Tugenden zu einem wankenden Begriffe zu machen, indem er leugnet, daß eine Redlichkeit in Ansehung der ganzen Welt möglich sey; gerade als wenn alle Völker in einer Feindschaft lebten, und keinen gemeinen Nutzen haben könnten. Es kann auch anstößig gewesen seyn, wenn eben aus dem allgemeinen Grundsatze des alles einzig bewirkenden Eigennutzes, Hr. H.

mit gänzlicher Uebergehung Gottes, unsere Leidenschaften zur einzigen Quelle unserer Tugenden macht, den Menschen, den sie nicht bewegen, als dumm ansieht, und um ja nichts unkörperliches im Menschen übrig zu lassen, sich äusserst bestrebt, selbst den Hochmuth und Ehrgeiz zur Erfüllung fleischlicher Lüste zurückzubringen, worinn Hr. H., in Ansehung des Hochmuths nicht nur der Wahrheit, sondern sich selbst, und seinen Lobeserhebungen der Wahrheit und ihrer Freunde widerspricht. Etwas neues ist, was er hierauf von der langen Weile, als einer Leidenschaft sagt, die in einer ruhigen Gesellschaft kleine Begierden und kleine Thaten bewirkt. Er fällt aber bald wieder in seinen grossen Hang zum Unglauben zurück, wenn er den Weisen rühmt, weil er in der Welt eine beständige Reyhe von Umstürzungen und Wiederbildungen sieht; und T. II. S. 3. ausdrücklich sagt: alles was ist und seyn werde, sey eine Folge der Nothwendigkeit, vermittelst der Empfindlichkeit sey der Mensch ein blindes Werkzeug, das diesem Vermögen folge, so wie die Elemente der Materie so lang herumgeirrt haben, bis nach tausend verwirrten Chaos die jetzige Ordnung der Welt daraus entstanden seyn. Es wird auch dem Hr. H. schwer sey, zu zeigen, wie der Gelehrte, bey seiner Bestrebung zur obersten Stelle in der Kenntniß der Wahrheit, dennoch die von ihm verschmäheten und nie genossenen Wollüste zur Absicht haben könne;

und wenn er den Hochmuth als eine erkünstelte Leidenschaft ansieht, die eine Vergleichung des Schönen und Vorzüglicheren zum Grunde habe. Wir haben diese ersten Leidenschaft der Seele bey dummen Menschen, und bey Kindern thätig angemerkt, und der erste unförmliche Strich eines Kindes ist bey ihm ein Grund zum Hochmuth, bloß weil es eine Thätigkeit bezeigt; so wie sich ein Dichter über seinem Gedichte, als ein vermeintlicher Schöpfer über sein vollkommenes Geschöpfe erhebt. Bey der Freundschaft verfällt der Verfasser wieder auf seine unangenehme Meinung, alles, und am meisten die Freundschaft, sey eine Frucht des Eigennutzes. Er erhebt bald darauf den Moralisten, der die Laster ohne Haß ansieht, da sie ja eben so natürlich seyen, als der Mord einer Taube für den Geyer ein ausdrücklicher Befehl der Natur ist. Wenn Hr. H. hiernächst die Tapferkeit zu einer Wirkung der Frauenliebe macht, so vergißt er die Römer, die gewiß am wenigsten unter allen Nationen diesen Trieb zum Grund hatten. Die Wiederstrebung des Verderbens gegen das Gewissen sieht Hr. H. blos als den Streit entgegengesezter Leidenschaften an: und der Tugendhafteste ist bey ihm derjenige, dessen Eigennutz am öftesten mit dem allgemeinen Nutzen übereinkömmt. Da Hr. H. durchgehends die Gesetze zur Quelle aller Tugenden und Lastern einer Nation macht, so sucht er zu zeigen, wie die römischen Gesetze (oder

vielmehr ihre Begriffe von der Ehre) den Regulus gezwungen haben, die vom Horaz besungene Heldentugend auszuüben. Denn Hr. H. setzt zum Zaume bloß die Gesetze, und folglich macht er den Henker zum Gewissen der Nation, wie ehemals la Mettrie; auch setzt er den Hobbes neben den Bakon, Deskartes und Locke unter die sogenannten Genies. Die Liebe der Eltern für die Kinder, die doch bey den Thieren so stark ist, und nicht aus diesen Quellen kommen kann, rechnet er entweder zur posteromanie, wie er es nennt, oder zur Begierde zu befehlen, oder zur Frucht der Eigenliebe. Aber was ist die Liebe zur Wahrheit, derer sich der Verfasser hin und wieder rühmt? und zu welcher Urquelle gehört sie? und ist denn die edle Ehrbegierde, die zur Tugend führt, auch eine Tochter der Wollust? Wir wollen nunmehr von den Stellen einige Proben geben, in welchen Hr. H. die besondere Kirche aufgebracht hat, in welcher er lebet. Fast im Anfang setzt er die Wunder in die äusserste Reyhe der Dinge, die man glauben kann, und obwohl er Mahomets Wunder nennt, so werden doch seine Geistlichen wohl erinnert haben, wie oft man zu Rom Heilige macht, und wie viele Wunder bey dieser Gelegenheit als erwiesen betheuret werden. Die Töchter ins Kloster zu verdammen ist schlimmer, sagt er geradezu, als der Chineser Verlassung (exposition) ihrer Kinder. Zu den Thaten, die das Vorurtheil zur

Tugend macht, gehört nach dem Hrn. H. das strenge Leben der Mönche. Die Verfolgungen sieht er, wie sie zwar auch sind, als abscheulich und für eine Schande des menschlichen Geschlechts an. Nur können wir nicht unbemerkt lassen, daß wir bey offenbaren Freygeistern einen eben so lebhaften Geist der Verfolgung vor uns sehen, als er bey einem Dominikaner seyn kann, ob jener wohl aus Mangel der Gelegenheit nur in Scheltworte ausbricht. Endlich folgt eine Stelle, in welcher Hr. H. ganz deutlich die Geistlichen für eben so tadelnswürdige Räuber ausgiebt, als diejenigen seyn können, die auf der Strase morden. Es ist also kein Wunder, wenn Hr. H. sich grosse Feindschaften zugezogen, und gezwungen gesehen hat, in der Vorrede ein elendes Bekenntniß seiner Unvorsichtigkeit zu thun.

Wir gehen zu andern Gedanken des Verfassers über, die zu keiner der vorigen Klassen gehören, aber doch besonders sind. Die Engelländer sind nicht tapfer, weil der Handlungsgeist überwiegt. (Haben aber ihre Schiffe nicht noch allemal stärkere und zahlreichere Schiffe ihrer Feinde bezwungen, und ist der Seedienst nicht von allen der Furchtbarste?) Sie sind im Ausdrucke kräftiger, fährt er fort, weil sie frey sind, und sich vor Niemanden zu scheuen haben. Die Macht des Zufalls sieht man am Newton, dem der Fall eines Apfels die Gelegenheit gegeben hat die Kräfte zu entdecken, durch welche die Welt zu,

sammengehalten wird; Boileau wurde in der Jugend von einem Kalkun beschädigt, daher kommt seine Feindschaft wider die Weiber. (Er ist aber doch zu seiner Zeit wie ein anderer verliebt gewesen.) Eben sein Haß wider die Truthäne machte ihn zum Feinde der Jesuiten, die diese Thiere nach Frankreich gebracht haben. Gustav der I. wurde von den Dalekarlen unterstüzt, weil eben der Nordwind wehte, den sie für ein Zeichen des Beyfalls von oben ansehen; (und vielmehr für eine Strafe des Himmels halten könnten.) Das Gedächtniß thut fast nichts zur Größe des Geistes; sondern das Nachdenken. Hr. H. hält sehr wenig auf den gesunden Verstand (bon sens,) und zeigt, daß die heftigen Leute allemal über diejenigen steigen, die nur diesen Vorzug besitzen. Wo hat wohl Tamerlan, der Beschützer der Griechen, die Europäischen Flotten durch Seedämme abgehalten? Doch Hr. H. hat hin und wieder gegen die Geschichte verstossen, und gewisse gemeine Erzählungen mit andern Namen wiederholt. Frankreich, sagt er, zeugt keine so tapfern Leute mehr, wie die zwölf hundert Schweizer, die vor Basel geblieben sind. Und keine Regierung würde mehr die wenig entkommenen als Verzagte bestrafen. Alle Thiere fechten aus Hunger tapfer, und setzen sich nicht mehr in Gefahr, wenn diese Triebe vorüber sind. (Aber es giebt doch Tieger und Affen, und selbst Katzen, die ohne Hunger schaden

und rauben.) Der Bau (organisation) zum Witze macht nicht den vornemsten Unterschied, sondern die Auferziehung. Genie ist bey dem Hr. H. der Geist der Empfindung, und auf diese Weise erklärt er Esprit de Lumiere durch die Deutlichkeit des Vortrages. Bel esprit besteht bey ihm bloß in den Ausdrücken, und er schätzt diesen Vorzug nicht hoch. Virgil ist, wie sein Held, ein im Tempel erzogener heuchlender Priester.

XLVIII.

Voltaire.

1759. (S. 1287.)

Kandide ist eine Frucht der fertigen Feder des Hr. v. V. worinn er zu zeigen sucht, die Welt sey voll Unordnung, und bey weitem nicht die beste. In einem ziemlich unordentlichen Romane bringt er also die Unglücke zusammen, die durch den Krieg, die Pest, das Erdbeben, den Aberglauben, und die Bosheit der Menschen bewirkt werden, und, wie er dichtet, der Tugend aufs wenigste so schwer fallen, als dem Laster. Wir haben wohl eher den Hr. v. V. hören beweisen, alles sey Gut, und selbst das Laster keine Quelle wahrer Uebel; wir sehen ihn auch täglich das Verderben der Menschen leugnen, und hier scheint er aller vorigen Vertheidigun-

gen der verderbten Natur wieder zu vergessen. Kleine Ungerechtigkeiten entrinnen ihm noch immer aus der Feder. In Holland wird Kandide von einem Prediger übel abgewiesen, weil er den Pabst nicht für den Antichrist hält. Wo nimmt doch V. im Lande der freyesten Duldung diesen einer ganz andern Sekte eigenen Eifer? Des Admirals Bings Hinrichtung wird eben so ungegründet lächerlich gemacht, und die sechs zusammenkommenden Könige sind eine etwas kalte Erdichtung. Die Verachtung des Miltons und Homers, mahnt uns an die Sultane, die ihre Brüder erwürgeten und wenn Hr. v. V. der Canidia unreinliche Verse schilt, so ist ihm seine Pucelle entfallen. Eine Würze von Unzucht und Religionsspötterey ist reichlich über das Ganze ausgeschüttet. Was soll das Spielwerk über die Deutschen, oder vielmehr den Deutschen spöttisch nachgeahmte Namen?

An einem andern Orte zieht der Hr. v. Haller ein Parallele zwischen dem Kandide des Hr. v. Voltaire und einer seyn sollende Nachahmung eines Engländers. (* Hr. Johnson ist ernsthaft, stark, voll überlegter Anmerkungen und Lebensregeln. Kandide besteht aus lauter, oft unanständigen Schildereyen. — Rasselas ehret die Tugend und Gott, und hält die Seele für einen Geist. Kandide ist geschrieben, die Tugend lächerlich zu machen; das einzige mögen sie

*) Hist. de Rasselas d'Abissinie p. Jonson.

beyde schon mit den Salomonischen Schriften gemein haben, daß auf Erden keine vollkommene Glückseeligkeit sey, und daß man dieselbe umsonst in allen äussern Vergnügungen, und ebenfalls vergebens in der Wissenschaft, und den sogenannten feinen Vergnügungen des Geistes suche. Johnsons Abschilderung ist ein ächtes Bild des Lebens, wie es unter den gesittetesten Völkern ein Gemische von wahren Uebeln und fast ungefühlten Gütern ist. *)

XLIX.

Sulzers Begriff der Wissenschaften.

1760. (S. 606.)

Man erschrickt, wenn man die unermeßliche Weite des Feldes übersieht, an welchem die Menschen gearbeitet haben, und dessen jede besondere Gegend fast eines ins Unendliche fortgehenden Anwachses fähig ist. Bey jeder Wissenschaft findet man hier die Erklärung derselben, den Nutzen, öfters auch die daran gewandte Mühe der ältern und neuern Gelehrten, und einige der vornehmsten Beförderer; was daran noch mangelt, und beyzufügen übrig ist. Unter den schönen Künsten hat Hr. S. auch der Tanzkunst eine Stelle eingeräumt. Bey seiner rühmlichen Unpartheylichkeit giebt er den meisten deutschen Liebhabern der

*) Gött. gel. Zeit. 1761. S. 95.

Tonkunst den Vorzug vor allen andern Völkern, und es ist allerdings in dieser Nation eine eigene ununterbrochene Beständigkeit, durch welche sie, wenn sie nur aufgemuntert würde, alle andre übertreffen müßte. Unter den Zeugnissen von der Möglichkeit der Verwandlung der Metalle hält Hr. S. noch des Böttgers von Berlin Geschichte für die wahrscheinlichste. Zur Anatomie der Pflanzen hat Hr. Duhamel doch auch das Seinige beygetragen. Bey der Physiologie sind wir etwas anderer Meynung, als Hr. S. Wir halten diese Wissenschaft noch für sehr unvollkommen, weil sie gutentheils auf dem feinsten und noch unbekannten Baue der Theile beruht, und weil die Zergliederung der Thiere noch nicht hoch genug getrieben ist, ihr die Hülfe zu leisten, die sie allerdings zu leisten fähig wäre. Alles, was man noch thun kann, ist in dem bekannten Theile nichts als das gewisse zu sagen, und die Muthmassungen, wie die mythischen Zeiten, als eine unbestimmte Gränze des Reiches der Wahrheit mit einem billigen Mißtrauen beyzufügen. Da es sehr gewöhnlich geworden ist, gegen die Verdienste des berühmten Wolfs unbillig zu seyn, so hat Hr. S. mit einer lobenswürdigen Beständigkeit, die Vorzüge dieses arbeitsamen Deutschen in der Philosophie, natürlichen Theologie und Sittenlehre, in ihr Licht gesetzt.

L.

Ueber einzelne Gegenstände der Moral und Philosophie.

Von Herrn Schmid von Auenstein. *)

1760. (S. 883. f.) 1763. (S. 1093. f.)

Der erste Aufsatz handelt von der Philosophie und den Philosophen. Hr. S. will die Sammler natürlicher Seltenheiten nicht für Philosophen gehalten wissen. Dieser Titel ist den Kennern der Metaphysik, der Sittenlehre und Staatskunst aufgehoben. In der Geschichte der Philosophie rühmt er die Epikuräer, die in Frankreich um 1700 gelebt haben; sie vereinigten, sagt er, die Anmuth der Sitten mit der heldenmäßigen Tugend. Die Auferziehung in den Schulen misbilligt er, und rühmt diejenige, die man von ansehnlichen Kriegsbedienten, und erfahrnen Hofleuten empfängt.

2. **Von der Liebe und Eifersucht**; Hr. S. merkt an, daß diese angenehme Triebfeder der Natur bey den Völkern zuerst barbarisch und blos thierisch ist; daß sie bey einem gesitteten Volke edler und reiner wird, und bey einem noch mehr geschliffnen, folglich aber verdorbnen Volke, wieder in die erste Sinnlichkeit zurückfällt. Eben zu unsern Zeiten ist

*) Essais sur divers sujets interessans de politique & de morale, 1760. und 1763. 2 Vol.

die Liebe eine Begierde, die aus Wollust und Eitelkeit zusammengesetzt ist. Hr. S. mißbilligt gar sehr die Anbetung des Frauenzimmers, die an einigen Höfen zur Gewohnheit worden ist. Er fällt hier auf die Bücher, worinn man die Sittenlehre vorträgt, und die er übertriebene Deklamationen nennt. Er tadelt doch auch den Helvetius, den er nicht nennt, wir aber an der Meynung erkennen, daß alle Leidenschaften nur ein Trieb zur Wollust seyen. Der Liebe will Hr. S. durch eine bessere Auferziehung aufhelfen. Die Eifersucht sieht er als eine Würze an, die die Liebe verbittert, wenn sie allzuhäufig ist, und ohne die, diese Leidenschaft zu abgeschmackt wird.

3. Die Projekten. Hr. S. redet den so genannten Projekten das Wort, die man zwar an den meisten Höfen (und Republiken) hasset, die aber doch auch der einzige Weg zur Verbesserung des Zustandes eines Volkes sind. Sie führen gar oft viel weiter als ihre Verfasser meinen, und Hr. S. merkt gar wohl an, daß Luther und Calvin durch die Folgen ihrer Glaubensläuterung selbst bey der feindlichsten Sekte ein neues Licht aufgestellt haben. Er billigt hier Cäsars Vorsatz, sein Vaterland zu unterjochen, bey welchem Manne man aber, zumal aus dem Cicero, bey der äussern Grösse sehr viel inwendig kleines antreffen wird, wie den Umgang mit den elendesten und verdorbensten Leuten, das Gefolge von Komedianten und Possenreissern, die nothwendige Dul-

dung der Unterdrückungen bey seinen Anhängern. Eben so vertheidigt Hr. S. die Gesellschaft der Jesuiten und ihr Königreich in Paragay. Daß Engelland seine Liebe zum Landbaue dem Hartlib schuldig sey, ist wohl oft gesagt. Aber Hartlib war mehr ein Kanal des fremden Lichtes, als ein Erfinder; die Lust zu den Erfahrungen ist man wohl dem Bakon schuldig. Kein Projekt kann gerathen, fährt er fort, wenn man die Leidenschaften der Menschen nicht aufbringt, und sie fanatisch zu machen weiß. Er zieht die vernünftigen und denkenden Projektenmacher den bloß unterschreibenden Ministern weit vor, und wünschte an den Höfen einen Rath von lauter dergleichen Männern Die verbesserte Vernunft macht dazu fähig, und ohne den Locke, sagt er, wären die Münzsachen in Engelland nicht zu Stande gekommen.

4. **Vom Landbaue.** Hr. S. ist dieser Art Manufaktur überaus gewogen, und zieht sie allen andern weit vor. Er meint, man könne vom Pfluge den fünften Mann nicht wegnehmen, ohne das Land auszuhungern. Er steigt so gar insbesondere herab, und erzählt die Verbesserung eines Weinberges durch eine kiesichte Erde; daß aber das Eisen der Fruchtbarkeit entgegen sey, gesteht er, und will dieses feindselige Metall mit lebendigem Kalche ausrotten. Die schwarze und fruchtbare Sumpferde ist mit Eisen und Erdpech vermischt. Sollte es richtig seyn, daß in Engelland ein Bauer 6 bis 8 Morgen zu seiner

Nahrung nöthig habe? Hr. S. entschuldigt und billigt sogar die Weinkünste. Der Wein ist ja ein künstlicher und gebrauter Saft, sagt er. Er billigt gar sehr die langen Pachte; die Einzäunung der gemeinen Weiden; den Vorzug, den man demjenigen Gewächse giebt, das mit dem Grunde und der Luft eines Landes am besten übereinkommt, und die Aufmunterung zur Ausfuhr des Getreides.

5. Von der **Handlung** und dem **Prachte** (Luxus.) Hr. S. nennt das jetzige Jahrhundert die Zeit der Kaufleute, und ist diesem Hange nicht gewogen. Er glaubt, die Handlung dämpfe den kriegerischen Geist einer Nation (ob wohl Tyr und Engelland keine gar feige Leute hervorgebracht haben.) Er sieht leicht ein, daß die Handlung fremde Wollüste und Bequemlichkeiten, und folglich den Pracht nach sich zieht, und glaubt hier wohl ungerecht, eine handelnde und folglich dem Prachte ergebene Nation, verliere sogar die Vorzüge des Geistes und Witzes, ob er sich wohl gezwungen sieht, Engelland auszunehmen. Selbst die Entvölkerung schreibt er der Handlung zu, wobey wir anmerken müssen, daß der einmal bekannte Reichthum einer Nation unzählbare Fremde an sich lockt, und die Ehen erleichtert, weil die Handlung die Mittel zur Nahrung verschafft. Wir glauben Hr. S. gehe hier offenbar zu weit, wenn er sagt, Engelland sey minder bewohnt, als es im XV. Jahrhunderte gewesen sey. Was ist in Europa bewohnter als Holland? Der Pracht ist allerdings eine mögliche Folge,

die

die doch in Holland fast erst nach 150 Jahren wirklich auf die Handlung gefolgt hat. Was sonst Hr. S. zum Nachtheile des Prachtes sagt, nehmen wir gerne an, nur daß die Handlung ihn eben nicht in eine ganze Nation, sondern nur in den reichern Theil derselben einführt. Nichts ist wirklich sparsamer als ein Franzose überhaupt, der Holländer, Genueser und Chineser nicht zu gedenken. Es ist indessen unmöglich, wie jetzt Europa eingetheilt ist, daß eine Nation glücklich und frey seyn könne, wenn sie nicht durch die Handlung die Kräfte gewinnt, mächtigen Reichen zu widerstehen.

Der zweyte Theil behandelt: 1) les Passions. Hr. S. setzt sie auseinander, und rechnet unter die Triebe der Menschen den Ehrgeitz und die Nachahmung. Wir sehen mit Vergnügen bey Gelegenheit des Unterschiedes der Leidenschaften und ihrer Ursache, daß der Hr. Verf. sich vom Hrn. Helvetius und den neuern Philosophen entfernt, die keine andere Quellen der Leidenschaften, als das körperliche Gefühl annehmen. Hr. S. gesteht nicht einmal, daß der Eigennutz die Mutter aller Leidenschaften sey. Diese Leidenschaften sind freylich oft schädlich; doch sind sie eine Gabe Gottes, obwohl der Fall des Menschen diese Gabe verdorben hat. Er, Hr. S. hält diejenigen für die schlechtesten Menschen, die ohne Leidenschaft sind. Er betrachtet die Mittel, sie zu verbessern, und findet in unsern Schauspielen eine Hauptursache

ihrer Verschlimmerung, und des allzugrossen Hanges zu einer enthusiastischen Liebe. Er braucht auch die Leidenschaften widereinander, und weckt den Schläfrigen durch den Ehrgeiz auf. Doch setzt er am meisten Hoffnung auf die Religion, und eine darauf gegründete Sittenlehre. 2) Von der Auferziehung. Man findet hier keine, einander auf allen Seiten widersprechende Einfälle eines J. J. R. Hr. S. glaubt nicht, daß die Auferziehung allein den Unterschied der sogenannten Karaktere ausmache. Dieser Unterschied liegt tiefer im Baue der festen Theile des Körpers. Unter den Leidenschaften der Kinder ist die Langeweile eine der vornehmsten; aus dieser Quelle kann man viel Gutes, und hauptsächlich die Neugierigkeit, und aus dieser die Begierde zu lernen herleiten. Uns gefällt gar sehr, daß Hr. S. die Grausamkeit bey den Kindern ausgerottet haben will. Er rühmt den Gebrauch des Beyfalls und der Ehre, die den ganzen Geist, wie er sagt, einnimmt, und die man von der ersten Jugend auf den Kindern begierlich machen muß. Die Naturgeschichte will er ihnen frühzeitig bekannt und angenehm machen. Er ist dem Tanzen nicht gewogen; wie es im Brauche ist, so giebt es, sagt Hr. S. den jungen Leuten ein theatralisches Wesen, und einen leichtsinnigen äussern Anstand. Wegen der Seltenheit guter Hofmeister, gefällt dem Hr. S. eine öffentliche Auferziehung. Er unterscheidet die Erziehung unter einer monarchischen Regierung von der-

jenigen, die zu freyen Staaten sich am besten schickt: jene geht mehr aufs Angenehme und auf die Gaben; diese auf die Liebe zum Vaterlande. 3) Des Plaisirs. Die Wollust (oder die sinnliche Lust) ist wesentlich dem Eckel unterworfen, weil die Fasern nicht lange ohne Schmerzen und Ungelegenheit gespannt bleiben können. Und Hr. S. ist geneigt, sie für etwas geringes anzusehen. Er untersucht hiernächst die vermischten Arten von Vergnügungen, wie das Spatziergehen; die Jagd, ein Vergnügen der alten Gothen, dessen Vorzug hauptsächlich in der Ausfüllung der langen Stunden ist, die bey reichen und vornehmen Unbeschäftigten entstehen. Der Verfasser findet auch ein Gemische von Grausamkeit dabey. Das Tanzen scheint vornehmlich auf die Liebe sich zu gründen. Personen von einem Geschlechte werden bald aufhören zu tanzen. Das Spiel, das fast alle Geschäfte bey den gesittesten Völkern verdringt, ist etwas unbegreifliches. Hr. S. meint, es liege darunter eine Art Hochmuth verborgen, durch welchen man sich als einen Vorwurf der Aufsicht der Vorsehung ansieht. Die Musik ist wirklich ein sinnliches Vergnügen; die Schauspiele aber eines der grösten, dessen der Mensch ohne die Tugend fähig ist, weil es unsere Leidenschaften unschuldig erregt, und uns die Geschichte sinnlich macht. 4) Vom Negoziiren, oder der Art und Weise, wie zwischen den moralischen Personen der Staaten der Nutzen einer jeden behandelt wird. Wir

müssen kurz seyn, nur finden wir Seite 399 eine gegründete Klage über die Schreibart. Wir haben von Staatsministern mächtiger Kronen solche verwickelte und verkünstelte Schreiben gesehen, daß sie theils unbegreiflich, theils widerlich wurden.

Zwote Abtheilung.

LI.

J. J. Rousseau.

1762. (S. 673. f.)

Alles was aus des Hrn. J. Jaques Rousseau Feder kömmt, ist von einem besondern Geschmacke, daß man es nothwendig kennen muß. Er hat sich neulich auf die Fusstapfen des von ihm geehrten Richardsons begeben, und einen Roman in sechs Theilen geschrieben, dem er den Titel gegeben hat: Julie, ou la nouvelle Heloise; weil es ein Frauenzimmer ist, die von ihrem jungen, bürgerlichen, aber sonst artigen und geschickten Lehrmeister sich einnehmen läßt, und so weit, daß sie schwanger zu seyn glaubet. Diese Anfänge des Werks werden manchem Leser anstößig seyn, da, zumal die beyden Verliebten und sich vergehenden Personen, sich gar viel mit ihrer Tugend wissen, und dasjenige, was man in Frankreich grands sentimens heißt, den allgemeinen Text ihres Briefwechsels macht; doch widerlegt die Folge ziemlich den anstößigen Anfang. Eine wahrhafte, und doch auf die Religion gegründete Tugend, gewinnt bey dem Frauenzimmer die Oberhand, obwohl diese Religion uns immer noch zu allgemein vorkömmt. Man kann indessen den kräftigen und emphatischen Ausdruck, und die Stärke der Farben nicht ungepriesen lassen, mit welchen Hr.

R. mahlt. Uns dünkt etwas zuviel Witz, zuviel Antitheſen und zu ſubtile Unterſcheide durch und durch zu herrſchen, und hierinn entfernt ſich Hr. R. von der Brittiſchen Einfalt. Man wird indeſſen die Beſchreibung des Wallis, einiger Gegenden am Genfer-See, der Pariſiſchen Sitten, einer Schiffahrt auf dem Genfer-See, die Beſchreibung der Weinleſe, und der Glückſeligkeit der Einwohner des Pais-de-Vaud, nicht ohne Vergnügen leſen. Am Erheben der Italiäniſchen Muſik, an der Verachtung der franzöſiſchen, und der Oper, und am Lobe der Patagonen, am Einfalle krumme Strahlen den geſtirnten Alleen zu geben, an der rühmlichen Beſchreibung ſeiner Vaterſtadt, erkennet man den Rouſſeau. Hin und wieder hat er ganze Abhandlungen über den Duell, den Selbſtmord, die innere Ordnung in einer vernünftigen Haushaltung, die natürliche Auszierung eines Luſtgartens, viele Gedanken über die Erziehung eingerükt. Sein großmüthiger Engelländer geht mit ſeiner Freygebigkeit zu weit, und wird romanenhaft. Die freywillige Annahme der Kinderpocken ſeiner Geliebten, iſt gleichfalls etwas übertrieben, aber doch noch eher in der Natur. Der Zurücktritt hingegen der fehlbaren Fräulein zur Tugend, bey Gelegenheit ihrer obwohl gezwungenen Ehe, iſt mehr in der Natur, und rührend. Wir haben ſelbſt die tiefe Empfindung geſehen, die der ausgeſprochene unauflösliche Segen bey einer unwillig zur

Kirche getretenen, und nun auf ewig verbundenen Fräulein fast noch merklicher und rührender gewirkt hat. Es ist auch nicht nur recht und rühmlich, sondern auch in der Natur, daß die von ihrem Geliebten getrennte zärtliche Julie ihren Trost in der Religion sucht, und ihrem vermeinten philosophischen Liebhaber zeigt, wie übel sie beyde auf dem Wege der Tugend von der blossen weltlichen Weisheit geleitet worden seyen. Doch sind diese Briefe von einer geheyratheten Frau etwas zu oft und zu umständlich. Aus der Ansonischen Reise, die Hr. R. dem Liebhaber zuschreibt, hätte er vielleicht mehr Vortheil ziehen können. Der Einfall des Ehemanns, den gewesenen Liebhaber und Verführer seiner Frau zu sich ins Haus zu nehmen, ist romanhaft, wider die Natur und die Klugheit, und eine ganz unnöthige Aussetzung der äussersten Versuchung zweyer innig gerührten Liebhaber. Der gemischte Karakter dieses vornehmen Russen, und sein Unglück unter der Last der trostlosen Materialisterey, ist besonder und neu, nur ist er für einen Gottesleugner sehr tugendhaft und sehr liebreich. Der Gedanke über die Nutzbarkeit der geheiligten Bilder ist nicht sehr philosophisch. Es ist wahr, sie machen die Kirchen und den Gottesdienst angenehm, sie erwecken aber menschliche Begriffe von dem obersten Wesen. Man sieht auch, daß Hr. R. gegen den Tod der Clarissa hat kämpfen wollen. Aber die sterbende Julie ist eine

Deistin, die kein Gewissen, und kein Verderben fühlt und die Fröhlichkeit bis zur Ausschweifung treibt. Clarissa ist schon mehr eine Christin, minder witzig, und eben so getrost, ohne Uebermuth. Die Gedanken über das Gebet sind sehr unzureichend, und Hr. R. fühlt, wie die meisten Philosophen unserer Tage, das menschliche Verderben nicht. Auch die Entschuldigung der Ungläubigen ist nur alsdann gegründet, wenn es wahr wäre, daß sie alles aufrichtig gethan hätten, was erfordert ist, sich zu erleuchten. Der Ausdruck, Dieu même a voilé sa face, ist bey einem Schriftsteller mitten in der Christenheit, und den Mitteln zur Bekehrung hart, und der Heiland hat die Verhärtung der Pharisäer ihnen, und nicht Gott zugeschrieben: doch dieser grosse Namen fehlt im ganzen Buche.

Bey der neuen Ausgabe von 1763. hat Rousseau zu seinem Buche eine Vorrede geschrieben, die eine Schutzschrift seyn soll. Sie ist so künstlich eingewickelt, daß man fast weder die Einwürfe noch die Antworten erkennen kann. Doch sehen wir, daß er die Fanatisterey der Liebesbriefe und die Vergötterung der geliebten Person sinnreich entschuldigt; daß er die Fehler der Schreibart und die Sittenlehre der zwey Verliebten auf die Natur zurückwirft; daß er glaubt, er habe nützliche Lebensregeln unter einer gefallenden Dichtung verborgen; daß er erkennt, zu Paris möge sein Buch nicht so lehrreich seyn; aber in den Provinzen habe es seinen Nutzen; (wo-

bey unser Kosmopolite keine andere Welt als Frankreich annimt) daß er den Zustand des Landlebens erträglich zu machen gesucht habe; daß es keine unbefleckte Tugend gebe, u. s. f. — —
(Gött. Anz. 1765. S. 448.)

LII.

Die göttliche Ordnung.

Von Hrn. Süßmilch. *)

1762. (S. 961. f.)

In dem zweyten Band fängt Hr. Süßmilch bey dem Nutzen kleiner Güter an, und rühmt die Ackergesetze der Römer, die zwey bis sieben ihrer Morgen für eine Familie genugsam schätzten. Alle Länder, die sich bereichern, fehlen hierwider; England und selbst Helvetien hat allzu grosse Landgüter. Es ist wahr, daß grosse Güter besser nach einem gewissen Entwurfe eingerichtet werden können, und daß Sümpfe und dergleichen unfruchtbare Stellen sich besser urbar machen lassen, wenn man einen grossen Strich Landes in seiner Macht hat. Aber dennoch entsteht in beyden eben benannten Ländern der grosse Fehler daraus, den England jetzt schmerzlich fühlt: daß allzuviel Land zur Gräserey gelassen wird, und man den Acker, der zu mühsam ist,

*) Der Erste Theil ward von einem andern Gelehrten beurtheilt.

fast mit Widerwillen beybehält. Der Hauptfehler ist aber, daß anstatt zehen freyer streitbarer Familien eine einzige für den Staat erwächset, die sich durch fremde und an den Staat nicht verpflichtete Taglöhner, wie in England durch die ihm nicht zugethanen Irren hilft. Es ist auch ein Uebel, daß bey so grosfen Gütern die Besitzer oder Pächter zu Gentlemen werden; da man bey kleinen Gütern Bauren behielte, die dem Staate nöthiger sind. Die heutigen Europäer haben diesem aus der Macht des Adels und der Geistlichkeit in den mittlern Zeiten entstandenen Uebel noch mit keinem Gesetze abzuhelfen getrachtet. Die Fabriken sieht Hr. S. in ihrer rechten Lage an. Sie bereichern ein Land geschwinder, und bevölkern stark. Man könnte ausrechnen, wie viel Menschen in einem Bergland, Graslande, Ackerlande, Weinlande leben können, und würde finden, daß ganze Meilen Bergland nicht mehr Leute nähren als eine Strasse mit Seidenwebern. Aber Hr. S. und andere neuere haben auch den tiefliegenden Schaden dieser einträglichen Lebensart ausgefunden. Ueberhaupt macht sie ungesunde, gebrechliche und zum Kriege untaugliche Bürger. Die Fabriken sind grosfen Veränderungen unterworfen, und die Veränderungen der Mode, und ein glücklicher Nachbar kann tausende von Fabrikanten zu Bettlern machen, oder gar in des Feindes Länder versetzen. Eben so gründlich urtheilt Hr. S. von dem Schaden der Uep-

pigkeit (wie es auch die Schweden übersetzen.) Unser Verfasser sucht gewisse Mittel dagegen. Sie sind wirklich schwer. Was er vom Uniform sagt, haben zwar die helvetischen Republiken im grössern versucht. Man weiß daß besetzte Kleider, Edelsteine, theure Spitzen, fremder Wein, und mehrere Ueppigkeitswaaren daselbst unter einem Verbothe liegen, und allerdings ein grosser Theil dieser Waaren ungebraucht bleibt. Aber die Ueppigkeit hat tausend Aeste, in die sie sprosset, wenn man einen abschneidet: und es ist fast nicht möglich, sie alle zurück zu halten. Und dennoch ist dieses Uebel das gröste von allen, indem es bey einer ganzen Nation den Reichthum zum einzigen Adel, zum höchsten Gute und zum Mittel macht, seiner Mitbürger Verehrung zu erwerben; wogegen die arme Tugend lächerlich, und zum Pöbel wird. In Monarchien kann der Wille eines Königes, wenn er beständig ist, sehr viel ausrichten. Und andere Länder haben der Ueppigkeit bloß durch die harten Auflagen vorgebogen, wodurch der gemeine und selbst der Mittelstand wie in Frankreich, zur Sparsamkeit gezwungen wird. Ein Einfall des Montesquiou wird hiernächst beleuchtet, daß nemlich die Welt seit Cäsars Zeiten unsäglich bevölkert, und die christliche Religion viele Schuld daran habe, daß sie nunmehr so leer an Menschen ist. Italien und das ganze römische Reich waren schon zu Augustus Zeiten entvölkert, und von der Christlichen Religion ist nur

die Ehlosigkeit der Geistlichen schädlich. Da hingegen die Treue der Ehen, und die verbotene Hurerey unfehlbar die Bevölkerung begünstigt. Die große Vernachläßigung der Kindererziehung ist ein unsägliches Uebel, und von der leichten Trennung der Ehen unabsonderlich. Der Versuch, die Einwohner der Erde zu zählen, ist freylich unmöglich; auch nicht in einem einzigen Reiche ist es noch mit einiger Zuverläßigkeit vollführt worden. Die Grösse des Landes in Meilen und Morgen thut fast nichts zur Sache. Wir gläuben, Spanien und Portugal seyen zu reichlich mit 10 Millionen angesetzt, und eben so freygebig handle Hr. S. mit dem fast ohne Städte in Adelhöfe vertheilten Pohlen. Die grosse Bevölkerung entstehe von den vielen Städten. Aus der Berechnung des Elsaß muß das Breißgau ausgelassen werden, das nicht mehr unter Frankreich steht. Helvetien hat keine Million Einwohner. Man hat im Kanton Bern die Einwohner ziemlich genau gezählt; ihrer sind zwischen 3 und 400,000, und wir halten diese Republik für mehr als den dritten Theil Helvetiens; die Bergländer sind in der That fast öde und nur den Flüssen nach in den Thälern bewohnt. Das ganze Heer der Erdenbürger schätzt endlich Hr. S. auf 1080 Millionen. Hiernächst geräth er auf den Hauptsatz, daß durch und durch, ungeachtet der wenigen Ausnahmen, mehr Knaben als Mädchen gebohren werden. Wir haben das nem-

liche in Verzeichnissen gefunden, die Hr. S. nicht hat sehen können. Er zeigt sonst wieder einige Zweifler, daß auch in Ostindien, zu Batavia und auf Koromandel das nemliche Gesetz herrschet. Eben so wunderbar ist die Beständigkeit der Ordnung, nach welcher von gegebenen Altern und Jahren, das gleiche Verhältniß gegen die Ueberlebenden mit Tod abgeht. Mehr als der Drittel stirbt in den ersten zwey Jahren; vom 6. Jahre bis zum 20sten aber nur der Fünftel dieser Zahl. Ueber 90 gelangt nicht völlig der Hundertste. An den meisten Orten sterben mehr Leute in den Städten, nur ist Genf fast wie ein Dorf, und es sterben daselbst mehr Alte (vermuthlich von Fremden, die sich seit einigen Jahren in Menge daselbst niederlassen, und in Ruh absterben.) Man weiß, daß aus diesen Berechnungen die Wahrscheinlichkeit der noch zu erwartenden Jahre bestimmt werden kann, und daß darauf die Tontinen beruhen, worinne wir aber dem Hrn. V. nicht nachtreten können. Ueberhaupt leben die Weibspersonen auf gut Boerhaavisch länger; und unter diesen, zum Ruhm des eingezogenen Lebens, die Nonnen am längsten. (Die ungarischen 181- und 190 jährigen Leute sind nicht genug mit Zeugnissen unterstüzt.) Eine wichtige Abhandlung ist die, in welcher die verschiedenen Krankheiten nach ihrer Macht zu tödten betrachtet werden. Man bedient sich hierzu der Londonschen Tabellen hauptsächlich. Einige Krankheiten nehmen ab, wie die Gefahr der Niederkunft; die Kolik, die Skropheln;

andere steigen, wie die Zuckungen, Schlagflüsse. Hier bemerken wir (nebst dem Grif) daß Reumathism. und Cold nicht einerley ist: das letztere ist der Schnupfen samt dem Flußfieber, und das erstere sind die Gichtschmerzen. Diabetes ist eine allzuhäufige Absonderung des Harns, wenn man ihn schon halten kann. In Berlin ist der Schlag und die rothe Ruhr gemeiner und mörderischer. Hr. S. erklärt sich hier fürs Einpfropfen, und wiederlegt Hrn. de Haen, dessen Schrift er zuletzt wegen seiner Unbilligkeit nicht ohne Wiederwillen hat lesen können. In Paris wird die Einpfropfung seit einem Jahre bis zur Vermessenheit, und ohne die geringste Vorsorge getrieben, ohne daß man noch merkliche Klagen wider sie habe, da die natürlichen Pocken daselbst sehr mörderisch sind. Es ist einmal ausgemacht, daß die Gefahr der Einpfropfung bey guter Besorgung, und in einem gesunden Körper, als nichts anzusehen ist. Hr. S. läßt sich auch in die Berechnung der Städte ein; er zweifelt zwischen London und Paris, und ist fast dem leztern geneigter. Hier können wir ihm nicht beyfallen. Wir haben schon anderswo in der Anzeige einiger Englischer Werke gezeigt, wie viel zu den Londoner Gebohrnen und Absterbenden zuzusetzen sey: in Paris hingegen reibt das einzige Krankenhaus l'hotel-Dieu alle Jahr bey 5000 Menschen auf, die von allen Orten herkommen, und von denen ein grosser Theil aus Fremden besteht; und mit alledem übertreffen die

jetzi-

jetzigen Jahre in London, so wie sie berechnet werden, die parisischen sehr weit, und eben a. 1762 um 5000. Darinn aber fallen wir dem Hrn. S. leicht bey, daß so sehr grosse Städte eben nicht zum Besten eines Reichs dienen, und es glücklicher wäre, wenn es wie Holland, viele und volkreiche, aber nicht so ungeheure Städte hätte. Nur eine einzige Folge zu berühren: in grossen Städten kommen die besten und erfahrensten Arbeiter eines Reichs zusammen, da aber die Zufuhr theuer, und die Lebensmittel also im hohen Preise sind, so werden dieser Arbeiter Löhne zu groß, und ein Reich kann in einem Fremden Markte, gegen ein anders nicht aufkommen, dessen Arbeiter in kleinen Städten wohnen. Die Einkünfte von England sind seit Davenant's Zeiten, eines Jakobiten der zuweilen eigne Absichten gehabt hat, in 60 Jahren allzu merklich gestiegen, wie Codd, und andere gezeigt haben. Da die Landsteuer von 2. Millionen ist, und zwar das Ansehen hat, als wenn sie 20 im Hunderte wären, wegen der Aufnahme der Güter, und damals mit Unwillen bey vielen geschehenen Berechnung der Einkünfte, aber nicht viel mehr als 10. ist, so beläuft das einzige Einkommen, das vom Land erwächset, in Engelland allein auf 20 Mill. Pfd. Sterlings, folglich doppelt so hoch als es Devenant gesetzt hat. Als ein Anhang folgen verschiedene einzelne Abhandlungen.

1. Hr. Tissots über die Entvölkerung der Schweiz.

Dieses Uebel ist nur allzuwahr, und allzu empfindlich; da zumal die Bürgerrechte in Städten und Dörfern so schwer zu erhalten sind, und deswegen der Zuwachs von Fremden, unter der mildesten Regierung der Welt, die einzig keine Auflagen bezieht, dennoch sehr klein ist. 2 Beantwortung der Gründe des Hrn. v. Justi, die er für den Vorzug der Fabriken über den Ackerbau angebracht hat.

LIII.

Ueber die Seelenkräfte.

Von A. Bonnet. *)

1763. (S. 25.)

Dieses aus blossem Nachdenken erwachsene Werk ist eine Frucht des Unglücks, und der geschwächten Augen, die Hr. B. mit dem Vergrösserungsglase zu sehr ermüdet hatte. Da er zu seinen geliebten Erfahrungen sich völlig untüchtig befand, so vertrieb er sich die Zeit mit Nachdenken und mit Versuchen über die Wirkungen seiner eigenen Seele, und fand in sich selber ein weites Feld zu einem Theile der Naturgeschichte, den man als den wichtigsten ansehen kann. In der Vorrede vertheidigt er sich zum voraus wider diejenigen, die ihm eine Neigung zur Meynung der Materialisten zuschreiben möchten. Er ist weit von derselben entfernt. Die Ausdehnung, sagt er, kann

*) Essai analytique sur les facultés de l'ame. 1760.

nicht verschiedene Begriffe in einen Punkt zusammen bringen; sie kann nicht vergleichen, sie kann in kein Ich zusammen wachsen. Unser Auszug muß nun bey einem Werke, das selbst ein Auszug ist, und so wenig überflüßige Worte leidet, als die Mathematik, nicht leicht und nicht vollständig werden. Hr. B. hat von dem Abt de Condillac den Einfall geborgt, den Menschen als eine blosse Bildsäule anzusehen, die nur einen Sinn, und zwar den Geruch haben sollte, in allem übrigen ist er von diesem Abt abgegangen, weil er viel langsamer und bedächtlicher in seinem Nachdenken fortgeht. Diese Bildsäule riecht eine Rose, sie wird durch diese Empfindung verändert (modificirt), und ist selbst nunmehr ein Rosengeruch. Diese Empfindung nimmt ab, wenn man die Rose weggenommen hat, aber nicht auf einmal; sie wird schwächer; die Bildsäule, der dieser Geruch angenehm ist, fühlt ihn vermindern, und wünscht daß er nicht vermindern möchte. Hier hat man die Wurzeln von allem, die Aufmerksamkeit, den Willen, und endlich das Gedächtniß, das allerdings am Körper hängt. Nur wird keine Bildsäule ohne Seele begehren können. Man bringt der Bildsäule eine Nelke, ihr Geruch ist mit dem Geruche der Rose theils ähnlich, und theils von demselben unterschieden; er bewegt die Fasern des Sitzes der Seele im Gehirn in einer Mittelrichtung zwischen der Richtung die sie von der Rose allein behalten hat, und der Richtung die von

den riechenden Theilen der Nelke entsteht; auf diese Weise entsteht eine aus der Empfindung der Rose, und der Empfindung der Nelke, vermischte Empfindung. Unter diesen Empfindungen muß eine Verbindung seyn, weil die Erfahrung es beweiset, auch wenn sie von verschiedener Natur sind, und eine Empfindung wird durch eine andere, und neue, wieder hervorgerufen, doch ist sie in diesem Falle schwächer als wenn sie neu ist. Eine andere Art des Gedächtnisses ist die Erinnerung. Sie gehört zur Seele, die sich erinnert, daß gewisse Begriffe ihr gegenwärtig gewesen sind. Die Gewohnheit ist eine Wiederholung der Beugung einer Faser auf die nemliche Weise. Sie macht, daß diese Faser sich lieber dorthin als auf die entgegen gesetzte Seite beugen läßt. Die Personalität entsteht, wenn die Seele bey der Empfindung eines äussern Dinges sich mehrere ältere Eindrücke vorstellt, und mit allen diesen Eindrücken das nemliche wird (s'idenfie). Diese Personalität kann überlegt seyn (reflechie) wenn die Seele zugleich sich vorstellt, daß sie es ist, die diese Eindrücke hat. Die erstere Personalität hat bey der Bildsäule Platz, die letztere aber gehört zur Seele, und die Thiere haben sie nicht. Aus der Erinnerung einer vorigen Empfindung, und dem Vorzuge, den die Seele der erstern oder der letztern giebt, leitet Hr. B. das Vergnügen und Mißvergnügen her. Die angenehmste Empfindung ist die, die in der Faser die ge-

schwindesten, aber doch nicht allzugeschwinde Schwünge erweckt; und der Schmerz entsteht, wenn sich die Theilchen der Fasern der Trennung nähern. Auf diesem Unterschiede der Empfindungen beruht die Thätigkeit der Seele. Doch ist zwischen der Empfindung und der That (action) keine mechanische Verbindung. Die Seele erweckt auf die erstere eine Bewegung in ihrem Leibe, doch nicht auf die Weise, wie die Körper eine Bewegung erregen. Die Aufmerksamkeit ist der erste Vorzug, den die Seele einer Empfindung vor der andern giebt. Hierdurch kann sie machen, daß der Eindruck einer Empfindung entweder schwächer, oder stärker wird. Hr. B. erklärt dieses mechanisch durch den mehrern Zufluß der Geister auf einige Fasern, dieweil andre minder Geister empfangen. Der Wille ist der Vorzug, den die Seele einer Art zu seyn, über andre Arten zu seyn giebt. Er ist die Frucht der Empfindung, aber selber, und zwar durch eine Bewegung des Körpers, thätig. Hier schränkt Hr. B. einige Sätze seines Freundes Hrn. Beaumont ein. Die Freyheit begreift nicht die Wahl zweyer Thaten, sondern die Kraft, eine That vor der andern zur Wirklichkeit zu bringen. Hr. Condillac gefällt Hrn. B. bey der Freyheit auch nicht. Sie besteht nicht darinn, auch dasjenige zu thun, was man nicht thut, sondern in der Macht dasjenige zu thun, was man wirklich thut. Es ist also eine Freyheit, wenn man dasjenige thut was uns gefällt. Gott

hat niemals unter mehrern Welten gewählt, sondern von Ewigkeit das bestmögliche eingesehn, und auch gewählt. Die Begierde entsteht, wenn eine angenehme Empfindung nach der Natur unsers Gehirnes nach und nach abnimmt. Man wünscht diese Empfindung nochmals eben so stark zu fühlen, als man sie im Anfange fühlte. Die Seele erweckt also den geschwächten Eindruck, und macht ihn stärker. Indem sie dieses thut, so wird ihre Begierde zum wirklichen Eindrucke immer grösser. Hr. B. zeigt hier, wie aus den unwillkührlichen Bewegungen und selber aus dem Kraislaufe, die Bewegung gewisser Fasern erweckt wird, die am kräftigsten vorher bewegt worden sind. Er beweiset auch, daß mehr als eine Empfindung auf einmal Platz habe, und ohne dieses keine Erinnerung seyn könnte; die Seele muß des gegenwärtigen und des vorherigen Eindrucks zugleich bewußt seyn. Hierauf unterscheidet H. B. die Empfindung von der blossen Perception. Diese wird zu jener, wenn sie mit Lust oder Verdruß begleitet ist. Sie gehört zur Seele, und ist mit dem Bewustseyn begleitet, denn sie ist die Seele selbst, nur anders modificirt. Diese Perceptions kann die Seele, wenn sie zusammengesetzt sind, auseinander trennen, und durch ihre Aufmerksamkeit die Länge allein, oder den Geruch allein betrachten, und dieses heißt man abstrahiren. Aber es ist unter den Begriffen, die zusammen einen einzigen zusammengesetzten Begriff aus-

machen, ein natürliches Band; wenn der eine wieder hervorgebracht wird, so entstehen die andern alle auch wieder. Der Begriff ist ein Zeichen des äussern Körpers, aus welchem er entstanden ist, und es giebt auch andere willkührliche Zeichen, wie die Worte sind, die man mit einem Begriffe hat verbinden lernen. Diese Wörter sind Töne, und die Buchstaben und Schriften sind wieder Zeichen der Töne. Vermittelst dieser Zeichen kann die Seele die zusammengesetzten Begriffe noch besser sondern, und durch ihre Aufmerksamkeit entdecken was sie gemeines haben, woraus denn allgemeine Begriffe und Geschlechter entstehen. Die Begriffe, die aus dem Abstrahiren entstehen, heißt man Notionen; die keine einfachen Perceptionen sind, sondern nothwendig aus einer Arbeit der Seele entstehen müssen. Die Seele macht auch die Ichheit aus, indem sie sich ihrer selbst bewußt ist, denn der Sitz dieses Bewustseyns ist das Ich. Das Nachdenken wird durch die Seele ausgeübet, indem sie eine bewegende Kraft an die Fasern, die einem jeden sinnlichen Begriffe eigen sind, und an die Fasern anwendet, die zu den Zeichen dieser Begriffe gehören. Folglich enstehen auch die am meisten unkörperlichen Notionen doch aus den sinnlichen Begriffen. Aus Mangel der künstlichen Zeichen machen die wilden Völker wenig Abstractionen. Die Thiere können sich völlig keine allgemeinen Begriffe abstrahiren, ob sie wohl mit gewissen Tönen gewisse Begriffe verbinden lernen. Hr. B. glaubt hier, der Instinkt sey blos die

Wirkung (resultat) der äussern Dinge, auf die Maschine des Thieres. Es scheint die Aufmerksamkeit der Thiere und ihr Vergnügen zu abstrahiren, sey auf ihre Bedürfnisse eingeschränkt. Der Wille bestimmt sich in dem Menschen nicht nur auf Empfindungen hin, sondern auch auf Notionen, und hieraus entstehen die sittlichen, und einem Gesetze unterworfene Thaten. Die Thiere und Kinder urtheilen, sie machen aber keine Schlüsse (ils ne raisonnent pas), denn den Unterschied zwischen zweyen Empfindungen fühlen sie, sie haben aber keine Notionen, und machen keine abgezogenen allgemeinen Begriffe. Die Thiere haben nicht einmal eine Begierde, ihre Begriffe in Ordnung zu bringen. Wir übergehen hier den ganzen Abschnitt von den Quellen des Vergnügens, von der Schönheit und der Harmonie. Die Gemüthstriebe folgen. Die Eigenliebe ist die allgemeine Quelle derselben. Die Freyheit kömmt hier wieder zum Vorschein. Es ist eine Einschränkung bey derselben, daß zwar die Seele gewisse Begriffe vor andern hervorrufen kann, daß aber mit den geheissenen Begriffen auch andre mechanisch hervorkommen und sich als gegenwärtig darstellen, die die Seele nicht verlangt hat. Diese Verbindung, durch welche nebst dem gerufenen Begriffe auch andre erscheinen; ist mechanisch, und ein Band zwischen den Fasern selber. Hr. B. hat sich bemühet, die Art und Weise auszufinden, mit welcher die Seele die Begriffe zurück-

ruft. Er fährt fort mit dem Willen sich zu beschäftigen. Dieser ist allemal frey, denn die Seele lenket sich allemal auf die Fasern die sie bewegen will. Man kann die Freyheit zwingen, nicht aber den Willen, weil dieser blos unmerklich, und jene in den Thaten ist, und darinn besteht, daß wir thun, was wir wollen. Hr. B. wagt sich hier sehr weit hinaus. Er gesteht, daß unter gleichgültigen eine Wahl zu machen, keine Freyheit Platz habe. Die Freyheit ist die Macht seinen Willen auszuführen. Der Wille entsteht aus einem Beweggrunde, und dieser aus einer Empfindung, und diese wieder aus dem Eindrucke äusserer Dinge. Wenn wir das bestimmende zwischen zwey gleichgültig scheinenden Dingen nicht kennen, so liegt es in unserm Gehirne selber verborgen. Hr. B. kommt dann, wie andere, zu der Aufmerksamkeit zurück, die von der Seele abhängt, und die Tugend entsteht aus der öftern und stärkern Erweckung der mit den sittlichen Begriffen verbundenen Fasern, die dadurch beweglicher gemacht werden, als die Fasern, die von der Empfindung abhangen. Der reine Verstand erfindet nichts, er arbeitet nur an den Eindrücken der Sinne. Newton hat nichts erschaffen; die Umstände, in welchen er sich befunden hat, und die Staffel der Aufmerksamkeit, die ihm eigen war, haben ihn fähig gemacht, aus gewissen sinnlichen Begriffen Schlüsse zu ziehen, die andern Menschen verborgen geblieben waren. Die

Aufmerksamkeit ist die wahre Mutter des Vortreflichen im Verstande (du genie). Hierauf handelt Hr. B. von der Währung und der Folge. Er gesteht, daß wir nicht mehr als fünf Begriffe auf einmal uns deutlich vorstellen können. Da die Fasern mit einander vereinigt sind, und die Bewegung der einen, die andre erweckt, so entsteht aus der weitern Erweckung dieser vereinigten Fasern das Feuer, das man im Witze findet. Hr. B. glaubt dabey, es seyen in den fühlenden Fasern Klassen, die sich von einem Sinne leichter als von einem andern in Bewegung bringen lassen. Er kommt wieder zur Kraft der Gewohnheit. Wenn eine Reihe Fasern öfters die Bewegung einander in einer gewissen Ordnung mitgetheilt hat, so theilen sie sich einander ferner leichter in dieser Ordnung mit, weil sie so zu sagen schon auf diese Seite gebogen sind, und auf diese Weise lernt man durch öfteres Lesen Linien und Blattseiten auswendig. Hieraus entsteht auch die grosse Schwierigkeit, sich den Gewohnheiten zu widersetzen. Die Träume entstehen auch aus der von einer Reihe Fasern in die andre fortgesetzte Bewegung, die zuerst durch eine innere Bewegung veranlaßt wird. Hr. B. glaubt, die Bildsäule könne die Träume vom Wachen nicht unterscheiden. Er hat auch gefunden, daß die Fasern des Gesichts und Gehörs unter allen sinnlichen Fasern am leichtesten sich bewegen lassen. Er beschreibt dabey den Zustand eines seiner Freunde, der

Figuren von Menschen, Vögeln, Gebäuden u. d. gl. lebhaft vor sich sieht, diese innere Sicht betrügt ihn doch nicht, wie sie wohl andre Enthusiasten betrogen hat. Hr. B. glaubt nicht, daß bey der Meynung der körperlichen Natur der Seele für die Religion viel zu verlieren wäre. Er glaubt auch, es sey wahrscheinlich, daß die Thiere eine Seele haben, und es sey gar nicht gefährlich, sie unkörperlich anzunehmen. Er ist bey der Frage, wie die Seele ihre Ichheit bey der Verwandlung gewisser Thiere erhalte, der Meynung des Entwickelns, und das Gehirn des Papilions hat, nach Hrn. B. im Gehirne der Raupe gesteckt. Er glaubt ferner, die Seele könne ihre Kräfte ohne einen Leib nicht ausüben, und bringt seine Muthmassungen von dem verklärten Leibe nach der Auferstehung vor. Dieser Leib könnte den ganz kleinern Sitz der Seele zum Keime haben; in diesem Sitze können Werkzeuge verborgen liegen, die nicht auf Erden entwickelt werden können, und die Auferstehung kann durch eine Materie erregt werden, wie die Erzeugung. Im Menschen wohnt dieser Keim im Gehirne; in andern Thieren sind mehr dergleichen Keime durch den ganzen Leib zerstreut, und dahin gehören die Polypen. Hr. B. hält die Thaten der Thiere für blosse Folgen ihrer Bedürfnisse, und will keinen Zweck bey ihnen erkennen, der doch in der That beym Bau der Nester fast unmöglich zu leugnen ist. Denn sie werden vor dem Eyerlegen und

von dem Männchen in vielen Arten zugleich mit dem Weibchen gebaut. Hr. B. erzählt hier, wie seine Gewohnheit nachzudenken ihn dahin gebracht habe, daß er 25 bis 30 Seiten völlig in sein Gedächtniß einzubringen vermöge. Er endigt sein Werk mit einigen kritischen Anmerkungen über des Abts Condillac Werk, und mit andern über den Herrn von Montesquion.

LIV.

Fontenelle. *)

1763. (S. 340.)

Dieser Mann besaß allerdings einen ausgebreiteten Witz, der sich über die Mathematik und die schönen Künste erstreckte. Sein Begriff war leicht, sein Vortrag einnehmend und reizend. Er hieß Bernard le Bouyer oder le Bouvier, ein sehr bukolischer Name, und er war ein Schwestersohn des grossen Corneille. Fontenelle mag ein Gut seyn, und sein Vater war ein Advokat bey dem Parlemente zu Rouen. Er fieng mit einer Art von Gedichten an, dazu er vermuthlich nicht Erhabenheit genug besaß, denn eine lächelnde Ironie ohne Bitterkeit, und ohne Burlesque war doch die Nuance seines Witzes. Ihm mißlang also das Trauerspiel, auch sogar nachgehends

*) Mémoires pour servir à l'histoire de la Vie & des ouvrages de M. de Fontenelle par M. *Trublet* 1761.

das Lustspiel, worinn er für eine vermischte Menge Zuhörer zu philosophisch, und sein Witz zu fein war. Ihm gelang unsäglich besser, die Philosophie artig einzukleiden, und mit seinen Gesprächen über die Mehrheit der Welten und mit den Unterredungen berühmter Todten bahnte er den Weg zu seinem Ruhme, den hernach seine Auszüge und Lebensbeschreibungen aufs höchste setzten. Hr. T. gedenkt vieler wenig bekannter Schriften des Fontenelle, die zum Theil unter andern Namen erschienen sind; denn er war gefällig genug seinen Freunden mit Vorreden, Reden, Preißschriften, und sogar mit Lustspielen auszuhelfen, worunter hier der Komet analysirt wird; doch gab man ihm Schuld, er liebte nicht. Man sagt hier aber, er habe in Werken mehr als in Worten gedient, aber sich in der That nie so weit eingelassen, daß ihm die Freundschaft zur Beschwerde geworden. Er hatte dabey die gröste Geduld wider seine Gegner und Mißgünstige, und antwortete niemals. Ungeachtet des streitbaren P. Baltus liebte er die Jesuiten, und haßte die Jansenisten, worinn er ziemlich den heutigen Philosophen vorgieng. Er war scharf eine Handschrift zu beurtheilen, und tadelte hingegen niemals, was schon gedruckt war. Er verstund kein Englisch, nicht ohne sein Bedauren, und die Herrschaft der Newtonischen Entdeckungen war ihm beschwerlich, weil er gerne hätte ein Cartesianer bleiben wollen. Die Briefe des Chev. d'Her-

sind nur zu sehr von seiner Feder (denn so angenehm sie sind, so übertrieben ist öfters der Witz und der Scherz, und so fehlerhaft die Sittenlehre). Voltaire kommt hier oft vor, und T. vertheidigt mit aller Höflichkeit seinen Freund, den Voltaire nicht genug bewundert. Man vernimmt hier, daß er und F. zuweilen ungekrönte Preißschriften eingegeben haben. Lächerlich ists, daß F. eine nach Engelland reisende Tänzerin eben an den ehrlichen Locke empfohlen, und fast eben so lächerlich, daß der ernsthafte Philosoph sich diese entbehrliche Künstlerinn gar angelegen hat seyn lassen. Er schrieb, sagt man, ohne etwas zu ändern oder auszulöschen. Er war ausnehmend kaltsinnig über die gemeinen Zufälle des Lebens, wovon hier einige Beyspiele erzählt werden, und gegen die höchsten Häupter des Reichs sprach er sehr frey. Durfte er doch den Regenten fragen, ob er auch hofte sich aus dem Gewirre zu wickeln, worein Law ihn verleitet hatte. Racine war nicht sein Freund, auch wird dessen eben nicht rühmlich gedacht, und wir finden diesen Dichter bey aller seiner Frömmigkeit sehr beissend und satyrisch. F. war sparsam aber gutthätig. Zwey Gaben, die sich oft verbinden, so wie der Pracht und bon ton das Herz nothwendig verhärten. Einige kleine Schreiben des Kard. Fleury sind von einer ungemeinen Kürze und Schönheit. Er lebte fast bis 100 Jahre, und hatte vor seinem Tode einige Zuckungen und Ohnmachten, verlohr auch das Gehör, und zum Theil das Gesicht. —

LV.

J. J. Rousseau.

1763. (S. 925.)

Unter diesem sonderbaren Titel: Jean Jacques Rousseau citoyen de Genéve à Christophle de Beaumont Archeveque de Paris, haben wir ein klein Octavbändchen von 134 S. bey Rey gedruckt, erhalten. Rousseau lebt jetzt zu Motier im Thale Travers. Er hat neulich sein Bürgerrecht zu Genf in einem Schreiben der Republik aufgesagt, hier führt er den Titel noch, und beantwortet des Erzbischoffs wider ihn ergangenen Hirtenbrief. Er ist des Lesens werth, wenn man auch nur sehen will, wie eine abscheuliche Sache mit dem stärksten Witze verfochten werden kann. Gleich Anfangs beschreibt er sich selbst als einen sogenannten Misanthrope, der einzig die Wahrheit sucht. Le Sot public, sagt er ohne alle Ehrfurcht gegen seinen Richter, hat ihn ohne Ursache geliebt und gehaßt. Er hat niemand beleidigt, (mit Namen nemlich, denn sonst hat er die ganze Zahl der Geistlichen für Heuchler und Ungläubige, und alle Schriftsteller theils für Kinder, theils für Windmacher, ohne Ausnahme, ausgerufen; wobey wir bitten, daß man uns diesen niedrigen, aber verständlichen Ausdruck zu gute halte.) Er glaubt dabey so viel mit seinem Emile verdient zu haben, daß man ihm Bildsäulen

aufrichten sollte, S. 127. und S. 56 hält er seine Rede des Savoyischen Vicaire für die beste Schrift dieses Jahrhunderts. Dieses übertrift den Præceptorem generis humani noch um ein grosses. Er glaubt sehr viel gegen die Religion gethan zu haben, weil er Zweifel wider sie vorgebracht hat, die er für unbeantwortlich ansieht. Er beharret darauf, ein Christ, ein recht guter Christ zu seyn, ob er wohl die Wunderwerke leugnet, die Jesus als Zeugniß seiner göttlichen Sendung angeführt hat; die Erlösung für wie null ansieht, S. 21 und endlich den höchstverwerflichen Gedanken äussert, man müsse den Urhebern der Religionen (Moses, Jesu und Mahomet) zu gute halten, wenn sie durch eine enthusiastische Liebe zur Tugend schwindlich und fanatisch geworden sind, denn so viel sagt der Verstand seiner eingewickelten Worte S. 84 und 85. Sonst besteht sein Christenthum darinn, daß er einen Schöpfer, eine unkörperliche Seele, und ein anderes Leben glaubt, auch die weisen Lehren Jesu bewundert, aber an den Sohn glauben, davon ist die Rede nicht. Er fordert auch diesen Glaubensartikel von den Anhängern seiner neuen, aus den eben benannten grossen Häuptern von Sekten zusammen getragenen Religion nicht. Man sieht sonst daß ein Prediger, wider den Rath ganzer Kirchen, ihn als einen Christen angenommen hat. Was will er doch sagen, S. 75, wenn er zu reden und zu schreiben verbietet. Und warum schreibt er denn selbst?

Ist

Ist er nicht Swifts Dickbäuchicher, der in einer Menge Volks über den Raum klagt, den die andern einnehmen. Es ist S. 97 ungerecht, wenn er sagt, der Verfasser der vertheidigten Bluthochzeit sey ungestraft geblieben. Er ist des Landes verwiesen worden. Abscheulich ist auch wider die Offenbarung die Vergleichung mit den Vampiren, die eben auch mit allerley Zeugnissen bestätigt seyn sollen. Wie unbillig vergleicht er hier eine Handvoll ungeschickter Ungarischer Richter, die einen Theil der Wahrheit für sich haben, mit der Geschichte Jesu, die ihre Wurzeln in den alten Prophezeyungen, ihren Beweis in den niemals geläugneten Wunderwerken, und ihre Zeugen in einer Menge tugendhafter Märtyrer hat, die alle für dasjenige, was sie gesehen, ihr Leben tausenderley Leiden, und endlich dem schmerzhaftesten Tode hingegeben haben. Wie zänkisch (Chicaneus) ist der Unterschied? Zweifel aufwerfen, die keine Vernunft auflösen könne, S. 108, sey nicht läugnen. Und was kann denn ein Ungläubiger thun, als solche Schwierigkeiten aufwerfen? würde ohne dieselben sein blosses Läugnen einigen Eindruck machen? Allerley besondere Einfälle sind hin und wider zerstreut: wie die Vertheidigung der Jesuiten; und die Anmerkung, der erste König, den Frankreich gehabt habe, sey nicht von Priestern erzogen worden. Vermuthlich ists Heinrich der IV. Hat er aber nicht protestantische Geistliche zu Lehrern gehabt? Eine andere Stelle sagt: Frankreich habe

allein in Europa (dieses Europa ist das protestantische) keine Lehrer im Naturrechte. Sonst giebt dem Hrn. R. die besondere Sache der Römischen Kirche viele Vortheile wider seinen Gegner.

Auch sind ganz neulich herausgekommen: Lettres sur le Christianisme de J. J. Rousseau; addressées à Mr. J. L. par Mr. Jacob Vernes, (Hr. Vernes ist ein Prediger im Genfischen.) Er hat übernommen, mit einer fast unnachahmlichen Gedult und Höflichkeit, des berüchtigten Rousseau (denn so kann er nach den von so vielen Tribunalien wider ihn ergangenen Urtheilen wohl heissen) spöttliche Anmassung des christlichen Namens zu beleuchten. Mehrentheils ist nichts weiter nothig, als den Mann sich selber entgegen zu setzen. Rousseau findet Jesu Lehren und Leben göttlich, und der nemliche Jesus hat sich auf Wunderwerke berufen, die niemals geschehen sind, und nicht haben geschehen können; der nemliche Jesus, denn was hilft es die abscheulichsten Reden zu verheelen, die man in so vielen Sprachen begierig lieset, hat sich einer Begeisterung von oben gerühmt, die blos die Folge einer allzugrossen enthusiastischen Liebe zur Tugend war. Eine Liebe zur Tugend, die Gott mit Unwahrheit zum Zeugen anrufen lehret! Kurz, Rousseau ist offenbar ein Deiste, der eine Offenbarung nur nicht für möglich ansieht, und doch bey der deutlichsten Ableugnung derselben, und bey seinen lästerlichen Gedanken über den Stifter der

christlichen Religion, dennoch ein Christ heissen will. Er spielt dabey bloß mit dem Wort Offenbarung, wodurch er bald die wirklich von Gott in besondern Fällen gethane Bekanntmachung seines Willens, und dann wieder die Schlüsse der Vernunft versteht, die dieselbe im Buche der Natur lernt. Es ist dem Hrn. V. leicht zu zeigen, wie schwach des Hrn. R. Gründe wider die Wunder sind; wie bey seltenen Erscheinungen ein Zeuge, der gesehen hat, tausendmal mehr beweißt, als tausende die nicht gesehen haben, weil sie nicht bey dem seltenen Fall der Wunder gegenwärtig gewesen sind: wie nöthig diese Wunder zur Ueberzeugung der Juden gewesen sind; wie deutlich, wie ohne Ausnahme, diese Wunder von den Juden und den Heyden als wahr erkannt, und blos andern unvernünftigen Ursachen zugeschrieben worden sind; wie leicht es den Anwesenden war, die Wahrheit dieser Wunder zu wissen; und wie richtig die Zeugen ein Wunder beweisen können, da es ja ein Vorwurf der Sinne ist; wie unmöglich es war, daß die Apostel dabey betrogen werden konnten: wie dieselbe sogar keine Gründe hatten, betrügen zu wollen; wie schwach bey dem ietzigen Lichte der Einwurf ist, man könne den Uebersetzungen nicht trauen; wie unweise bey einer so wichtigen Materie des Rousseau Entschluß ist, sich nicht darüber zu kümmern; wie dünne der Schleyer ist, den er über seine Ableugnung der Religion wirft, indem er ein ehrerbietiges Still-

schweigen vorwendet, nachdem er gesagt hat: eben diese Religion enthalte unvernünftige und unmögliche Dinge; wie R. ein Christ heissen, und doch Gott ins Angesicht sagen will, er wolle nicht beten, da des Heilandes ganzes Leben im Gebete bestanden ist; (und wie des R. Gründe wider das Gebet, das den Zustand der Dinge ändern will, eben so weise ist, als wenn er das Pflügen verbieten wollte, das eben auch den Zusammenhang der Dinge stört:) wie unbillig er dem Christenthume vorwirft, es sey dem geselligen Leben zuwider: (Er R. der Hässer dieses geselligen Lebens, der es als widernatürlich ansieht.) Wie fehlerloß und vollkommen heilig endlich das Leben des Heilandes gewesen ist. In einem Gespräche zwischen einem Chinesen, der gerne das Christenthum annehmen wolte, und einem Christen wie Rousseau ist, werden diese Gründe zusammengebracht, und R. erscheint dabey in seinen wahren Gedanken. S. 1132 f.

LVI.

Jean Calas.

1763. (S. 853.)

Die Trauergeschichte hat sich zu Toulouse im Anfange des vorigen, und Ende des 1761 Jahres begeben. Ein protestantischer Kaufmann, Johann Calas, lebte ruhig mit seinen schon erwachsenen Kindern. Der älteste Sohn war ein Spieler und Müssiggänger; er hatte

seinem Vater anvertrautes Geld entwendet und verspielt. Seine heftige Gemüthsart ließ ihm keine Macht über seine Affekten. Den 13. Octobr. 1761, dieweil seine Eltern und Geschwister mit einigen Freunden zu Nacht essen, erhieng er sich aus Mißmuth im Komtoir. Nach einem langen Abendsitze kam man ins Komtoir, und fand das traurige Schauspiel. Der erschrockene Vater that allerley, die Leiche wieder aufzuwecken, ließ einen Wundarzt holen, und bezeugte, samt der ganzen Familie, seine Bestürzung. Ganz ungefehr und ohne sichtbaren Grund entstund ein Gerücht, der jüngere Calas habe den katholischen Glauben annehmen, und eben den folgenden Tag die Ketzerey abschwören wollen, der Vater habe ihn wegen dieses Abtritts vom protestantischen Glauben eigenhändig erwürgt. Die Sagen und Hörensagen schienen, wiewohl ein sehr kleines, dennoch einiges Gewicht der Nachrede zu geben; man zog das ganze Hausgesinde ein, und erhielt von der Geistlichkeit ein sogenanntes Monitorium, worinn allen denjenigen die etwas zur Bestärkung der Klage hatten, befohlen war, bey den Gerichten zu erscheinen. Es gieng endlich so weit, daß in der ersten und zweyten Instanz der Vater, Johann Calas, gerädert zu werden verurtheilt, auch das Urtheil an ihm vollzogen wurde, dazu ein unglückliches Fest etwas beytrug, an welchem man zu Toulouse die vor 200 Jahren geschehene Ermordung einiger Protestanten jährlich

feyert. Kaum war der Vater unschuldig und unerschrocken gestorben, so giengen den Richtern die Augen auf. Sie setzten mit einem unbegreiflichen Widerspruche das ganze Hausgesinde in Freyheit, so daß nach ihrem eigenen Urtheil der Vater, der doch allen Aussagen nach, den ganzen Abend über seine Kinder und den unverdächtigen Fremden nicht verlassen hatte, müßte allein einen starken und rüstigen Sohn erdrosselt haben. Doch vergaß die herrschende Kirche ihre Grundsätze nicht, der eine Sohn, Pierre, wurde zum Abschwören mit Drohung gezwungen, zwey Töchter steckte man ins Kloster, und nur die Mutter blieb frey. Diese grausame Geschichte machte nun alle Protestanten rege, sowohl in Frankreich als zu Genf, wo man mit öffentlichen Urkunden die häßliche Nachrede widerlegte, daß die reformirte Lehre, und zumal Calvin in seinen Institutionen, erlaubte einen Reformirten, der abfallen wollte, hinzurichten. Voltaire, der zu Ferney nahe bey Genf wohnt, fieng dabey Feuer, und gab sich ungemein Mühe, die nöthige Schriften der unterdrückten Unschuld herbey zu bringen, welches sehr schwer war, da man nunmehr zu Toulouse den Fehler empfand, und gerne unterdrückt hätte. Doch gewann er so viel Licht, daß man nothwendig die häufigen Fehler in der Prozedur, und die Richtigkeit der ganzen Anklage, erkennen mußte, als wohin die zwey ersten von uns angezeigten, und von Parisischen Advokaten verfertigten Schriften schlies-

sen. Es fand sich, daß der Vater ein gelinder und schwacher Mann gewesen, der den Abfall des andern Sohnes nie geahndet, und daß der Selbstmörder keine auch nicht die allergeringste Neigung zur katholischen Lehre gegeben hätte; daß kein Geistlicher in Toulouse auftreten konnte, mit dem er sollte gesprochen haben; daß der Vater und die ganze Familie ruhig gegessen und geschwatzt, dieweil das Unglück vorgegangen, und daß alle Aussagen nur Hörensagen, und Wiederholungen von Hörensagen, ohne einen einzigen ächten Zeugen waren. Auch warf sich nunmehr die Witwe dem Könige zu Füssen; der oberste Rath hat den Bericht von Toulouse eingefordert, und man ist in grosser Erwartung eines Urtheils, in welchem die Blutgierigkeit ungeschickter Richter eingeschränkt werden wird. Besonders ist aus diesen Schriften zu ersehen, daß in Frankreich die Todesurtheile nicht an den König geschickt werden. Die ziemlich dreiste Schutzschrift des Donat Calas, und die Vergleichung der Geschichte der Canning und des Jean Calas, scheinen von Voltaires Hand zu seyn. In der letztern sind viele Fehler. Es ist nie bewiesen, daß die Canning eines Kindes sich entlediget habe. Krisp Gaskoign, ein Aldermann von London, hat sich der angeklagten Zigeunerin angenommen, und die junge Canning wurde nach Amerika transportiert, weil sie in einigen Umständen sich wiedersprochen hatte, obwohl die Richter dabey sie der Gnade des Königs

empfohlen, und den Meineid nicht für boshaft hielten. Dennoch ist in so weit zwischen beyden Fällen eine Aehnlichkeit, daß die Zigeunerin in grosser Gefahr gestanden ist, gehangen zu werden. Kurz, die Erzählung ist poetisch, und der Grund dazu wahr.

LVII.

D' Aguesseau.

Heinrich Franz D' Aguesseau, Kanzler von Frankreich, der gelehrte, zu Zeiten verwiesene und dann wiedererhobene Minister (72. B. 354.) scheint überhaupt ein ernsthafter, ordentlicher, arbeitsamer gelehrter und der Kirche zugethaner Mann gewesen zu seyn. Insbesondere schreibt man ihm viele gute Gesetze und Verordnungen zu, und irgendwo sagt einer seiner Lobredner gerade heraus, das Friederichsche (Preußische) Gesetzbuch sey nach D'Aguesseaus Gerichtsprocesse eingerichtet. Ist es aber wirklich wahr, daß die Rechtsstreite in Frankreich so sehr verkürzt worden sind? — Alles was wir von ihm lesen, ist schön geschrieben, und bis in seine kleinsten Glieder ausgemahlt; nur ist eine gewisse Manier darinn, die man gar bald fühlt: unzählige Antithesen, und eine gewisse fast immer ähnliche Abründung der Perioden, bildet diese Manier. Man bemerkt in seinen Reden durch und durch eine grosse Achtung für die Gerechtigkeit und ihre Diener, und einen Trieb für die Tu-

gend, welche auch den Monarchen geziemt. Auch scheint dem Hrn. D'Aguesseau nichts größers in der Welt als ein guter (rechtschaffener) Advokate. (1763. S. 1052. f.)

D'Aguesseau war nicht ein blosser Staatsmann oder Magistrat; er liebte die schönen Wissenschaften, und war darinn selbst bewandert. Auch die morgenländischen Sprachen waren ihm nicht fremde. Obgleich D'Aguesseau ganz für die Religion war, so räth er doch seinem Sohn an über dieselbe nicht zu streiten, und ihre Gegner blos durch Stillschweigen zu erniedrigen. Er scheute sich auch nicht ihm den Grotius und Abbadie zu empfehlen, ob er gleich des Erstern Behauptung von der Abhängigkeit der geistlichen Macht von der Weltlichen gar sehr mißbilligte. Der beste Rath an dessen Sohn war die heil. Schrift fleißig zu lesen. Es ist fast lächerlich, daß der gute Malebranche, da er bey dem noch jungen D'Aguesseau den Thucydides antraf, darüber alle Gunst gegen ihn hat fallen lassen. Malebranche meinte, man müsse nichts wissen, als die Metaphysik. Aber D'Aguesseau denkt ganz anders, und findet in der Geschichte die Kenntniß der Menschen. — — Der Herr Kanzler gestehet doch, daß in ihrem Ursprunge alle Monarchien in Europa gemäßigt gewesen sind, und noch jetzt viele Spuren der alten Freyheit beybehalten haben. (64. S. 254.) Seine Gedanken über das Natur- und Völkerrecht, sind voll Frömmigkeit

und Menschenliebe. Er gründet sein Recht der Natur auf Gottes allgemeines Recht über seine Geschöpfe, und auf seinen höchsten Willen, daß sie einander lieben sollen. Er will gar nicht die Furcht als die Quelle des gesellschaftlichen Lebens ansehen, und ist darinn in soweit begründet, da unfehlbar dieses Leben von einer Republik der Anfang ist, worinn der oberste Befehlshaber der Vater, nächst ihm die Mutter, und wo die Unterthanen ihre Kinder gewesen sind, deren aller Band die Liebe war. ꝛc. *)

Der gröste Theil der D'Aguesseauschen Werke enthalten sogenannte Plaidoyers oder rechtliche Sprüche über allerhand Fragen; zuweilen zwar ohne eine Ausführung der Gründe und Gegengründe; andremale aber mit einer überaus hellen Entwickelung der verwirrtesten Fragen. (1764. S. 984.) Hr. D'Aguesseau ist von Jahr 1691. an (damals nur 23 Jahr alt) einige Jahre der grosse Anwald des Königs gewesen, dessen Amt es erfordert, die wesentlichen Gründe beyder Theile gegen einander zu halten, und wohin das Recht sich lenkt in seinen Conclusions zu zeigen. — Herr D'Aguesseau habe auch mit Feuer geredet, das in seinen gedruckten Aufsätzen mangele. (64. 735.) — Wir sagen noch ein Bonmot von ihm nach: der dreiste La Pyronie forderte ihn auf, eine eherne Mauer zwischen der Arzney und Wundarzney aufzuführen; auf

*) 1764. S. 360.

welcher Seite soll der Kranke seyn? sagte der Kanzler. (72. B. 354.)

LVIII.

Adanson. *)

Herr Adanson war ein Schüler des Hrn. von Jussieu, er legte sich aber auch auf andre Theile der Naturgeschichte und die Astronomie mit grossem Erfolge. Er lernte Jagen und Zeichnen, und machte sich auf alle Weise zu den Reisen in fremde Länder, geschickt. Er gieng den 3. März 1749. nach Senegal ab **). Er maß die Höhe des berühmten Pico auf Tenerifhöhe, und fand sie über 12000 Schuhe; eine Höhe, die zwar den Alpen und Andes nicht gleich kömmt, aber an einem Berge der aus dem Meere selbst hervorragt, ganz beträchtlich scheinen muß. Ueberall fand Hr. A. Zeichen eines ehemaligen Brandes in den Gebürgen. — In Afrika scheint die Natur alles ins Grosse zu arbeiten, und dies ist kein Wunder, da die Triebe der Natur in ihren Wirkungen immer fortgehen. — Der überall bemerkbare Ueberfluß des Feuers zeigt sich hier auch in den feurigen Wasserhosen, deren eine dem Verfasser begegnet, und über 50 Grade Hitze gehabt haben muß. In einer

*) Gött. Zeit. 1756. S. 1429. 1757. 494. f. 1757. 876—79. 940, 1773. S. 696.

**) Voyage en Sénégal.

grossen Hitze, da zugleich der gewaltig austrocknende Ostwind wehete, hat Hr. **Adanson** wirklich Blut geschwizt. Eben da er nach Frankreich zurückgehen wollte, traf ihn ein heisser Sonnenblick so heftig, daß er im Augenblicke in ein hitziges Fieber verfiel, und zwar nicht, wie sonst wohl geschiehet, in zwey Tagen starb, dennoch aber lang kränkelte, und noch mit einer schlechten Gesundheit den 4. Jenner 1754. in Brest anlangte. Seine Arbeit ist voll beträchtlicher Wahrnehmungen und ganz neuen Nachrichten. In Absicht der Muscheln hat Hr. Adanson auch ein ganz neues Werk in so weit geliefert, als es nicht nur die afrikanischen neuen Muscheln, und nach veränderter Ordnung, sondern auch insbesondere, weil er allemal das Thier zugleich beschreibt, das in der Schaale wohnet. Eine Arbeit die allerdings von den europäischen Muschelliebhabern nicht hat verrichtet werden können, und auf der Stelle am noch frischen und lebenden Thiere geschehen muß. — Herr Adanson zeigt, wie alle Muschelgeschlechter nur eine Kette ausmachen, und durch fast unbemerkbare Unterschiede nach und nach von einander abgehen.

In dem Journal de Rozier März 1776. ist ein Verzeichniß von des Herrn **Adanson** unglaublich grossen Arbeiten. Zuerst eine Handschrift von 27 dicken Oktavbänden, unterm Titel: Méthode naturelle contenant tous les êtres, leurs qualités connues. &c. Die Naturgeschichte des Senegals in funfzehn Bän-

den in Folio. Wiederum eine Handschrift unter dem Titel: Methode naturelle des êtres, oder die Kennzeichen, die alle körperlichen Dinge von einander unterscheiden, die Thiere, die Gewächse, und die Körper die keinen innern Bau haben. Dann ein cours d'histoire naturelle über die Körper der drey Reiche. Ein Wörterbuch über die Naturgeschichte. Vierzig tausend Abzeichnungen von Thieren, Gewächsen oder gegrabenen Dingen. Und vier und dreyßig Tausend Gattungen derselben, die in Hrn. Adansons Sammlung aufbehalten sind. *)

LIX.

Ueber den Nationalunterricht.

Von Hrn. Car. de Chalotais. **)

1764. (S. 186.)

Die Art die Jugend zu unterrichten ist in den dunkeln Zeiten entstanden, da niemand als die Geistlichen lesen konnte; auch nachdem die Wissenschaften gemeiner worden sind, blieb die Unterweisung dennoch den Geistlichen, die folglich einen künftigen General oder Magistrat unterrichten, und von Dingen reden mußten, von denen sie selbst keinen Begriff hatten. Kleine

(* Götting. Zeit. 1776. Zugabe 146.) In dem Maymonat des Journal de Rozier stehet das Zeugniß der franz. Akademie über die Arbeiten des Hrn. Adanson.

**) Essai d'Educat. nationale. 1763.

äuſſere Zeichen der Andacht (S. 20.) ſind an die Stelle der Religion getreten u. ſ. f. *). Der Hr. v. C. will alſo erſtlich die Schulen Weltmännern übergeben, die den Kindern eine Auferziehung beybringen, in welcher ſie in der Welt fortleben können, da ſie in den Schulhäuſern (Colléges) eine annehmen, die ſie in der Welt nothwendig ablegen müſſen. Er will auch weniger Schulanſtalten haben. Der gemeinſte Mann lernt nur allzuviel, zu ſeinem und des Staates Schaden, Leſen und Schreiben, der blos ſeine Hände brauchen ſollte, und in den Seehäfen findet man faſt niemand mehr, der Schiffsjunge ſeyn wolle. (Wir kennen ein Land, wo die unüberlegte Erhöhung des niedrigſten Standes noch viel ſchwerere Folgen hat). Wir haben hier nicht ohne Vergnügen geleſen, daß unſer Göttingen, nebſt Leiden, hierſeits des Meeres wegen ſeiner beſſern Unterweiſung, und zumal ſeiner Leſebücher angerühmt, und dem ſonſt ſo eifrig von den Deutſchen nachgeahmten Frankreiche vorgezogen wird. Die Geſchichte, die Rouſſeau vor den Kindern verbergen will, findet Hr. v. C. dem Alter und den Begierden der Kinder am meiſten angemeſſen, (und wir glauben angemerkt zu haben, daß aus den groſſen Beyſpielen der Tugend, und zumal der Liebe des Vaterlandes, patriotiſche Geſinnungen für das ganze übrige Leben entſtanden ſind, die aus dem bloſſen Umgange mit der überhaupt klein den-

*) Der Verfaſſer zielt auf die Jeſuiterkollegien.

kenden, und Geld und Beförderungen zum Zwecke der Arbeit nehmenden Welt nicht entstanden wären). Auch mit Recht überläßt der Hr. Verfasser den Kindern einen Antheil an der Naturgeschichte, die ihrer Neugierigkeit so angemessen ist. Er glaubt sogar die Mechanik, und selbst die Geometrie seyen ihnen anzuvertrauen, weil die Menschen gerne Schöpfer sind, und sie es hier durch die Auflösung der Aufgaben einigermassen werden. Nach dem zehnten Jahre fängt unser Herr Verfasser die Sprachen an, und will, wider die eingerissene Gewohnheit seiner Nation, gerne nebst dem Lateinischen auch das Griechische beybehalten haben. Zugleich läßt er sie das Französische lernen. Den Geschmack will er mehr durch das Lesen der besten Werke als durch Regeln bilden. Anstatt der elenden Chrien will er, daß junge Leute Auszüge, Lebensbeschreibungen, wirkliche Briefe, und dergleichen brauchbare Arbeiten übernehmen sollen. Und nun bey mehrern Jahren steigen sie in der Geschichte. Mit Vergnügen finden wir, daß unser angesehene Hr. Verfasser eben die geringe Hoffnung von der Schullogik hat, die wir immer davon gehabt haben. Sie war bloß fürs Disputiren erfunden, und giebt denen, die sie wissen, im wirklichen Schliessen und Urtheilen nicht den geringsten Vorzug. Der Methaphysik und der Lehre von dem Wahrscheinlichen schreibt Hr. C. mehr Nutzen zu, und dringt auf die Sittenlehre, die ein allgemeines Gesetz für alle Nationen ausmacht,

auf welches sie sich alle im Nothfall berufen. Er will die Sittenlehre nicht zu sehr von der Religion abhängend habe, und sieht dennoch die Religion als den Grund eines glücklichen Staates an. Er wünscht, daß der Hof bey der Ausarbeitung guter klassischer Lesebücher anfangen, und dieselben durch Preise beschleünigen, in seiner eigenen Druckerey aber verlegen lassen möge.

LX.

Ueber die Duldung.

Von Voltaire.

1764. (S. 697. f.)

Tr. de la Tolerance ist eine neue Arbeit des Hrn. v. Voltaire, wozu das wider die Familie Calas vollzogene Urtheil den Anlaß gegeben hat. Wir unterscheiden in diesem Werke zweyerley Absichten des Verfassers. Die erste ist eigentlich dahin gerichtet, seine Landsleute zur Duldung anderer Religionsverwandten, und zumal der reformirten Franzosen, zu gewinnen. Schon die Geschichte des Calas zielt dahin, und der Hr. v. V. erzählt verschiedene sich selbst widerlegende Legenden. Er zeigt den Mißbrauch der Brüderschaften, entschuldiget ganz deutlich die Reformation des sechszehnden Jahrhunderts, wozu das grosse Verderben Anlaß gegeben habe; findet der

Re-

Reformirten Grundsätze im H. Justinus, und beym Vigilantius, sagt gerade heraus, sie haben die erste Kirche vor sich, giebt den Verfolgern die Schuld der bürgerlichen Kriege, macht ein gräuliches Gemälde von dem irrländischen Mordjahre 1640, zeigt aus der Erfahrung den grossen Vortheil, den andere Staaten aus der Duldung anderer Religionen ziehen, und aus des Boulainville Etat de la France, und des Grafen d'Avaux Schreiben, die schädlichen Folgen des Widerrufs der nantischen Freyheiten. Er räth hiernächst ganz mässig, die Protestanten ohne Vorrechte, und ohne Wählbarkeit zu den Ehrenstellen anzunehmen, aber ihre Ehen doch zu rechtfertigen, und sie ihre Eltern erben zu lassen. Mit recht giebt er der Engelländer Aufführung zum Muster, die doch bey der Furcht einer römisch gesinnten Familie mehr Ursache zum Verfolgen hätten. Er greift hiernächst die sogenannte Intoleranz aus allerley Gründen an. Sie ist wider das Recht der Natur, sagt er, und erregt einen allgemeinen Krieg unter den Menschen. Kein altes Volk hat jemals diese Furie gekannt. Sokrates wurde eigentlich durch eine Faktion verurtheilt. (Hier erinnert sich V. nicht, was wider den Anaxagoras, Diagoras und andere Verleugner der Landesgötter geschehen ist.) Die Römer duldeten alle Religionen. Er kömmt wieder zu den Franzosen, und wirft ihnen das noch immer fortdaurende, mit keinen rechtlichen Formen begleitete Hinrichten der reformir-

ten Prediger vor; sagt ihnen ins Gesicht, sie seyen die einzigen Barbaren, und die Letzten, die anderer Nationen vernünftige Exempel befolgen; und verfällt auf den Königsmord, den einerseits die Jesuiten noch so neulich vertheidigt, und anderseits St Thomas von Aquino und alle andere Gottesgelehrte eben auch empfohlen haben. Die Apostel, sagt er, waren nicht allemal einig, verfolgten aber einander nicht. Die ersten fünfzehn Bischöffe von Jerusalem waren alle beschnittene Juden, und wären dem auto da Fé nicht entgangen. Die Päbste haben die Mordthaten des 24 August gebilligt. Und dennoch waren die Juden eigentlich keine Verfolger. (Aber anstatt dieses durch die Gesetze zu Gunsten der Fremden und der Aegyptier zu beweisen, verfällt er auf ganz andere Reden, die zum zweyten Theile seines Werkes gehören.) Er fährt endlich wieder fort, zu zeigen, daß der Heiland und eine lange Reyhe von Kirchenvätern, und andere weise Männer die Duldung anderer Religionen gelehrt haben. Er macht eine fürchterliche Erzählung von einem Geistlichen, der einem Sterbenden das Unterschreiben der fünf Propositionen aufdringen will, bringt einen zum Scherz erdichteten Brief an den P. le Tellier an, worinn man ihm vorschlägt, die Ketzer und Jansenisten auszurotten; sucht das Gezänk über die Religion durch eine Unterredung zwischen den drey christlichen Religionen abzumahlen, die in Gegenwart eines Mandarins vorgegangen seyn soll; versichert, das Licht sey in Frankreich so weit

durchgedrungen, daß man des Aberglaubens nicht mehr bedürfe, und nicht mehr glaube die H. Genoveva gebe oder nehme den Regen. (Es dünckt uns doch nicht lange, daß ihr Sarg in dieser Absicht zu Paris herumgetragen worden ist.) Aus dem Gesetze, daß ausser der Kirche kein Heil sey, ists ihm schwer sich herauszuschwingen; er möchte gar zu gern den Sokrates, Titus, Epiktetus und andere weise Heiden retten. Endlich macht er ein neues Buch lächerlich, das mit dem Verfolgungsgeiste angefüllt ist, l'accord de la Religion & de l'humanité, worinn der Verfasser die strafbarsten Mordgedanken hat blicken lassen, und endigt mit seiner bezeugten Freude, daß der höchste Königl. Rath die Calasische Sache vor sich gefordert, und dem Parlamente zu Toulouse seine Rechtsgründe abgefordert hat. Bis hieher wird ein jeder der Wahrheit und Menschenliebe zugethaner Leser sich über die Lebhaftigkeit freuen, womit so wichtige Wahrheiten vorgetragen worden sind. Aber eine zweyte Absicht ist viel zu deutlich, daß wir ihrer nicht gedenken müßten. Es ist allzu handgreiflich, daß der Verfasser den christlichen Glauben, mit der Römischen Kirche gleich hält, und beyde zu untergraben sucht; und daß seine Duldung Hansens List ist, der dem Martin seinen Freybrief stahl. Wir können Barnevelts Hinrichtung übergehen, ob sie wohl mit Unrecht der Kirche zugeschrieben wird. Aber was bewegt den Hr. v. Voltaire zu beweisen, es seyen nur wenige Christen

zu Märtyrer gemacht worden? Wir geben zwar gerne zu, daß viel fabelhaftes hier erzählt wird, und daß keine Legion thebanisch genennt worden seyn mag, es auch ein allzugrosser Marsch scheint, aus Oberägypten nach den helvetischen Gebürgen Legionen zu führen, die schon selbst an den Gränzen des Reiches zerstreut lagen. Aber man hat offenbare Beweisthümer der Vielheit der Märtyrer schon im Tacitus, und in Diokletians Exstincto nomine Christianorum; und was die Geschichte der Theodora betrifft, so war sie völlig nach den Sitten der Römer. Hat V. nicht gelesen, was nach den Gesetzen der Tochter des Sejanus wiederfahren ist? Voltaire hat auch seine Ursachen, warum er die Weisheit der Aegypter gering schätzt. Weiß er denn nicht, daß die Griechen ihre Weisheit daselbst geholt, daß Aegypten die Wiege der Künste, und zumal des Feldmessens, und daß zuerst daselbst mit grossen Werken den Mängeln der Natur begegnet worden ist? Weit ärger ist, was er wider die mosaischen Erzählungen sagt. Das goldene Kalb, sagt er, konnte nicht minder als in drey Monathen fertig werden. Man kann das Gold nicht trinkbar machen. Man hat in der Wüste keine Künstler gehabt, Buchstaben in Tafeln zu schreiben. Die Bücher Moses sind in spätern Zeiten geschrieben worden. Midian ist nur 8. Stunden ins Gevierte, und hat eine so grosse Menge Einwohner und Vieh nicht erhalten können. Jephtha hat den Gott Chemos einiger-

massen in eine Linie mit dem wahren Gott gesetzt. Die Juden haben nebst dem Jehovah beständig Götzen angebetet. Die alte Welt hat Zauberer, in Ochsen verwandelte Menschen, Riesen und andre Dinge gehabt, wovon keine Spur mehr da ist. Ezechiel hat dem Moses widersprochen, und die göttlichen Gebothe nicht gut genannt. Ein grosser Theil der Juden hat kein künftiges Leben geglaubt, und die Unkörperlichkeit der Seele ist lange unbekannt gewesen. Wir übergehen die nicht schwere Widerlegung dieser Vorwürfe. Auch hätte V. den Zank zwischen zwey protestantischen Geistlichen weglassen können. Viele tausend Thaler sind von reformirten Händen zur Aufnahme der Dänischen Lutherischen Missionen geflossen. Die Hälfte derselben wird in Engelland besoldet, und ist also dieses Gezänke völlig ohne Grund zum Unglimpf der Protestanten erdichtet.

LXI.

J. J. Rousseau.

1764. (S. 719.)

Die Nachahmung der Schaubühne behandelte Hr. Rousseau in einer besondern Schrift, und er ist noch immer ein Gegner derselben. Sie gefällt blos durch die Nachahmung des empfindlichen Theils des Gemüthes, sagt er, wie durch den geschickten Ausdruck der Liebe, des Schmerzens und anderer weich-

lichen Gemüthsbewegungen. Diese Nachahmung wird ansteckend, und öfnet das Herz der Zuschauer wiederum eben solchen schwachen und das Gemüth entnervenden Trieben. Einen gesetzten Weisen würde, sagt Hr. R., auf der Scene wenig rühren. Hr. R. muß Addisons Kato nie gelesen haben. Er ist sonst gewiß an eigenen Gedanken reich. Warum, sagt er, macht der Mahler aus flachen Brettern anscheinend runde Säulen, und warum versucht niemand, wirklich runde Körper durch eine geschickte Schattirung flach scheinend zu machen? Er bringt alle Nachahmung in drey Klassen. Ein Pallast, so wie ihn ein geschickter Baumeister zeichnet, ist die Nachahmung eines in Gott selbst liegenden Modells. Der Pallast ist eine Nachahmung dieses Grundrisses, und der Mahler ahmt den Pallast nach. Diese Stufen dünken uns unrichtig: der erste Pallast ist nur eine Abstraktion, die der Baumeister von den vorher erfundenen, und ihm bekannten Palläſten macht, und bekannte Theile etwas anders in der Ordnung zusammensetzt. Ein jeder Pallast ist also eine Nachahmung eines vorhergehenden, woran man einige Theile verändert, und von der Hütte des Adams bis zum Tempel zu St. Peter ist immer nach und nach der vorhergehende Grundriß stufenweise um etwas verbessert worden. Wir verdanken dem Kenner der Musik Rousseau, daß er uns versichert, die Verhältnisse der Schwünge seyen nicht die Quelle des Anmuthigen, und selbst

die Quinte entstehe nicht richtig aus dem Verhältnisse von 2 und 3, sondern nur aus einer Annäherung zu demselben. Uns hat längst befremdet, daß man der Seele einer Nachtigall zumuthen wolle, ein feines Verhältniß der Schwünge von dem um eine Einheit abweichenden Mißton durchs Zählen zu erkennen, da die Vögel nicht einmal die Anzahl ihrer Eyer und Jungen kennen, und wenn sie nur welche finden, die andern, die sie verlohren haben, nicht missen, und nicht aufsuchen.

LXII.

J. J. Rousseau.

1764. (S. 745. f.)

Hr. Rousseau hat an dem Pat. Gerdil *), Barnabite zu Turin einen Gegner gefunden, der ihm an Stärke des Schliessens weit überlegen ist; nur hätten wir, aus wirklich guter Absicht, gewünscht es möchte weniger durch die Schreibart durchscheinen, daß der Verfasser ein Geistlicher, und ein katholischer Geistlicher ist. Eingenommene Gemüther machen sich daraus gar bald eine Ursache, einer Schrift ihr Zutrauen zu entziehen, wo nach ihrem Begriffe, der Verfasser seines Standes wegen spricht. An Scharfsinnigkeit im Entdecken des mit Glimmer bestreuten Falschen,

*) Reflexions sur l'éducat. contre les principes de J. J. Rousseau.

mangelt es ihm gewißlich nicht. Er prüft zuerst den Grundsatz, der Mensch werde ohne wesentliche Bosheit gebohren. Dieser bey den heutigen Philosophen so beliebte Satz, hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit. Der Mensch wird mit Trieben gebohren, die ihm selbst alles zueignen, was seinem Willen gefällt. Hieraus entsteht nichts minder, als der Kriegsstand unter allen Menschen. Man sieht dieses Verderben sehr bald an den Kindern, die man zusammenbringt. Sie fangen mit Liebkosen an, und hören mit Keiffen und Schlagen auf. Aber vielleicht sieht dieses Rousseau für Vollkommenheiten an; denn sein Mensch ist nicht gebohren ein Bürger, folglich gesellig, gerecht und liebreich zu seyn. Diese noch niemand entfallene Grillen beleuchtet der P. Der Mensch ist niemals ohne Gesellschaft gewesen, er ist zu schwach, ohne vereinigte Kräfte dem Ungemache dieses Lebens zu widerstehen. Am nächsten kömmt dem Rousseauischen Menschen der Peruvianer, der ohne Leidenschaften blos das Sinnliche genießt, ohne es mit Mühe zu suchen, (der Patagonier kömmt dem Menschen des R. noch näher, weil er wirklich keine Obrigkeit kennt,) sie thun aber beyde seinem Philosophen wenig Ehre an. Der P. zeigt auch leicht, daß der Mensch nicht blos sinnliche Begierden hat, und daß eine innere Würde in dem Guten und Rechten ist. Ein wunderlicher Gedanke des Musikanten von Genf ists, der Mensch werde durch die Gesetze und die Gesellschaft wieder zum

Kinde. Er wird im Gegentheile durch dieselbe mächtiger, klüger, glücklicher, und entgeht dem beständigen Mangel der ersten Nothwendigkeiten zum Leben. Den Tod fürchten in der That die Thiere, und die ihnen am nächsten kommende Menschen nicht. Aber der Christ gelangt viel weiter, er stirbt mit Hoffnung. Es fehlt auch weit, daß die Gesellschaft die Menschen so böse mache. Die Werke der Liebe und Geselligkeit sind weit häufiger, als die ihnen entgegengesetzten Bosheiten; sie sind aber wegen ihrer Gemeinheit minder merklich. Der P. zeigt hiernächst, wie möglich es sey, ein Kind zum Begriff eines unkörperlichen Wesens, und zumal der Gottheit zu bringen. Er widerlegt den widersinnigen Grundsatz, der Vater könne dem Kinde nichts befehlen, was nicht zu des Kindes eigenem Nutzen diene. Er beweiset daß die Kinder, blos durch die Zueignung auf sich selbst, gar wohl begreiffen, daß Lügen unrecht sey, und daß man diesen Satz, ohne im Kreise herum zu laufen, erweisen könne. Er zeigt den Nutzen der Fabeln wider den Umstürzer von Genf, der es sich zum Ruhme macht, alles zu erniedrigen was andere gerühmt haben. Daß die Kinder keine Sprachen lernen sollen, gehört auch dahin. Und dennoch hat blos die mehrere Kenntniß der todten Sprachen aus den dunkeln mittlern Zeiten die jetzigen gemacht. Es ist dem P. auch leicht, die Erlernung der Geschichte, und der Weltbeschreibung zu rechtfertigen. Er nimmt das dunkle Wesen

eines Kindes nicht für das Zeichen künftiger Grösse an. Die Vorzüge des Himmelsstrichs verwirft er. Unsere Voreltern, sagt er, hielten die Schweizer für unfähig, in einigen zum Geschmacke gehörigen Künsten groß zu werden. Aber jetzt, und er nennt sie, haben sie Dichter, die in ganz Europa bewundert werden. Der P. zeigt die Grausamkeit des Rousseau, der ein kränkliches Kind nicht erziehen will; der die reichen Müssiggänger für Spitzbuben erklärt, und dem Beleidigten erlaubet, sich mit dem Stilet zu rächen; und er sagt ihm endlich derb heraus, sein Lehrgebäude sey eine Trompete, die das ganze menschliche Geschlecht zum Aufruhr wider Gott und alle Obrigkeit zusammen riefe.

In dem gleichen Jahre ist eine scharfe Ironie wider Rousseau erschienen: Profession de foi Philosophique. Sie besteht in einem Auszuge seiner einander widersprechenden Lehrsätze, die allemal paar und paar an einander gekuppelt sind, und das wunderlichste sich entgegenziehende Gespann ausmachen. Es ist im Namen eines Franzosen geschrieben. Der Mann, der seinen Heiland für einen Enthusiasten ausgiebt; der die im Namen Gottes gethanen Wunder für widersprechend erklärt; der alle Schriftsteller, denn er nimmt niemand aus, für Kinder oder Betrüger ansieht; der von keinem Menschen gut spricht; der alle Obrigkeiten zu unrechtmässigen Bedrückern der Freyheit der Menschen macht; der endlich dem Publiko, nem-

lich dem gesittesten Theile von Europa, gerade ins Gesicht sagt, qu'il est un Sot, dieser Mann muß sich nicht wundern, wenn er Leute findet, die gegen ihn einen Theil der Freyheiten sich erlauben, die er so ungebunden sich selber giebt. Doch ist die Ironie nicht genugsam durch und durch beybehalten, und der Verfasser ist hin und wieder ins Ernstliche verfallen. (G. Z. 1764. S. 48.)

LXIII.

Ueber den Geist der Regierung. *)

1764. (S. 878.)

Die Unruhe und die Zwietracht ist von freyen Staaten schwer zu trennen, die Geschichte macht eine Ausnahme in der Republik Venedig, die aber eine wahre Monarchie ist. Das Volk ist zwar überhaupt tugendhaft, hat aber auch seine Leidenschaften, und läßt sich von Schmeichlern verführen. Eben aber durch seine Unruhen kömmt es um seine Freyheit, und giebt sich so viele Meister, als es mächtige Häupter hat. Ohnedem ist ein freyer Staat der Sitz des Neides, der Eifersucht, und der Mitbuhlerschaft. Eine Faktion fängt an, sobald als die Bürger sich allzunah verbinden. Die Quelle ist oft (in Genf zumal), eine Enthusiasterey; sie mag nun die Freyheit, oder die Religion ansehen. Die letztere ist das Band

*) Discours de M. Tronchin de Genéve.

der Regierung, und die Japoneser müssen eben deswegen so grausame Gesetze haben, weil dieselben von der Religion nicht unterstützt sind. Man muß also die Regierung beschützen, doch ohne Bitterkeit und Heftigkeit; sonst kann der Eifer wohlgemeinter Bürger zum Umsturze des Staates gereichen, wie in England zu Karl des Ersten Zeiten. Die Freyheit und Regierungsform erweckt eine eben so heftige Eifersucht als die Religion, zumal bey Demokratien, die fast bloß durch ein Wunderwerk der Unruhe sich entziehen. Nichts kann die Demokratie erhalten als die Tugend. Auch ist die erweiterte Erkenntniß nützlich; derselben hat England seine jetzige Ruhe zu danken, (wir finden diese Ruhe unter dem Besten der Fürsten eben nicht sehr vollkommen). Und die Häupter des Staates müssen durch ihre Liebe zu den Gesetzen, und zum gemeinen Besten das Beyspiel geben.

Eine Demokratie ist doch allemal eine stürmische Regierungsform. In einer Republik muß eine negative Macht seyn, und ohne sie kann keine bestehen. Das war der Fehler zu Rom und Athen; und ist hingegen eine der Vollkommenheiten der Brittischen Regierungsform, die sich nicht gescheuet hat, dem Könige, als der ausführenden Macht, das Negatif anzuvertrauen. (Gött. Z. 1764. S. 203.) Eine souveraine Bürgerschaft würde bald wie zu Athen über tausenderley Vorstellungen und Sachen Berichte anhören, darüber richten und entscheiden wollen, und

dabey theils ihren Beruf verabsäumen, theils in die hitzigsten innerlichen Unruhen gerathen. Durfte doch zu Rom nicht jedermann dem Volke etwas vortragen, und muste er einen Tribun, oder noch höhern Magistrat haben, der ihm den Zutritt erlaubte. (1764. S. 318.)

Das Beyspiel liegt vor Augen; weder die Künste, noch die Wissenschaften, noch die reinere Lehre haben in gewissen Demokratien einen Fußbreit Land gewinnen können. Ein Bürger einer dieser Länder zu seyn, wäre für einen Rousseau, der den Demokratien so günstig ist, eine genugsame Strafe. (Gött. Z. 1766. S. 60.)

LXIV.

Grundsätze der Kritik, von H. Home. *)

(Lord Kaym.)

1765. (S. 89. f. S. 113. f.)

Hr. H. hat sich vorgenommen, die Quellen des Gefallens aus den innersten Gründen der Beschaffenheit unsers Gemüthes und unserer Empfindungen herzuleiten, und er hat auf diesem Wege viel neues gesagt, es auch mit vielen Exempeln aus englischen, römischen, französischen und italiänischen Dichtern erläutert. Er beobachtet bey seinen Beurtheilungen eine

*) Elements of Criticism. Edimb. 1762. in 3 Bänden.

Strenge, die uns zuweilen selbst etwas zu groß vorgekommen ist, und worüber insbesondere die Franzosen klagen, deren Sprache er für schwach und monotonisch, und deren beste Dichter und Schauspieler er für allzukalt ansieht, und selbst des Corneille Schilderung der Leidenschaften für eben so frostig erklärt, als wenn nicht die bewegte Person spräche, sondern ein Anwesender die Bewegungen beschriebe, die er an der bewegten Person wahrgenommen hätte. Lord K. ist sonst voll richtiger Sätze in Ansehung der Sittenlehre und der Religion. Er entdeckt in gar vielen Exempeln bey unsern Trieben die geheime Uebereinstimmung, die sie selbst bey ihrer anscheinenden Unordnung mit unserer Erhaltung und unserm Glücke haben; welche Anmerkungen dann zu den Endursachen gehören, die unsern heutigen Weisen, und nicht ohne Ursache, so sehr zuwider sind.

Wir wollen nur den ersten Band etwas genauer anzeigen. Hr. H. beschreibt richtig die Reihe der Begriffe, die vor der Seele vortreten, und worinn das Denken besteht. Die Gesetze der Verwandtschaft bestimmen, wie beym Gedächtnisse, ihre Ordnung. Er unterscheidet hiernächst die Bewegungen von den Leidenschaften. Die letztern sind mit einer Begierde begleitet, und die erstern nicht. Er unterscheidet auch unter den letztern die Leidenschaften, die unser eigenes Vergnügen einzig zum Vorwurfe haben, und jene, die gesellschaftlich sind; denn diese letztern nimmt er wi-

der die heutigen Weisen an, die aus Stolz sich zu Thieren machen. Das Anschauen des Leidens eines andern würde uns bloß bewegen, uns von diesem Anblicke zu entfernen, wenn wir nicht eine gemeinschaftliche Liebe fühlten, die uns zwingt, bey dem Leidenden zu bleiben, und ihm auch mit unsrer Unbequemlichkeit, oder mit unserm Schaden zu helfen. Die Leidenschaft folgt, wie die einfachen Begriffe, dem Gesetze der Verwantschaft, und unsre Liebe zu einem Freunde dehnt sich auf seine Kinder, ja sogar auf seine Sitten und angewöhnten Ausdrücke aus; der Haß breitet sich nach den nemlichen Gesetzen aus. Uns zu rühren, müssen aber die Vorwürfe entweder wirklich gegenwärtig seyn, oder wenigstens durch das Gedächtniß, oder durch eine Beschreibung, wie gegenwärtig gemacht werden, welches Hr. H. ideal presence nennt. Hieraus folget ganz wohl die Ursache, warum eine Clarissa rührt, und warum die meisten französischen Romane nicht rühren; warum auch die schäferischen Schilderungen der Schweizer mehr rühren, als die witzigen Reden der Fontenellischen Hirten. Die Umstände der Geschichte machen sie gegenwärtig, und die abstrakten Anführungen allgemeiner Ausdrücke abwesend. Hr. H. unterscheidet hiernächst zwischen angenehm und fröhlich. Denn eine nemliche Empfindung kann angenehm und doch schmerzhaft seyn; das erstere bezieht sich auf den äussern Vorwurf, und das zweyte auf unser Gefühl. Er untersucht weitläuftig,

wie und warum entgegengesetzte Leidenschaften zugleich bey uns herrschen können, wie unser Herz den Verstand betriegt, und die Leidenschaften ihre eigenen Advokaten werden. Etwas ausser der Ordnung nntersucht er das Maaß der Zeit, das zwar überhaupt von der Anzahl unserer Gedanken abhängt, aber durch Begierde und Furcht ungemein verwirrt wird, davon iene die Zeit verlängert und diese verkürzt. Er kömmt wieder zu den Ursachen der Leidenschaften und Bewegungen, und zumal zu der ansteckenden Kraft der Freude, der Traurigkeit u. s. w. Er betrachtet was Schönheit ist; das innere Schöne, und das relative Schöne, das durch eine Verknüpfung oder ein Verhältniß schön wird, wohin er vielleicht nicht völlig mit Grund die Nutzbarkeit rechnet, und glaubt, ein Gothisches Gebäude könne uns schön dünken, weil es die Feinde abzuhalten dient. Beym innern Schönen hat die Ordnung einen großen Antheil (doch sind helle Farben, echtes Blau, lebhaftes Grün, hohes Roth, auch ohne die Ordnung schön). Das Einfache, sagt Hr. H. ist schön, und der Zirkel die schönste der Figuren. Ein Mahler wird eine Ovalfigur vorziehen, und Hogart hat bekanntlich eine wechselsweise Krümmung der einfach gebogenen vorgezogen. Die Größe, sagt Hr. H. ist schön, und ein hoher Berg ist schön, weil er groß ist. Vermischt er hier nicht die Verwunderung mit dem eigentlichen Gefühle der Schönheit? Das Erhabene und Große entsteht ursprünglich aus

der

der wirklichen Größe, die eine mehrere Bewegung (Emotion) bey uns verursacht. Von der natürlichen Größe und Höhe ist die sittliche Größe und Höhe entstanden. Die Umständlichkeit in geringen Sachen ist die Feindinn des Erhabenen, und Hr. H findet sie oft beym Homer und Virgil. Hingegen ist die Kürze eine Eigenschaft derselben; wie des sterbenden Warwiks why, then I would not fly, das Hr. H. dem berühmten Qu'il mourut weit vorzieht, und mit Recht. Denn Warwik zieht seine Ehre der so natürlichen Sehnsucht nach dem Leben vor; und hingegen zieht Horatius seinen Ruhm dem Leben seines Sohnes vor, welches eigentlich eine eigennützige Empfindung ist. Des Moses: und es ward Licht, ist in Ansehung Gottes, sagt Lord K. erhaben, aber in Ansehung des Menschen erniedrigend. Diese Vertheidigung des Hüets dünkt uns zu fein; denn hier ist vom Menschen keine Rede, der nicht einmal erschaffen war. Vom aufgedunsenen hat Hr. K. viele Beyspiele, und es ist der Fehler seiner Landsleute. Die Bewegung ist angenehmer als die Ruhe. Selbst in einer Landschaft ist ein in die Höhe steigender Rauch schön, und wird von den Mahlern nie verabsäumt. Das neue ist eine Quelle der Verwunderung, und das ganz Unerwartete setzt uns in grosse Bewegung, ist aber angenehm oder unangenehm, nachdem seine Ursache eines von beyden ist. Umständlich handelt L. K. vom Lächerlichen; bey welchem er aber das risible vom ridicule

unterscheidet. Das Letztere ist mehr sittlich, und mit einer Verachtung begleitet, da des guten Alten die Früchte fressender Esel, und sein dabey angebrachtes Scherzwort nichts verächtliches hat, und ihn doch sich in den Tod lachen machte. Gleichheit und Widerspiel (Contraste) beschäftigt unsern Weisen hiernächst. Das Letztere dient sehr zum Erhöhen und zum Verkleinern, und Hr. H. findet das eingemischte Kleine beym Virgil und beym Homer sehr unepisch. Das Ungleichförmige und die Verschiedenheit in der Reihe unserer Gedanken ist eine neue Betrachtung. Wir haben auf dieselbe wenig Macht, wenn wir uns nicht durch die Gewohnheit verstärken, die uns hingegen eine ungemeine Fertigkeit giebt, die Kette der Begriffe in den verschiedensten Geschäften beyzubehalten, eine Kraft, die L. K. am verstorbenen Kanzler Hardwick rühmt. Dieser ganze Abschnitt ist sehr wichtig.

Der zweyte Band kömmt der Kritik immer näher. Er fängt bey dem Angemessenen und Anständigen an, (congruity and propriety) und fordert dieses Kostume der Seele von unsern Dichtern. Hier tadelt er die Emilie des Corneille, die mitten unter den Gutthaten des Fürsten ihren Liebhaber fast zwingt, sich wider ihn zu verschweren. Aber unstreitig ist der Rodogune Feilbietung ihrer Hand an denjenigen von zwey Brüdern, der seine Mutter ermorden würde, noch viel abscheulicher. Hieher gehört die Stelle des 3ten Bandes auch, wo er das not a mouse stirring rühmt,

worüber ihn Voltaire tadelt. Herr Home rühmt den niedrigen Eindruck, weil er von einem gemeinen Mann kömmt. Tout dort, & les vents & l'armée & neptune ist dem Agamemnon anständiger. Der nächste Abschnitt handelt von der Würde und Niederträchtigkeit, und dann kömmt das Lächerliche wieder. Dann der Witz, von welchem Hr. H. die Lockische Erklärung giebt, nur daß die Aehnlichkeit unerwartet seyn muß. Der falsche Witz wird mit Beyspielen verächtlich gemacht. Die Sitten und Gewohnheiten kommen hierauf, von deren letztern L. H. bemerkt, wie sie zu den strengsten Nothwendigkeiten werden können. Er nähert sich den schönen Künsten durch die äusserlichen Zeichen der Bewegungen und Leidenschaften; die Geberden kommen hier vor, und der ganze Abschnitt ist sehr lesenswürdig, da diese die eigentliche Sprache der Natur sind, die auch die Thiere verstehn, und worinn der Schöpfer es fast unmöglich gemacht hat, zu lügen. (Sie sind auch ein Beweis, daß der Mensch zur Gesellschaft gemacht ist, denn für ihn selber haben sie keinen Nutzen). Sentiments heißt L. K. die Gedanken, die durch eine Bewegung oder durch eine Leidenschaft erweckt werden. Hier ists, wo Hr. H. der Franzosen Unwillen sich zugezogen hat, indem er ihnen eine allgemeine Kälte in ihrer Abmahlung der Leidenschaften, und sogar in ihrer Aussprache zuschreibt. Bey Ueberlegung seiner Kritik haben wir gefunden, daß die Franzosen Fürsten

und Könige in ihren Tragödien reden lassen, daß diese vornehme Personen von Jugend auf lernen, ihre Leidenschaften im Zaume zu halten, und weder Zorn noch andere heftige Affekten zum Ausbruche zu lassen; daß folglich die Franzosen die Leidenschaften dieser erhabenen Menschen nur durch einen Schleyer zeigen, und daß die Gewohnheit dennoch dieselben dem Leser und dem Zuschauer eben so begreiflich macht, als wenn sie sich, wie die alten Griechen, dem Ach und Wehe überliessen. Rendez grace au seul noeud qui retient ma colere, ist ein eben so starkes Gemählde eines wohlgezogenen aber aufgebrachten Achilles, als wenn ihn Shakespear hätte toben lassen, und dieser letztere, und durchgehends die Engländer haben auf ihrer Seite durch die Figuren eben so sehr gefehlt, die sie in der höchsten Leidenschaft sich erlauben. Ein anders ists, wenn Hr. H. die Galanterie der französischen Dichter tadelt, die allerdings eine schwache Abbildung der Liebe ist. Des Raphaels vom Pope nachgeahmte Grabschrift ist nicht nur großsprecherisch, sie ist auch zu witzig. Die Sprache der Leidenschaften ist mit dem vorigen Abschnitte nahe verbunden. Hier tadelt Hr. H. mit vielen andern des Theramenes beredtsame Erzählung einer für seinen Zuhörer so erschrecklichen Geschichte. Die Schönheit der Sprache betrachtet Hr K. sehr philosophisch. Wie hat er aber finden können, daß die Oeffnungen des Mundes in der Ordnung i, e, a, o, u fortgehe, daß oi oder ai ange-

nehmer als e oder a seye, und daß detestè (denn man sagt nicht deterè) unangenehm töne. Im folgenden Abschnitte finden wir eine sehr feine und ächte Kritik, und eine Regel, wider die sehr oft angestossen wird. Die Vortheile des Versetzens kommen hiernächst. (Sie bestehen mehrentheils in der staffelweisen Erhöhung der Rede zu nähern oder kräftigern Bildern). L. K. findet viele Fehler im Bollingbrok. Sehr umständlich ist auch der Abschnitt von der Aehnlichkeit des Schalles in den Worten und der Dinge, die damit bedeutet werden. Er findet viele Schönheiten von dieser Art im Pope. Die Mechanik der Verse ist gleichfalls sehr umständlich, und die Franzosen würden dabey viel zu lernen finden. Hingegen würde Hr. H. wenn er deutsch verstünde, vieles leichter gefunden haben. Wir lernen von unserm Ohre, daß bey den zehnsilbigen Versen der Abschnitt allemal auf die vierte Silbe fallen sollte, und daß es eine Freyheit ist, wenn er auf die fünfte fällt. Was L. K. von den Reimen sagt, ist nicht ohne Grund, doch finden wir Exempel genug, wo nicht nur im Angenehmen, sondern auch im Erhabenen, die Reime keinen Uebelstand machen, und es bleibt ihnen allemal die Schönheit, die von der überwundenen Schwierigkeit entsteht. Am allerwenigsten aber finden wir auch nur die geringste Gleichheit in der Schönheit des zehnsilbigen reimlosen Verses der Engländer, und der Melodie des alten Hexameters.

Der dritte Band beschließt dieses merkwürdige Buch. Er geht noch tiefer in das besondere der freyen Künste. Von den Gleichnissen handelt Hr. Home umständlich, einer Figur, die mit keiner Gemüthsbewegung nach unserm Begriffe bestehen kann, und überhaupt sehr sparsam gebraucht werden muß, und niemals anders, als vom Dichter selbst mit einigem Anstande kommen kann. Doch finden wir, aus der nemlichen Ursache, Popens Gleichniß aus dem Rape of the Lock schön, weil es eine scherzhafte Nachahmung des Englischen ist. Die Figuren haben die Namen oft aus der Quelle der Leidenschaften. Nachahmung unbeseelter Dinge nennt unser L. K. eine Versifikation. Sie belebt überhaupt ein Gedicht gegen den Kunstgriff der Alten, den zumal die Franzosen sehr verabsäumet haben. Die Hyperbole ist gleichfalls die Sprache der Furcht, auch wohl des Zornes und der Liebe, und bey den Alten sehr gemein, aber verdient, wie unser Verfasser wohl lehrt, mancherley Einschränkung. Im folgenden Exempel wird nach der Verwandtschaft der Begriffe ein Beywort gebraucht, das nicht unmittelbar dem Vorwurfe selbst zugehört, wie fröhlicher Wein; eine Figur, die gemein ist, aber eine Mäßigung erfordert. Wir übergehen die noch sparsamer zu gebrauchende Allegorie, und die weit natürlichere Metapher. Von dieser letztern sondert unser Verfasser den Figurative sense, der eben dahin gehört, wie der Morgen des Lebens für die

Jugend, und alle folgende Exempel, in welchen durch und durch ein verwandter Begriff für den andern gebraucht wird, und wobey Hr. K. verschiedene Stellen recht beurtheilt, in welchen die Verwandtschaft zu weit gedehnt worden ist. Die Beschreibungen folgen hiernächst. Hier ists, wo Hr. H. mit größtem Recht Voltairens und der andern Franzosen allgemeine abstrakte Beschreibungen tadelt, da doch nur die Umstände eine Beschreibung einwirkend machen, worinn niemand den Richardson übertrifft; und auch die grossen Alten entrinnen der gerechten Kritik nicht. Unser Lord rechnet es dem Virgil zum Fehler, daß er niemals sinkt, sondern in einer prächtigen Schreibart vom Anfange des Werks bis zum Ende sich erhält. Wenn dieser Vorzug wahr wäre, wie wir ihn nicht durchgehends wahr finden, so finden wir ihn den größten, dessen ein Dichter fähig ist. Selbst der Name des Heldengedichts fordert diese Pracht, und schließt das Kalte und Gemeine aus, in welches Homer so oft versinkt, und welches bloß durchs Kostüme entschuldiget werden kann. L. K. unterscheidet im folgenden Kapitel die epische Schreibart von der dramatischen. Er wünscht, daß das letztere im epischen selber den größten Antheil haben möchte. In beyden Arten ist der Hauptzweck den Leser wie zu bereden, daß die Geschichte wahr seye, auf daß er daran theilnehmen, und die Leidenschaften fühlen möge, die die spielenden Personen leiden; deswegen verwirft der

Verfasser auch der französischen Heldendichter moralische Personen, die uns alle Augenblicke erinnern, wir haben eine bloße Fabel vor uns. Bey den drey Einheiten denkt er etwas frey und brittisch. Nur eine Fabel zu verfolgen findet er recht, aber weder die genaue Beybehaltung der Zeit noch des Ortes so nöthig, wenn nur das Letztere mit einem neuen Aufzug sich verändert, und die Erste nicht so ungeheuer lang ist. Diese zwey Einheiten haben ihre Quelle aus Griechenland, weil daselbst das Chor niemals von der Schaubühne abtrat, und folglich eine ununterbrochene Zeit und einen unveränderten Platz erforderte. Gewiß ists, daß diese Regeln die meisten französischen Schauspiele verunstalten. Lange Kriege haben zu plötzlichen Aufruhren gemacht werden müssen, und Emilie verschwört sich wider den August in eben dem Zimmer, in welchem dieser mit sich selber sich unterredet, und sich selbst das Urtheil spricht. Die besondersten und eigensten Gedanken, zumal für einen Leser, der kein Britte ist, folgen zuletzt in der Abhandlung von den zierlichen Gärten und der Baukunst. Beyde sind auf die ersten Grundsätze zurück gebracht, und die Quellen des Gefallens metaphysisch entdeckt. Wir können aber diese Abhandlungen nicht weiter verfolgen.

LXV.

Ossian.

1765. (S. 129. f.)

Fingal an Antient epic poem with other Poesies by Ossian son of Fingal translated from the Gallic language by James Macpherson. — Wir müssen zuerst den Verdacht ablehnen, den wir in französischen Monatschriften gelesen haben, die diese Gedichte für eine Arbeit des Herausgebers, und folglich für unterschoben angeben. Wir finden an hundert Orten Beweise, die diesen Argwohn widerlegen, der übrigens in keinem englischen Journale uns vorgekommen ist. Der Herausgeber beruft sich auf die in Händen habende Handschrift, die er habe herausgeben wollen. An vielen Orten sagt er, dieses und jenes Gedicht werde noch in Schottland zur Harfe gesungen; das eine sey im Lyrischen Silbenmaße aufgesetzt, auch sey seit mehr als bey Menschenalter auf diese Gedichte sehr oft angespielt worden. Der Ungenannte, der über diese Gedichte Vorlesungen gehalten hat, zeigt nicht den geringsten Verdacht, und findet diese Gedichte den Zeiten angemessen, in welchen sie aufgesetzt seyn sollen. Wir haben selbst das Kostume eines nördlichen Landes, und eines noch in der Barbarey lebenden Volks in allem beybehalten gefunden, es müßte dann des Cuchullims mit kostbaren Steinen gezierten

Wagen, eine sonst alte brittische Erfindung, etwas zu kostbar seyn. Die Sitten und die Religion sind auch so uralt, daß er zwar unerwartet ist, im dritten Jahrhunderte ein so beträchtliches Gedicht zu finden, aber noch weit wunderbarer uns vorkäme, wenn ein heutiger Britte die Sitten der alten Welt so genau abzuschildern wüßte. Denn wir finden in diesen Gedichten eine Schreibart, die aus den biblischen Schriften, aus dem Homer, und aus den Reden der Irokesen zusammengesetzt ist, und dennoch ihr eigenes hat. Minder geschwätzig als der griechische Barde, ernsthaft und traurig wie der Irokese, voller Bilder und Gleichnisse wie die Schriftsteller des alten Testaments, mahlt uns Ossian, uralte Menschen ohne Schriften und Wissenschaften, und ohne Künste, bloße Jäger und Krieger, die aber ein unendlich zärtliches Gefühl von der Ehre, und zum einzigen Zwecke ihrer Thaten haben, das Lob der Nachwelt zu verdienen. Das blinde Alter des Verfassers dämpft den Ton seiner Muse, und überstreuet alles mit einer gelinden Schwermuth, so wie auch fast alle Begebenheiten traurig sind. Freylich sind die Gleichnisse zu häufig, und die Schreibart etwas zu Monotonisch; aber sie ist dennoch voll Feuer, Empfindung und Leben, ohne Witz und ohne Epigramma. Die Sitten sind sonst vollkommen, und Fingal ein Muster eines großmüthigen Retters der Unterdrückten; durch und durch sind auch Ossians Helden weit freygebiger, be-

scheidener, und gütiger als Homers seine, blos durch die Stärke sich erhebende Räuber. Das vornehmste Gedichte beschreibt einen Sieg des Fingals, der noch wider den Caracalla Krieg geführt hat, und das Gedicht soll gegen das Ende des dritten Jahrhunderts von dem nunmehro alten Sohne des Helden, dem Sänger Ossian, der selbst ein Held war, gedichtet worden seyn. Fingal war ein Celte, der in den westlichen Hochländern herrschte, da schon damals die nemliche Sprache, und das nemliche Volk wohnte, das auch Irrland besaß. Das Gedicht selbst ist kurz, und hat eine vollkommene Einheit sogar in der Zeit, da es nur sechs Tage dauert. Es endigt sich durch Fingals Großmuth sehr angenehm. Angenehm ist es auch, wie der Held jüngern Helden die Gelegenheit gönnt, selbst auch Ruhm zu verdienen, und aus der Schlacht tritt, hernach aber zu rechter Zeit wiederkömmt, und seine nothleidenden Freunde rettet. Die übrigen Gedichte sind kürzer, und mehrentheils Erzählungen des Todes zweyer Verliebten. Das tadelhafteste möchte wohl der Streit des Fingals mit dem Schutzgeist der Mitternacht (Loda) seyn, den Fingal mit seinem Schwerde entzweygehauen haben soll. Hingegen kömmt der Widerwille Gauls, die Feinde im Schlafe zu überfallen, vollkommen mit den Begriffen der Nordländer überein. Nacht und Tag wollte auch den damaligen Thronfolger Christiern nicht ungewarnet überfallen, und ließ alle Trompeten

blasen, wie hier Ossian an seinen Schild stieß. Gaul hielt den tödlichen Streich seines Freundes auf, und rettete dem Lathmon das Leben, der auch diese Großmuth als ein Held erkannte.

Die Critical dissertation on the poems of Ossian son of Fingal müssen wir bey unserer Kürze übergehen. Der Ungenannte vergleicht die Schönheiten dieser Gedichte mit dem Homer, dem Virgil, den biblischen Büchern, und auch mit andern alten nordlichen Liedern, die Ossian dennoch weit übertrift.

Anmerkung.

Wir haben wegen der Gedichte des Ossians in Engelland Nachfrage gehalten, und so viel vernommen, daß über deren uraltes Herkommen kein Zweifel sey; daß in den vornehmsten Häusern in Schottland noch im Anfange dieses Jahrhunderts, Barden gehalten worden, deren Vorzug gröstentheils darinn bestund die Lieder Ossians auswendig zu wissen, und daß man sie auch geschrieben aufbehalten habe. Von allem diesen hat man die vollkommenste Gewißheit und werden die erregten Zweifel über die Aechtheit dieser Gedichte, als völlig ungegründet angesehen.

LXVI.

Voltaire.

Voltaire legt der Encyclopedie ein grosses Lob bey, und sie hat nicht einmal das Verdienst der Erfindung, da sie eine blosse Erweiterung des Entwurfes des

Chambers ist. — Der Geist des alten Dichters herrscht, wie in allen seinen Schriften so in gedoppeltem Masse in den Questions sur l'Encyclopédie. Witz, Ironie, flüchtige Gelehrsamkeit, herzhafte Bejahung ohne Beweise, und ein ewig brennender Haß gegen die Offenbarung: dünn verschleiert mit einiger Achtung für die Tugend und den allgemeinen Glauben an Gott. Ueberall sprüen Funken von dem verzehrenden Feuer dieses Skeptikers. — Er bringt tausend Einwürfe zum tausendstenmale in Wurf — die tausendmal beantwortet sind, aber für Voltaire immer unbeantwortet bleiben. Voltaire ist doch darinn unpartheyisch; so wie er die geoffenbarte Geschichte nicht glaubt, so glaubt er auch die bürgerliche nicht. Seine Regel scheint zu seyn, was unwahrscheinlich ist, das ist unwahr; und diese Unwahrscheinlichkeit mißt er nach unsern Sitten. (Gött. Z. 1771. S. 629.) — — Die Anzahl der bösen Menschen ist bey ihm geringe; und er rechnet die Summe höchstens auf eine Million. Es ist wahr, Haß, Neid, Rache, Meyneyd, Hochmuth, Hurerey, Ehebruch, Geiz, Lügen und dergleichen, sind ihm keine Laster. Seine Wage ist sehr unempfindlich; ein Mord kann sie kaum in Bewegung bringen. So sagt z. B. dieser Kasuiste: ein Mensch, der für sich selbst allein verbotene Wollüste treibt, ist ein häßlicher Mensch, aber nicht eigentlich böse. (Gött. Z. 1764. S. 1096.) — Sehr karakteristisch sind die Pieces fugitives de Mr. de Voltaire *) so in

*) Götting. gel. Zeitung. 1766. S. 14. 15.

der Reihe seiner Werke stehen. Es sind lauter Briefe, die von Circy aus, und aus den Niederlanden, an einen Freund, der des Hr. v. Voltaire Aufträge in Paris besorgt, und bey vielen M. Berger genennt wird. Diese wohl geschriebene Briefe sind unsers Erachtens eine bittre Satire wider ihren Verfasser. Es sind lauter kleine Bemühungen, seine Werke ansehnlich drucken, neu auflegen, sich selbst mahlen, zu Dutzend in Stein schneiden zu lassen: es sind auch schon Ableugnungen wirklich Voltairischer Schriften, die der V. auch seitdem für die seinige erkannt hat, und wobey er seinen Freund bittet, allenfalls zu schwören, sie seyen nicht die seinigen; es sind Nachrichten von Ehrenbezeugungen die ihm widerfahren sind, und von Beschimpfungen, die seine Feinde erduldet haben; es sind Klagen über seine Verleger; es sind Zumuthungen an Freunde und Fremde, gewisse ihnen vorgelegte Zeugnisse zu unterschreiben, und wenn sie es abschlagen, die ärgsten und härtesten Lästerungen, wie wider den Hrn. de St. Hyacinthe, dem hier der Mathanasius abgesprochen, und denen Hrn. Salengre und S. Garvezande zugeschrieben wird, von welchem letztern wir in der That nicht einen komischen Kommentar über ein höchst elendes Lied erwartet hätten. Es sind endlich die heftigsten, und uneingeschränktesten Schmähworte wider den alten Rousseau, der um Frieden bat, und den des Fontaines; es sind Vorrückungen an den letzten und an

Hrn. de S. Hyacinthe, sie haben von seinem Allmosen gelebt. ꝛc. ꝛc. — —

LXVII.

Voltaire und Nonnotte. *)

1766. (S. 771. f.)

Nonnotte hat zur Hauptabsicht, die Religion wider den eben benannten Dichter zu vertheidigen. Wie leid ist es uns aber zu finden, daß nicht das Christenthum überhaupt zu retten, sondern die Römische Kirche zu rechtfertigen, die wahre Absicht des Verfassers ist, der dabey die Bitterkeit und die Unbilligkeit eines Kontroversisten zeigt, und dem Voltaire am meisten zur Last legt, daß er weder ein Katholike, noch ein genugsam eifriger Franzose sey. Diese engherzige und eigennützige Absicht nimmt dem Guten vieles, was hier der Religion überhaupt zum besten gesagt worden ist. Wir finden ihn sonst in vielem begründet. Voltaire hat allerdings die Zahl der Märtyrer zu klein, und den Julian zu groß gemacht. Hingegen billigt unser Verfasser schon zu sehr den blutigen Eifer Karls des Grossen; er hält zur Ungebür die englischen Gesetze für schärfer, die gegen die Katholiken so milde sind, daß man ihnen einen grossen Einfluß in die Parlamentswahlen, ihre Meßhäuser, unzählbare Priester und Mis-

*) Nonnotte ein katholischer Priester, ist der Verfasser der Irrthümer des Hr. v. Voltaire.

sionen, und die Freyheit läßt, Proselyten zu machen. Noch mehr verräth er den Priester, wenn er zu beweisen unternimmt, das Abendmahl mit dem Kelche sey allzeit seltener gewesen, als ohne den Kelch. Unhistorisch will er die Eroberungen der Mufelmannen verkleinern. Von den Säulen des Herkules bis an den Ganges gieng ihr Reich, und wiederum von den Küsten von Zangebar bis in Sibirien, uud so groß ist das römische Gebiet niemals gewesen. Ratrams Geständniß sagt unser Verfasser, kann ein jeder Gläubiger bejaen. Mit vielen Verwahrungen vielleicht, aber die Worte sind Worte eines Reformirten. Mit Verdruß sehen wir die Kreuzzüge vertheidigen, weil sie den Adel erniedrigt, und auch überhaupt nur zwey Millionen streitbare Männer gekostet haben. Melecsala, wie er den Sultan von Aegypten verdorben nennt, hatte ja sein Reich von Eltern und Voreltern geerbt, was kann man mehr thun, ein rechtmäßiger Besitzer zu seyn. Den Albigensen werden die unnatürlichsten Irrthümer vorgeworfen, und damit ihre Verfolgung gerechtfertiget. Eben so begegnet man den Waldensern, und giebt dem guten Hussen Schuld, daß seine Nachfolger nach seinem Tode sich wieder ihre Unterdrücker mit den Waffen vertheidigt haben. Julian's unglücklicher Rath, mit Amurath dem II. den Frieden zu brechen, wird gleichfalls entschuldigt, und mit einer eisernen Stirne die Beyschläferinnen der Priester geleugnet, wider welche die Deutsche Nation ihre Klagen authentisch angebracht

hat.

hat. Falsch ists, und wider die Akten, wenn man sagt, zu Bern und Genf haben die Katholiken keine Freyheit gehabt, in den bekannten Disputationen die Sätze ihrer Kirche zu verfechten. Die Verfolgung der Königin Maria, und die Scheiterhaufen in Smithfield, werden gleichfalls gerechtfertigt, und ihr unendlich mehrere Katholiken entgegengesetzt, die Elisabeth habe hinrichten lassen. Auch ein Einziger ist zu viel; die wenigen, die durch Urtheil und Recht unter dieser grossen Königin hingerichtet worden, waren zusammenverschworne Feinde des Staates; und die Königin von Schottland war stufenweise genugsam gewarnet worden, von ihren Bemühungen wider die Königin abzustehen, ohne daß sie jemals aufgehört hätte, in Verschwörungen gegen sie Theil zu nehmen. Die Ehen der protestantischen Geistlichen werden ihnen auf eine lächerliche Weise eben so bitter vorgerückt, als wenn es Hurereyen wären, da sie doch so offenbar Gotteswort, und die ersten Kirchenversammlungen für sich haben. Der Unbekannte führt den bekannten Verläumder Sander als einen annehmlichen Zeugen an. Daß der Pabst, oder vielmehr die päbstliche Verfassung, der Antichrist sey, haben viele, auch Katholiken geglaubt, die Protestanten aber niemals zu einem Glaubensartikel gemacht. Wir sehen mit Unwillen die Inquisition aus dem unzuverläßigen Vayrac vertheidigen, den Grausamkeiten der Spanier zu Harlem und in den Niederlanden das Wort

reden, und die pariſiſche offenbar zubereitete Mordnacht einer plötzlichen Wuth Karl des XI. zuſchreiben, da eben dieſe Wuth augenſcheinlich ſo viele tauſend Menſchen beſeelet hat. Tauſend unbewieſene Vorrückungen werden den franzöſiſchen Proteſtanten gemacht, die doch den von ihnen abgefallenen Henrich IV. allemal geliebt und beſchützt haben, da in der Kirche, zu der er übergetreten war, immer ein Mörder nach dem andern wider ihn den Dolch gezückt hat. Eben mit dem nemlichen Eifer rühmt der Ungenannte die Aufhebung des nantiſchen Edikts; darf ſchreiben: Jakob der II. habe die engliſche Kirche unverrückt beſchützt; heißt dieſen ſeine Augen an den Foltern der Elenden weidenden Fürſten gut, und giebt ſeiner Mäſſigung die Schuld ſeines Unglücks. Wir wiſſen nicht, wen wir von beyden vorziehen müſſen, ob den duldenden und etwas billigen Deiſten, oder den verfolgenden und blutgierigen Prieſter.

Nonnote betrachtet im zweyten Theile ſeiner Widerlegung, die in die Religion einſchlagenden irrigen Meinungen des Dichters. Er iſt, wie im erſten Bande, dem Dulden zuwider, und vertheidigt alle Einrichtungen der römiſchen Kirche, ſo gar auch die Klöſter, reichen Abteyen und Biſtümer, weil doch Almoſen in jenen ausgetheilt werden, dieſe aber dem Adel zur Belohnung und Unterhalt dienen; wobey er vergißt, daß eben dieſe Güter, wenn ſie des Adels Eigenthum geblieben wären, ihm unfehlbar noch beſſer

gedient hätten. Die Klage wider den Bayle S. 51. ist zum lachen; er beschuldigt ihn blos, er habe die katholische Kirche mit Geschichten und Scheingründen zu schwärzen gesucht. War dieß des Bayle einzige und gröste Sünde? Mehr zur Sache dient, was er von verschiedenen von der Schrift abführenden Lehrsätzen des deistischen Dichters sagt; nur verfolgt er ihn zu weit, und geräth darüber selbst ins Gedränge. Dürftig ist die Entschuldigung des Pabsts Honorius. Er läugnete zwey Willen im Heilande, aber nicht den göttlichen und menschlichen Willen, sondern den guten und bösen, die im Menschen sind, und wovon der letztere in Jesu keinen Platz hatte. Wider alle Treue der Geschichte sagt er: die katholische Religion sey in Schweden, Dännemark, Engelland und Deutschland ärger verfolgt worden, als die Protestantische in Frankreich. Hierzu gehört eine eiserne Stirne; und hingegen ist es lächerlich, wenn er den Protestanten vorhält, sie haben doch keine so ehrwürdige, nehmlich aus dem hohen Adel genommene Geistliche. Freylich war Julius Cäsar ein vornehmerer Hoherpriester, als Petrus und Johannes. Wiederum ist der Verfasser der bekantesten Geschichte untreu, wenn er die Verfolgungen in Frankreich der Unternehmung von Amboise zuschreibt. Er thut was jener Wolf. War nicht lange vorher Dubourg verbrannt, Merindol und Cambrieres durch einen allgemeinen Mord ausgerottet, und die Scheiterhaufen zu Paris angezündet.

Dieses war der erste Theil dieses Bandes. Der zweyte besteht in Rückantworten auf einige Antworten des Dichters wider 32. Anklagen des Ungenannten. Uns dünkt, er habe oft mit Vortheil geantwortet, denn Voltaire ist nicht genau in seinen historischen Sätzen; und dabey gegen seine Gegner sehr schimpfreich. Eine unrichtig angeführte Stelle aus dem B. gesteht doch Nonnotte, und wirft die Schuld auf den Drucker. Daß die Messe bald nach dem Frieden der Kirche (nach Constantins Zeiten) gewesen sey, was jetzt, ist eine dreiste Bejahung, und rabulistisch, was er zur Entschuldigung des Sündentarifs der Datarie sagt. Wo hat er gefunden, daß Engelland minder bewohnt sey als Frankreich? Es ist um einen Drittel mehr. Wir haben wiederum Ursache zu bedauren, daß der Mann die gute Sache des Christenthums überhaupt mit der ganz anders begründeten Sache einer zwar mächtigen, aber allzu viele Blöße gebenden Kirche vermischt.

LXVIII.

Laokoon.

von G. E. Lessing.

1766. (S. 903.)

Hr. L. hat die urkundlichen Schriften der Alten in ihrer Grundsprache mit forschenden Augen gelesen, und dadurch ein Uebergewicht über die vorigen Kunst-

richter, und selbst über Hrn. Winkelmann erhalten; der zwar die gemahlten und geschnitzten Alterthümmer vortreflich kennt, sonst aber mehr die neuern Bücher gelesen hat. Die Hauptabsicht des Hrn. Verfassers ist zu zeigen, daß die Poesie eigentlich das Fortschreitende, und die Mahlerey das zugleich Gegenwärtige abmahlt; daß diese nur in sehr wenigen Fällen einigen Begriff vom Successiven geben kann, und die Dichtkunst hingegen das Gegenwärtige nicht so vorzustellen vermögend ist, wie es nöthig wäre, sich einen Begriff von dem Ganzen zu machen; darum eben, fährt er fort, hat Homer keine Schönheit jemals nach ihren Zügen beschrieben. Hr. L. giebt für seine Meinung ein Beyspiel aus des Hrn. v. Haller Beschreibung der Kräuter; niemand kann sie, sagt er, aus diesen Gemälden erkennen, wer sie nicht vorher gesehen hat; wohl aber in einem Gemälde. Uns dünkt aber, Hr. L. verfehlt hier des Zwecks, den ein Dichter bey solchen Gemälden sich vorgesetzt hat. Er will blos einige merkwürdige Eigenschaften des Krautes bekannt machen, und dieses kann er besser als der Mahler: denn er kann die Eigenschaften ausdrücken, die inwendig liegen, die durch die übrigen Sinne erkannt, oder durch Versuche entdeckt werden, und dieses ist dem Mahler verboten. Selbst das von Hrn. L. angebrachte Beyspiel aus dem Virgil gehet eben dahin, und doch kann der Dichter selbst sichtbare Schönheiten mahlen, die einem Mahler unbekannt

bleiben. Dahin gehört der bunte Blitz vom feuchten Diamant, oder die Regenbogenfarben des Thaues, der in den glatten Blättern des Enzians sich sammelt; und von dieser Art ist die Perle, die von einer Fexe an das Ohr einer jeden Schlüsselblume beym Shakespear angehängt wird. Man wird sonst mit Vergnügen und Hochachtung die Subtilität der Anmerkungen des Hrn. L. lesen. Die Griechen hatten einen Abscheu vor dem flammändischen Geschmacke niedere Vorzüge zu schildern (und wir wären von eben dem Geschmacke mit ihnen.) Den Laokoon prüft Hr. L. aufs genaueste. Die Griechen drückten in ihren Bildsäulen nur einen gemäßigten Schmerz aus, weil ein grösserer den Mund verstellt hätte. Hr. L. verweißt dem Hrn. de Chateaubrun, daß er dem Elende des Philoktetes seine wahre Grösse entzogen habe, nemlich die Einsamkeit. Er widerlegt den Cicero, der die tragischen Helden der Griechen gering schätzte, weil sie nicht so unempfindlich waren, als die römischen Fechter. Eben wegen dieser Heldenmäßigen Unempfindlichkeit meint Hr. L. schreiben die Römer schlechte Trauerspiele. Des Spence Polymetis wird oft beleuchtet. Bey abgezogenen Begriffen haben die Dichter ein sehr grosses Vorrecht vor den Mahlern, denn der Pinsel stellt Körper, und die Worte Abstraktionen vor. Homer hat nichts als fortschreitende Handlungen abgemahlt. Sehr viele schöne Bildsäulen sind unter den Cäsarn ver-

fertigt, und das επειει bezeichnet niemals einen sehr alten Meister.

LXIX.

Theologie der Braminen.

Nach Hollwell. *)

1767. (S. 213. f.)

Herr Hollwell, ehemal. Präsident der Engländer zu Calcutta, behandelt in seinem Werke die Theologie der Braminen, so, wie sie nicht im verdorbenen Wiedam, noch in dem indischen Talmud, Antowah Bade Schasta, sondern in den ältesten Schriften, Tscharta Bade enthalten ist. Gott, sagt dieses Buch, erschuf zuerst die drey Engel, Birnah, Bistnu, (Bistnu) und Sieb (Ruttiren); er erschuf nachher auch mehrere Engel. Ein Theil davon fielen durch Stolz verführt, und wurden in die Hölle gestossen, Gott erbarmte sich aber ihrer, und gab durch Vorbitte der getreuen Engel so viel nach, daß die gefallenen Engel in menschliche Körper verbannt, eine Zeit der Reinigung und Prüfung ausstehen, durch eine Menge Verwandlungen und durch fünfzehn Welten nach und nach empor steigen, und wieder zu der Gegenwart Gottes gelangen sollten; doch so, daß hinwiederum sie zurück fallen, und in gewissen schweren Fällen, auch ohne weitere Hoffnung verdammt

*) Interesting historical events relative to Bengal.

werden sollten, wenn sie sich in ihrer Prüfungszeit nicht besserten. Diese Prüfungszeit ist in vier Weltalter eingetheilt, wovon das vierte läuft. Einige verzweifelt böse Engel hindern indessen die Bekehrung der übrigen auf alle Weise, und haben im jetzigen Alter die Oberhand. Verschiedene gute Engel, und zumal auch Bistnu, sind indessen von Zeit zu Zeit, in der Absicht ihre Brüder zu bekehren, auf die Erde gekommen, und haben ein büssendes und frommes Leben geführet, und einer davon, Brama, der Vater der Braminen, den man vom Erzengel Birma unterscheiden muß, hat das Tscharta Bade geschrieben. Die übrige Götzengeschichte der Braminen ist mehrentheils allegorisch, wie sie Hr. H. ziemlich auch wahrscheinlich erkläret. Das Verbrennen, wovon er selbst ein heldenmäßiges Beyspiel gesehen, kömmt vom freywilligen Tode des Weibes des Propheten Bramah her, das andere Weiber aus Ehrbegierde nachgeahmet haben. Es ist eigentlich nicht vorgeschrieben, geschiehet aber hauptsächlich in der Absicht, die hinterlassenen Kinder geehrt und glücklich zu machen. Hr. H. ist von dem braminischen Glauben gar sehr eingenommen, hält das geheiligte Buch für überaus alt, und versichert, bey einigen Braminen wohne noch die vollkommenste Frömmigkeit, die auf Erden übrig bleibe. Uns macht aber Hr. Anquetil scheu, der aus eigener Einsicht versichert, das Sanserit sey die alte Sprache der Perser, und die ältesten Bücher der Braminen seyen aus Persien gekommen.

LXX.

Ueber Griechenlands Wachsthum und Verfall.

Nach dem Abt Mably. *)

1767. (S. 1017. f.)

Herr Mably sieht die alten Verbindungen der Griechen, die Spiele, und die Amphiktyonen als den Grund der Glückseligkeit dieses Volkes an. Er hat zwar einen etwas zu allgemeinen Satz, wenn er sagt, es sey ein Glück für sie gewesen, daß man sie beredet, sie haben einen gemeinschaftlichen Stammvater. Die Griechen waren aufs allerwenigste in Jonier und in Dorier geheilt, deren Sprache verschieden war, und deren Haß gegen einander, niemals recht ausgelöschen ist. Er rühmt gar sehr des Lykurgus Gesetze; hat sich aber Hr. M. nicht erinnert, daß Athen, dessen Regierungsform er so weit herunterseţt, tausend Jahre lang noch eine grosse und schöne Stadt war, nachdem Sparta schon in seinem Schutte lag. Des Lykurgus Gesetze waren so hart, daß sie nur auf einer Insel, oder in einer armen Stadt bestehen konnten. Da aber eben die kriegerische Einrichtung dieses Staates ihm zur Macht verhalf, so war es keinem Gesetze möglich, einen Spartanischen Feldherren zu zwingen, in einem Hause zu wohnen, dessen hölzerne Säulen keinen Hobel gefühlt hätten. Auch waren

*) Observat. sur l'hist. de la Gréce. 1767.

Spartens Gesetze so offenbar eigennützig, und gegen alle Nachbarn feindselig, daß sie nichts anders als den allgemeinen Haß gegen diese Stadt bewirken konnten. Ihnen fehlte die Bürgerannahme der Römer, und das Einverleiben überwundener Nationen; und Sparta riß, wider den Geschmack der Griechen, an allen Orten, wo es Meister war, die Vorzüge des Volkes um. Der Demokratie und der Regierungsform zu Athen ist Hr. M. sehr entgegen, ungeachtet der Aehnlichkeit, die sie mit dem siegreichen Rom hatte, dessen Rath in eben der Abhängigkeit vom Volke stund, die der Rath zu Athen dulden mußte. Es war aber in Athen eine griechische Leichtsinnigkeit, die die gesetztern Römer gar wohl zu unterscheiden wußten, und der hauptsächlich die Absprünge der Athenienser zuzuschreiben sind. Nicht jedermann konnte zu Rom das Volk anreden, aber es war nicht schwer, eine obrigkeitliche Person zu finden, die es erlaubte, und das athenienssische Gesetz, das dem funfzigsten Jahre erst die Erlaubniß zu reden gab, scheint noch viel stärker den Ehrgeitz der Redsüchtigen eingeschränkt zu haben. Perikles wird hier hart gerichtet; wir finden aber bey Sparta eben so viele Proben seines Ehrgeitzes, seiner Begierde zum Kriege, wozu es ja geschaffen war, und selbst seines Uebermuthes, und seiner Ungerechtigkeit. Daß es die jonischen Städte den Persern aufopferte, war eine häßliche That, zu der Athen sich niemals würde haben

bereden lassen. Athens Untergang war der Geschmack an Feyerlichkeiten, und zumal an Schauspielen; es opferte diesen Thorheiten alle die Einkünfte auf, aus denen es den Krieg hätte bestreiten können. Bey den Kindereyen der Athenienser blieb aber allemal etwas Liebenswürdiges, und alle Sieger verschoneten dieser Stadt, da man Sparta wie ein Nest von Wölfen hasseete und unbereut ausrotten ließ. M. richtet den Demosthenes aus dem Ausgange. Aber bloß die Stärke des Phalanx, und der Vorzug der thessalischen Reuterey, überwog den wirklichen Heldenmuth der damaligen Athenienser; und hätte man seinem Rath früher gefolget, so wäre vielleicht niemals die dritte Monarchie entstanden. Das Bündniß der Achäer hat zu kurz gedauert, und ist durch die grausame Hinterlist der Römer, die nothwendig diese Republik in Wuth und Verzweifelung bringen mußte, mit unverantwortlicher Grausamkeit gestürzt worden. Alle die Geschichtschreiber, die wie unser Abbe den Erfolg der Begebenheiten aus den ersten Ursachen herleiten, und diese in den Sitten und den Gesetzen der Völker einzig suchen wollen, vergessen die allgemeine Verbindung der Welt, als wodurch Begebenheiten bestimmt worden, deren Ursache in einem entfernten Theile der Welt, oder in der Zusammenstimmung verschiedener äusserer Ursachen liegen, denen keine innere Einrichtung eines kleinen Staates widerstehen kann. Und sehr oft entscheidet die Vorsehung die grösten Bege-

benheiten durch die kleinsten Ursachen. Wie nahe war es, daß Rom frey geworden wäre? Mußte nicht ein Freund des Cassius unrecht sehen, und dieser verzweifeln, da er einige Minuten später würde gefunden haben, daß der Sieg auf seiner Seite war? Und was hieng nicht von diesem Irrthum, und dem Siege der Triumvirs ab.

LXXI.

Mich. von Hopital,

Kanzler von Frankreich. *)

1767. (S. 1098.)

Man lehrt bey dem Leben dieses rechtschaffenen Mannes Geduld; da er selbst in einem ewigen Streite mit übelgesinnten Grossen, verfolgerischen Geistlichen, und sehr widrigdenkenden Obrigkeiten gelebt, und den Stein des gemeinen Bestens mit Unvermögen gewälzt hat. Sein Vater war ein Arzt, der als ein Anhänger des Connetable von **Bourbon** nach Italien entweichen mußte. Der Kanzler Olivier war einer seiner ersten Gönner, ein Mann der lang das gemeine Beste gesucht hat, dabey unglücklich geworden, und ein trauriges Beyspiel ist, wie man in ältern Jahren von seinen Grundsätzen abweichen, und ein Werkzeug böser Grossen werden kann. L'Hopital kam ins Parlement zu Paris, wurde nach Trident zur Kirchenver-

*) Vie de M. de l'Hopital, Chancellier de France.

sammlung geschickt, lernte Rom in seiner Blöße, seiner Habsucht, seinem Verderben, und seiner Tyranney kennen; wurde Surintendant der Finances, widerstund mit einer eisernen Stirn den Räubern des königlichen Geldes; arbeitete an der Abschaffung der Sporteln, nnd half hingegen zu der Einführung der Abtheilung des Parlements in zwey Sechsmonatliche Gerichtshöfe, die das Ansehn desselben völlig geschwächt haben würden; und blieb bey der Aufsicht der Finanzen so exemplarisch arm, daß der König seine einzige Tochter aussteuren, und hernach derselben zahlreiche Kinder versorgen mußte. Er blieb eine Zeitlang als Kanzler bey der Herzogin von Savoyen, und kam Ao. 1560. wieder auch als Kanzler nach Frankreich; in den Zeiten, da die Guisischen Fürsten allmächtig waren. Er wandte die Einführung der Inquisition zwar ab, mußte sie aber mit der Vergrösserung der Gewalt der Bischöffe abkaufen, und mißfiel damit dem Parlemente. Er war in diesen blutdürstigen Zeiten der Beschützer der Duldung, und den Protestanten so wenig ungewogen, daß seine Frau und Tochter zu ihrem Glauben übergiengen; brachte es auch dahin, daß ein Protestante eine Unterbedienung beym Parlemente erhalten sollte, wogegen aber dieser damals anders als jetzt denkende Gerichtshof sich setzte. Er mißfiel dadurch dem römischen Hof, wo Paul der IV. ein fanatischer Hildebrand war. Man versichert hier, Franz II. habe übernommen, seinen

Vetter, den schwachen Anton von Navarra selbst zu ermorden, und die Guisischen Brüder haben des Königs Feigheit bescholten, da er den armen Anton unverletzt von sich gelassen hatte. Es war eben daran, daß der Prinz von Conde auf dem Halsgerüste sterben sollte, da der junge König starb. L'Hopital gab unter dem neuen Könige eine neue weit ausgedehnte Verordnung, die das Volk glücklich gemacht hätte, wenn sie hätte bewerkstelligt werden können. Er brachte es indessen zum Frieden, aber eben diesem heilsamen Werke widerstund das Parlament, und L'Hopital griff zum gefährlichen Mittel, das Friedensinstrument ohne Vermittlung dieses Gerichtshofes in die Provinzen zu schicken. Er bezwang die Geistlichkeit, und sie mußte zu zweyenmalen von ihrem Reichthum etwas zum Besten des Staates beytragen. Man versichert, zu Poißy haben die Häupter der protestantischen Kirche sich zur Einigkeit mit Rom geneigt, die Bischöffe aber die Konferenz abgebrochen. L'Hopital hatte den Muth einen gewissen Tenquerel zu verurtheilen, der des Pabstes Macht, Könige abzusetzen, in einem Buch vertheidigt hatte. Noch An. 1562. widerstund L' H. dem Religionskriege, und ertheilte ein die Protestanten duldendes Edikt, das die reformirten Prediger den ihrigen zum Gehorsam anbefohlen die eifrigen Katholiken aber verabscheuten, als die nichts als die Ausrottung der Ketzer vergnügen konnte. Daß die Guisischen Bedienten zu Vassy das

Unheil angefangen, das der Anfang der bürgerlichen Kriege gewesen ist, wird hier geradezu behauptet; und Ao. 1562. wurde der König von eben diesen Fürsten mit Gewalt entführt; welches eben die Absicht der Unternehmung von Amboise gewesen war, wegen welcher die Guisen selbst den Stammvater der ersten Prinzen vom Geblüte hinrichten wollten. Es kam also zum Kriege, der Pabst schrieb die Ermordung der Protestanten seye der nächste Weg zum Himmel, und diesen leichten Weg wählten allzuviele. Nach dem Tode des Herzogs von Guise brachte L'Hopital, der immer viel Ansehen bey der Königin hatte, einen billigen Frieden zuwege. Er hintertrieb auch die Gebräuche der Kirchenversammlung von Trident anzunehmen und brach darüber mit dem Kardinal von Lothringen. Wider die Pracht gab er ohnmächtige aber wohlgemeinte Gesetze, und andere, die den Sitten vortheilhaft waren. Er bewog den König zu reisen, und sein Reich sich selbst bekannt zu machen. Er trieb einen unterdrückenden und gewaltthätigen Marquis de Truans zu Paaren. Aber Ao. 1565. nahm Katharina des Herzogs von Alba blutdürstige Grundsätze gänzlich an; und der Krieg brach unmittelbar wieder aus. L'Hopital vertheidigte die Duldung der Protestanten in einer Schrift, und Jesu Statthalter ermahnte und trieb den Hof zum Kriege. Diesesmal ließ sich endlich Katharina gänzlich gewinnen, und L'Hopital mußte den Hof verlassen. Er

begab sich aufs Land nach Vignay, las, schrieb und dichtete. Der König selbst rief Ao. 1572. bey der allgemeinen Ermordung der Protestanten, die schon in das Haus des Kanzlers eingedrungenen Mörder ab. Er überlebte aber diese unglückliche Begebenheit nicht lange.

LXXII.

Ossian.

1767. (S. 1132. f.) (S. 1137. f.)

In der Vorrede zu der neuen Ausgabe, finden wir verschiedenes, das zur Geschichte der Caledonier gehört. Der Druiden Macht gieng im zweyten Jahrhunderte zu Grunde. Denn Ossian gedenkt ihrer und überhaupt der Religion gar wenig, oder völlig nicht. Noch zu Ossians Zeiten kamen christliche Priester nach Schottland, und vermuthlich flüchteten wegen Verfolgung viele Christen nach Britannien, und unter den Schutz des milden Constantins. An einige dieser Priester richtet Ossian seine Gedichte. Oscar, Ossians Sohn, hat wider den Carausius am Ufer des Carons einen Sieg erhalten, so wie Fingal wider den Caracalla. Hierdurch wird die Zeit bestimmt, worinn sie beyde gelebt haben. Fingal soll im Jahre 283. und Ossian Ao. 296 gestorben seyn. Die Gedichte dieses letztern er-

*) Works of Ossian the son of Fingal translated by I. Macpherson.

erhielten sich bey den Barden, die ein eigenes Amt bey den Grossen von Schottland ausmachten. Lange glaubte Hrn. Macpherson selber nicht, daß diese mündlich oder schriftlich erhaltenen Gedichte sich übersetzen liessen. Er unternahm aber selbst eine Reise in die Hochländer, und in die westlichen Inseln, und fand noch eine beträchtliche Nachlese von Werken des Ossians. Wir wollen von der Dichtkunst dieses Helden nicht wiederholen, was wir oben S. 265. angemerkt haben, aber von den Sitten der damaligen Schotten wollen wir einen kurzen Auszug mittheilen, wie sie von diesem Dichter beschrieben werden. Sie lebten zerstreut, Fingal wird oft ein König der Wüste genannt, sein Volk aber wird von hundert Strömen zusammengerufen, und dessen Nahrung kam von der Jagd; welches allemal eine sehr schlechte Bevölkerung anzeigt. Sie hatten Pferde; man gedenkt aber keiner Schaafe, und ein einzigmal eines Ochsen. Vom Pfluge ist nichts zu gedenken. Die Großen hatten Schlösser, und in denselben grosse Säle, wo man sich beym Feuer versammelte, aus Muscheln trank, und von den Barden die Thaten der Helden in der Harfe besingen hörte. Wir finden nichts vom Tanze. Sonst war die Jagd und der Krieg der Männer Geschäfte. Sie kannten die Waffen, Harnische, Schwerdter und Speere. Ihre Kriege entstunden wegen entführter Schönen, auch oft aus blosser Begierde sich einen Namen zu machen, selten aber zur Bezwingung

fremder Länder. Swaran foderte vom Cuchullin zur Erkaufung des Friedens seine Frau, seinen Hund und ein Stück Landes. Sie glaubten ihre Ehre sey blos auf den kriegerischen Ruhm eingeschränkt, fürchteten sich vor dem Tode, wenn er sie eher überfallen wollte, als sie sich durch Heldenthaten berühmt gemacht hätten, und hoften nach dem Tode eine Art Glückseligkeit von den Liedern der Barden. Diese dachten sie auf den Wolken anzuhören, auf denen sie herumfahren, zuweilen den Lebenden erscheinen, und auch wohl Stürme erregen sollten. Ihr Heldenmuth gieng aufs alleräusserste; einer, zwey oder drey, widerstunden ganzen Heeren, oder wagten sich in die Hallen ihrer Feinde, und starben gerne, wenn sie dabey Ruhm erwerben konnten. Lamor tödtete seinen Sohn, weil ihn Fingal von seinem Heere verjagt hatte. Die Helden waren gegen ihre Feinde sehr großmüthig, weinten ohne Scheu, trösteten sie in ihrem Unglücke, und ersparten ihnen selbst die Beschämung; doch gab es auch schon damals Ungerechte und Mörder. Schwarze Haare und blaue Augen hielt man für schön, rothe Haare aber waren verhaßt. Das Frauenzimmer wohnte von den Männern abgesondert, gieng aber auch auf die Jagd mit; die Liebe hatte sehr viele Macht auf diese Halbwilden, sie war zärtlich, und sehr oft starb die Schöne bey dem Grabe ihres Geliebten. Sie kannten die Ehe, und hatten nur eine Frau, zuweilen aber ließ sich

auch eine Verheyrathete entführen; eine That die Fingal mißbilligte. Die Nation glaubte an Vorboten des Todes, zumal wenn man jemand seiner Ahnen sah. Gaul, einer der vornehmsten Helden Fingals, und Fingal selbst, verstund die Kräfte der Kräuter, und heilte die Wunden. Nach dem Tode des Fingals nahm der Heldenmuth bey den Schotten ab, und Ossian heißt das neue Geschlecht seiner Landesleute, die Söhne kleiner Männer. Schon nahm die Pracht zu, und die Hallen wurden durch Wachslichter erleuchtet, die man bey den Britten erbeutete. In einigen Anmerkungeu behauptet Hr. M. Ferne sey nicht Irrland, sondern Schottland jenseits des Foeth's. Er warnet vor den Gedichten der Irrländer, die voller Schwulst und Unsinn seyen. Er findet, Ossian habe selbst den Schall der Verse vortreflich nach den Bildern abgewechselt, die sie abmahlen sollten. Er beantwortet einige Vorwürfe des D. Warner's, der Fingals Gedichte den Irrländern zuschreibt.

Der zweyte Band der Works of Ossian ist für uns ganz neu, und die in demselben enthaltenen Gedichte befinden sich nicht in der Auflage, die wir oben S. 265. angesagt haben. Es war auch das beträchtliche Heldengedicht Temora damals noch nicht in des Herausgebers Händen. In der Vorrede beschreibt Herr Macpherson die älteste Geschichte von Irrland. Die Insel wurde von zwey Orten aus bevölkert. Die

nordliche Gegend, und zumal Ulster, hatten die Galen (Wahlen) inne, woher Celten, oder Caledonier, (von Cael ein Celte, und der Hügel) sie waren dahin aus Nordschottland gekommen. Die südliche Gegend bewohnten die Belgen aus dem westlichen und südwestlichen Südbrittanien. Zwischen diesen zwey Völkern war eine grosse Eifersucht. Conar Trathals, des Großvaters unsers Fingals, Bruder, wurde von den Galen zum Oberhaupte erwählt; diese Ehre blieb auch, unter vielen blutigen Kriegen, bey dem Sohnssohne seines Sohnssohnes Cormac. Diesen ermordete Cairbar, ein Haupt der Belgen, und ein guter Theil der Irren, fiel ihm zu. Wider diesen Mörder kam Fingal den Galen zu Hülfe, und da Cathmor, Cairbar's besserer Bruder, demselben in der Oberherrschaft von Irrland nachfolgen wollte, so überwand Fingal die Belgen in drey Schlachten, die den Inhalt dieses Gedichts ausmachten, und der letzte von Conars Stamme bestieg den grünen Thron von Irrland. Nach Fingaln bleibt Irrlands Geschichte für etliche Jahrhunderte dunkel; denn Keating und OFlaherty verdienen keinen Glauben. Hr. M. erzählt hiernächst den Fall und die Ausrottung der Barden, die endlich zu Bettlern wurden. Temora enthält das Wesentliche dieses Theiles der Geschichte von Irrland. Hr. M. behauptet, das Gallische werde von den Bergschotten in seiner Reinigkeit gesprochen, und behalte auch bey den Irren selbst den Hauptnamen Caelic, da sie hingegen ihre eigene Sprache Caelic Eirinach,

oder die irrisch-gallische Sprache nennen. Fion Cael oder Fingal wird von den ältesten Barden für einen Bürger von Alpin (Albion) angesehn, und erst in spätern Zeiten unterstund man sich ihn für einen Milesischen Fürsten auszugeben. Im Gedichte Temora sind die alten Heldensitten eben so wie in Fingals Kriege mit dem nordischen Swaran abgemahlt. Ossiar, Ossians Sohn, läßt sich auf eine Gasterey vom mörderischen Cairbar einladen, kömmt, und verliert darüber, zwar mit seinem Feinde, das Leben. Fingal findet es seiner Grösse nicht gemäß, gleich Anfangs selbst das Heer anzuführen; er läßt dieses Amt zuerst dem Gaul, und in einer zweyten Schlacht seinem Sohn Fillan, da er glaubt, dieser seye dem Cathmor nicht gewachsen, und desselben Tod erwartet, so fürchtet er doch dem Ruhme seines Sohns zu schaden, und verbirgt sich, um seinen Tod nicht zu sehen. Erst nach demselben kömmt er wie Achilles, und rächt ihn am Cathmor. Wir sehn hier die Quelle der Gesinnungen Edwards des III. da er den schwarzen Prinzen zu Creßy ohne Hülfe ließ, und vollkommen dem Fingal gleich, auf einem Hügel der Schlacht zusah. Unendlich aber erhebt sich der Karakter der Galen über Homers Helden. Ossian läßt dem Mörder seines Sohnes das Grablied absingen, ohne welches man damals glaubte, daß die abgeschiedene Seele nicht glücklich seyn könnte. Fingal will den Cathmor nicht tödten, und erbietet sich ihn selber zu

heilen, da er die Kräfte der Kräuter kenne. Cathmors Liebe für die schöne Sulmalla, die er doch nicht sprechen will, so lange die Gefahr wärt, ist ebenfalls von feinern Empfindungen. Eben so angenehm ist Fingals Anrede an seine Unterthanen, die zur Schlacht gehn, und seine feyerliche Niederlegung der Waffen, die er nach der Erlegung des Cathmors nicht mehr zu brauchen gedenkt. Ein Theil des Gedichts ist in Reimen verfaßt, die übrigen kleinern Gedichte sind in der Manier der ähnlichen kleinern Heldengedichte des ersten Bandes. Cathloga ist in 3 Gesänge abgetheilt. Hr. M. merkt bey demselben an, daß Trenmor, Fingals Ahnvater, das erste Oberhaupt der Galen gewesen, eine Ehre die er durch seine Tapferkeit und durch sein Glück erworben hatte. Endlich erfüllt er hier das Verlangen vieler Kenner, indem er die Urkunden des VII. Buchs des Gedichts Temora abdrucken läßt. Die Sprache kömmt uns fremd vor, und zum Theil wüßten wir nicht wie man n slri, n srult, n cara, m sleagt, aussprechen sollten. Die Anzahl der Silben scheint von achten zu seyn, doch giebt es auch kürzere Verse. Nach den Gedichten folgen des Professors zu Edinburg Hrn. Blairs Anmerkungen über die Schönheiten in Ossians Gedichten. Er vergleicht dessen Manier mit der Manier des Homers. Ossian lebte unter einem harten Himmelsstriche, wo die Natur nicht die halbe Schönheit der Griechischen hat, ohne Fruchtbäume, Schaafe, und fast ohne Künste. Homer hatte alle diese Vor-

züge, und die Bildschnitzerey, die Feyerlichkeiten der Religion, viele andere Erfindungen und Künste waren auch schon bekannt. Es ist also leicht zu erachten, daß Ossian, der allzureich an Gleichnissen ist, etwas monotonisch in denselben, und in seinen Beschreibungen der Gegenden seyn müsse. Aber Ossians Seele fühlte unendlich mehr, seine Sittenlehre war besser, er kannte das menschliche Herz in seinen feinsten Bewegungen, und was man von einem Hochländer nicht erwarten sollte, er war in der Liebe unendlich zärtlicher, und mehr vom Frauenzimmer eingenommen, als der Grieche. Die Gedanken sind durch und durch natürlich; doch zeigt Hr. B. selber einen an, der ziemlich dem Concetti sich nähert, wenn er von zwey neben einander begrabnen Verliebten sagt, zwey Bäume seyen von denselben entsprossen, deren Zweige sich zu vereinigen getrachtet hätten. Der Anhang ist sehr beträchtlich. Hr. Blair mag indessen vernommen haben, was man in Engelland, und zumal in Frankreich, wider den ächten irrischen Ursprung der Gedichte Ossians für Zweifel erregt hatte. Er hätte sie, sagt er, nicht erwartet, da in Schottland niemand an der ursprünglich gallischen Aechtheit dieser Gedichte gezweifelt habe. Man hatte Handschriften von denselben in Menge, und Hr. M. hat die vornehmsten gesammelt. Man nennt eine Anzahl Prediger, Officiere und andere Zeugen, die viele von diesen Gedichten längst

gehört; andre die den Hrn. M. in seiner zur Sammlung der Gedichte unternommenen Reise begleitet, andere die die Uebersetzung mit den gallischen Urkunden vergleichen, und sie getreu befunden haben.

LXXIII.

Theokrit und Geßner.

1767. (S. 304.) 1756. (S. 1232.)

Beym Theokrit unterscheidet sich unser Geschmack ganz von dem gewöhnlichem Urtheile der Kunstrichter. Es ist uns ohnmöglich, uns etwas niederträchtiges und grobes gefallen zu lassen, wenn es auch noch so griechisch besungen und noch so sehr im Kostume der Ziegenhirten wäre. Solche Dinge soll man nicht mahlen, weil auch die Aehnlichkeit zum Fehler wird. Geßner hat allerdings seine Manier, und vielleicht sollte ein Dichter so wenig als ein Mahler, eine Manier haben. Wenn aber die Manier angenehm ist, so streite ich nicht gern gegen mein Vergnügen, und lasse mir gefallen was mir gefällt. —

In der Vorrede zu den Idyllen versichert zwar Hr. Geßner, Theokrit sey sein Muster, und er hält ihn für den vollkommensten unter den Hirtendichtern. Uns dünkt hingegen Hr. Geßner seye unendlich zierlicher, moralischer, und ungeachtet seiner bezeugten Abneigung, auch witziger, als der alte Sänger aus

Sicilien. Sollte dieser gesagt haben: „der Beyfall lächle „ unser Erstaunen stammlen „ die Heerden brüllen ihre Freude „ entzückt in die Zukunft hinaussehen „ ein heiliges Entzücken das durch die Brust bebt, u. s. f. Er hat zwar den Reim und selbst das sichtbare Silbenmaß vermieden, aber wenn man seine Idyllen ein wenig sorgfältig liest, so sind sie alle skandirt, und Reyhen Jambischer und Daktischer Verse. Hier ist ein Muster, und so sind sie fast alle:

O wenn die frohen Lieder dir gefielen,
die meine Muse oft dem Hirten abhorcht,
auch oft belauschet sie in dichten Heynen,
der Bäume Nymphen und den Ziegenfüßgen
Waldgott,
und schilfbekränzte Nymphen in den Grotten
und oft besucht sie bemoßte Hütten,
um die der Landmann stille Schatten pflanzet,
und bringt Geschichte her von Großmuth und
von Tugend,
und von der immer frohen Unschuld.

Doch neben der angenehmen Mahlerey der Natur werden dem Hrn. G. ohne Zweifel die durch und durch herrschenden Triebe zur Menschenliebe, zur kindlichen Dankbarkeit, und zur Ehrfurcht gegen die Gottheit, zahlreiche und tugendhafte Bewunderer gewinnen.

LXXIV.

Romeo und Julie.

Ein Trauerspiel des H. Weise.

1768. (S. 198.)

Wir sind zu weit von allem Theater entfernt, und müssen uns überhaupt zu wenig dramatische Kenntnisse zutrauen, um unser Urtheil hierin, oder auch nur unsern Geschmack, dem Publiko aufzudringen. Aber das Theater stehet in genauer Verbindung mit dem Fortgange der Kultur und des Geschmackes einer Nation, daß wir uns nicht enthalten können, bey dem neuen Trauerspiele des Lieblingsschriftstellers der Nation unsere Meinung zu sagen. Herr Weise fand in der ursprünglichen Fabel, welche das Sujet ausmacht, sehr vortheilhafte Umstände und Situationen, welche Shakespear, der doch die ganze Novelle in sein Drama hineingezogen hat, nicht genutzt hat, weil sie in der verstümmelten Uebersetzung, die er vor sich hatte, fehlten. Die Vergleichung und die Benutzung dieser Stellen macht also einen Theil des feinern Vergnügens aus, das die genauere Prüfung und Beurtheilung dieses Stücks verschaffen kann; so wie die Uebertragung und Verpflanzung der grossen Züge im Shakespear, die Vermeidung seines Quibble, der glei-

chere Gang, die bessere Anlage, und die regelmäßigere Einrichtung auf der andern Seite. Die Sprache der beyden Liebhaber ist sehr feyerlich, bilderreich und blühend; ohngefähr wie der tragische Styl der Engländer; vielleicht auch eben sowohl zuweilen Blätter statt der Früchte. — Herr W. vertheidiget diese Sprache in der Vorrede. Die Leidenschaft in einem paar zarten Herzen wird meistentheils schwärmerisch und enthusiastisch, — noch hinzugesetzt; die heftigste Leidenschaft, wenn sie unglücklich ist, wenn sie Gram und Schwermuth wird, wenn sie in Malancholie und in Zerrüttung der Sinne übergeht. — Diese Nuancen sind in der Zeichnung der Clementine des Richardson unverbesserlich behandlet. Freylich muß sich der Leser über die Sphäre gemeiner Liebhaber hinaussetzen können, und entweder einen Begriff von jener feinern Schwärmerey, dem Quell aller grossen Freuden und aller grossen Schmerzen, so wie aller grossen Tugenden, haben; oder er muß nicht ohne alle Anlage dazu seyn; und wehe dem, der dieses Gepräge der Unsterblichkeit, wie es Young nennt, in seiner Brust nicht an sich trägt. — Auf der Schaubühne selbst hat das Stück vielen Beyfall erhalten. Die starke Rührung, und an einigen Stellen Erschütterung des Gemüths beym blossen Durchlesen sind Bürge, daß an jenem Beyfalle das Herz Antheil gehabt hat. Züge, oft phantastische Züge, aber die glänzendsten, die mächtigsten, dringen auf

das Gefühl ein und verdringen die kalte Beurtheilung. Aber eben dieß ist die grosse Bahn, welche die Natur vorzeichnet, der Weg zum Herzen durch die Phantasie. — Die letzte Scene scheint uns doch mehr zur Novelle, als zum Plan des Trauerspiels zu gehören. —

LXXV.

Ueber den Zustand des Christenthums.

Von A. J. Roustan. *)

1768. (S. 1254.)

Herr Roustan zeigt ganz wohl, daß die so sehr gepriesene Religion so wohl bey den alten als neuen Weisen unbeständig, unbestimmt, und bey einem jeden Philosophen etwas anders sey. Der Verfolgungsgeist ist eben so neu nicht, und die Athener (warum sagen wir doch Athenienser) übten schon die Todesstrafe an den Verächtern ihrer Gottheiten aus. Es läßt sich auch aus dem bittern Hasse der heutigen Weisen wider alle, die nicht von ihrer Sekte sind, ganz wohl auf die Verfolgung schliessen, die sie wider ihre Gegner ausüben würden, wenn sie die Obermacht hätten. Die vom Voltaire so heftig verfolgten Juden, sagt Hr. R. mit Recht, kannten doch den einigen Gott eher, und mit kräftigerer Ueberzeugung, als alle griechische Weisen. Er zeigt kürzlich, wie

*) Lettres sur l'état présent du Christianisme.

unmöglich es gewesen wäre, ein Buch des Moses zu Esdra's Zeiten zu erdichten, nachdem viele Jahrhunderte lang dieses Buch schon die Regel der Nation in Rechts und Staatssachen gewesen war. Freylich beweiset das Märterthum der Apostel gar viel mehr, als das Märterthum der Japaner; jene zeugten von dem, das sie gesehen hatten; diese von dem, was sie auf anderer Belehrung hin glaubten. Die Wunder sind ein sehr dienliches Mittel, die Wahrheit der Offenbarung zu beweisen; sie sind für einen jeden Menschen faßlich; da eine lange Kette von Schlüssen für die meisten unbrauchbar ist. Julian verachtete das Christenthum, weil es die Kaiser und Grossen zu Rom nicht sofort annahmen. Wäre aber ein Nero zum Christen geworden, was würden die Unglaubigen nicht für Schlüsse wider einen Glauben ziehen, bey dem man ein Nero seyn konnte. Wenn die Religion nicht alle die Wirkung thut, die sie zu versprechen scheint, so muß man die Stärke des Gegenwärtigen betrachten, dessen böse Räthe die Religion zu bestreiten hat. Und wirklich sind in Europa nicht so viele Christen, obwohl der Titel ihnen bleibt; so wie sie aber sind, so hat dennoch die Religion noch viel Gutes bey ihnen erhalten, wie die Liebe der Armen, und selbst der Feinde, wovon die Britten im letzten Kriege ein leuchtendes Beyspiel gegeben haben; und überhaupt ist der Mittelstand in Engelland am wenigsten verdorben, so wie er noch am meisten Re-

ligion besitzt. Hr. R. zeigt hiernächst, in wie weit die Hierarchie einer mächtigen Kirche, und ihr abgesondertes und von der übrigen Nation getrenntes Interesse den Titel eines Antichrists verdienet; er merkt sehr wohl an, so oft es die Gelegenheit selbst erfordert hätte, habe die heil. Schrift vermieden, von einem sichtbaren Oberhaupt der Kirche zu sprechen; er beweiset auch noch, wie wenig man der protestantischen Kirche schuld geben könne, jemals in dem Verstande, verfolget zu haben, wie die Römische. Sie hat keine Pariser Mordnacht, keine Veltlinische, keine Irrländische, keine Merindolische Mördereyen, keine Auto-da-fé, keine Schmithfield, keine Dragoner, keine Pulverschwörungen sich vorzuwerfen. Er prüft endlich, ob es für die Welt rathsam wäre, die natürliche Religion, wie man sie nennt, einzuführen, und die Aussicht in eine Ewigkeit zu verbannen. Er führt die Geständnisse der heutigen Weisen, und selbst des Hume an, daß die Vertilgung der Religion schädlich seyn würde. Und warum hat den Hume geschrieben? Er erinnert endlich die Ungläubigen an einige Züge ihrer Lieblings des Julians, die gar nicht mit demjenigen übereinkommen, was sie von ihm rühmen. Er war allerdings ein Verfolger, er gönnte den Christen die gemeine Gerechtigkeit nicht, und sein bitterer Spott war eine wahre Grausamkeit.

LXXVI.

Geschichte des Jesuitißmus. *)

(Von Linguet.)

1769. (S. 60. f.)

Ein wichtiges Werk, das man dem Hrn. D'Alembert zuschreiben will, dessen Verfasser wir aber nicht kennen, und im Laufe des Jahres 1768. herausgekommen ist. Diese Geschichte des Jesuiterordens giebt sich selbst den Titel, der Unpartheyischen. Der Verfasser unternimmt aber zu beweisen, daß die Jesuiten nicht ärgere Grundsätze gehabt, und nicht mehr gesündiget haben, als die andern Mönchsorden; daß die Jansenisten mit dem bittersten Hasse geschrieben haben, und überhaupt wünscht der Verfasser deutlich, die Ausrottung aller Mönchsorden. Uns dünkt aber, er gehe hier deutlich zu weit. Bald nach seiner Entstehung hat der Jesuiterorden mehr als alle andre das abscheuliche Recht Tyrannen (nemlich irrgläubige und vom Papste verworfene Könige) zu tödten gelehrt und getrieben. Er hat an den Verschwörungen und Ermordungen wider das Leben des Prinzen von Oranien, der Königin und des Königs in Engelland, des gütigen Heinrichs öftern Antheil genommen. Seine

*) Historie impartiale des Jesuites depuis leur établissement jusqu'à leur derniere expulsion.

Härte und sein Geist der Verfolgung wider die Protestanten ist allemal der grausamste gewesen; wie noch Thorn, die auf die Galeeren verwiesenen ungarischen Prediger, die bewirkte Widerrufung des Nantischen Edikts, die Hinrichtung des Patriarchen Cyrill Lucaris, und die harte Vergreifung selbst an den päpstlichen Gesandten Tourron und de la Beaume deutlich beweisen. Kein Orden hat die Rachsucht und die Lust zu herrschen so weit getrieben, keiner sich eigene Monarchien zugelegt, keiner in so kurzer Zeit, und mit Unterdrückung andrer Geistlichen, durch unmäßige Vergebungen, und offenbare Handelschaft solche Reichthümer errungen; und Malagrida ist ein neues Beyspiel, wie die Jesuiten selbst Königen fürchterlich werden, wenn man schon den Damiens und Ravaillac ihnen nicht zurechnen wollte. Unser Verfasser ist gegen die abgefeimteste Bosheit zu gleichgültig, und bey allen seinen schonenden Ausdrücken vermengt er zu sehr die Religion selbst mit ihrem Mißbrauche. In andern Orden haben einzelne Männer in ältern Zeiten, ebenfalls grausame Grundsätze befolget; aber ihre Bosheit ist weder so allgemein, noch so beständig gewesen, ihr Eifer, ihre Herrschsucht und ihr Plan sich über alles zu erheben, sind niemals so weit gegangen. Unser Verfasser fängt indessen schon beym Heidenthum an, untersucht die Anfänge des Mönchstandes im Christenthum; zeigt wie bald ihr Eifer zum Guten nachgelassen, wie thöricht

richt Justinian sie allen andern Richtern entzogen, wie unanständig Johann mit dem goldenen Munde, und Ambrosius die Straflosigkeit der Geistlichen behauptet; wie unschuldig die Anfänge der die Wälder anbauenden Benediktiner gewesen; wie gefährlich hingegen die dem Pabste gänzlich ergebenen Bettelorden, und zumal ihr blinder Gehorsam seyn müsse. Er vertheidiget hiernächst die Jesuiten, und so gar die Schamlosen und die alle Bande der Sittenlehre auflösenden Kasuisten, und vornemlich auch ihre Auferziehung der Jugend. Sie hat, wie er versichert, durch die Verbannung der Jesuiten viel verlohren, und die grösten Kollegien werden leer. Und nun fängt das II. Buch und in demselben der Anfang des Jesuiterordens an. Ignatius wird als ein halb thörichter Enthusiast abgemahlt; Xavier als ein erhitzter Kopf, der sich mit seiner Bekehrungssucht in Ländern lächerlich gemacht habe, deren Sprache er nicht verstand. Dennoch erkennt jetzt der Verfasser den Unterschied zwischen den Jesuiten und den andern Orden. Ihr General ist unumschränkt, und kann nicht abgesetzt werden. Die Jesuiten schicken nach Gefallen, die ihnen mißfallenden zurücke. Der blinde Gehorsam gegen Rom, der hier nachfolgt, dünkt uns sehr eingeschränkt, so bald Rom etwas anders will als die Jesuiten. Die Befreyung von den Kirchengesängen und Gebetern, die freye Unterweisung der Jugend, und die gute Wahl der Aufzunehmenden, sind auch

wichtige Vorzüge. Wir übergehen, wie die Jesuiten sich in Italien, Spanien und Portugal festgesetzt, und endlich auch in Frankreich fast eingedrungen haben, nachdem die Bischöffe, Universitäten und Parlamente ihnen zuwider gewesen. Der Verfasser erkennt ihre Annahme übrigens für Gesetzmäßig und ächt. Dieser 480 S. starke Band endigt sich mit einer lebhaften Abschilderung der Jesuiten.

Im zweyten Bande wird die Geschichte des Ordens mit ziemlicher Unordnung fortgesetzt, indem sehr oft viel spätere Begebenheiten vor andern ältern vorkommen, wie die christliche Republik in Paragay vor den Zeiten der Ligue. Lainez ist der grosse Beförderer und Gesetzgeber der Jesuiten; seine Art die Protestanten zu widerlegen, ist den Sitten der Kontroversisten gemäß. Man findet hier Pius des IV. A. 1561. dem neuen Orden ertheilte Vorrechte urkundlich, worinn dieselben wider alle Gesetze, wider alle folgende Päpste, wider die Macht der Fürsten kräftig gesichert werden. Die Glaubensverbesserung könmt hier ausser der Ordnung und sehr spate, und hierauf die Kirchenversammlung von Trident, wo die Unterwerfung der Bischöffe und die Macht des römischen Stuhls nicht richtig erzählt wird. Heinrich VIII. hat nicht die Katholische Religion, sondern die Unterwürfigkeit unter den römischen Stuhl abgeschworen, und die Reformation war wie anderswo, so auch in Engelland die Wirkung der freygemachten Bibel und

der bündigen Schriften der Glaubensverbesserer; sie sproßete mitten unter den Hinrichtungen, die Heinrich wieder sie nicht sparte. Doch erkennt der Verfasser, daß die Grundsätze der wenigstens seit dem sechsten Jahrhunderte abgesonderten Malabarischen Kirche eben diejenigen sind, die die Protestanten von den Katholischen unterscheiden. Das Lob der Paragayischen Mission wird hier zu hoch getrieben, und es ist offenbar falsch, daß den Indianern die grosse Wahrheiten der Religion gepredigt worden. Bald würden die Augen der Neubekehrten aufgehen, wenn sie sehen könnten, wie unähnlich die Religion der Jesuiten der Lehre Jesu ist. Der Ligue Geschichte ist etwas weitläuftig, ob sie wohl wahr ist, und das Lächerliche wohl vorgestellt, das mit dem Grausamen dieser Zeit wohl vermischt war. Mit Wiederwillen liest man die Vertheidigung des schuldigen Ordens wider die Klage des Anwaldes Arnauld; Die heutigen Philosophen haben eine eigene Gelindigkeit für alles was Böse ist, und der Orden war schon dadurch strafbar, daß er die königsmörderischen Grundsätze seiner Mitglieder nicht mißbilligte. Waren schon andere Orden auch schuldig, so benahm diese Mitstrafbarkeit dem Greuel der jesuitischen Lehren und Thaten nichts, und wir haben schon gewiesen, daß in diesen Greueln sie es allen andern Orden, und zumahl in mordbrennerischen Schriften weit zuvorgethan haben. Unser Ungenannte geht so weit, daß er gar den blutdürsti-

gen Philipp II. vertheidigt, und die ganze Rede des Arnauld mit wiederlegenden Anmerkungen begleitet. Wir merken endlich an, daß weder von Gott, noch von der Vorsehung und dem Einflusse derselben zur Bewirkung grosser Begebenheiten durch gering scheinende Ursachen, irgend die Rede ist.

LXXVII.

Karaktere der römischen Kayser. *)

Von Wegelin.

1769. (S. 217. f.)

Es ist der Geschmack unsers Jahrhunderts und auch unsers Verfassers, alle Dinge auf einer andern Seite anzusehen, als man vorher gethan hat. Also hat Hr. Wegelin die Römische Geschichte auf einer andern Seite betrachtet, und vornehmlich die Fehler und die Tugenden der herrschenden Fürsten wahrgenommen, in so weit sie einen Einfluß auf den Wohlstand des Reiches gehabt haben. Einige kleine historische Fehler würden wir nicht ahnden; wie des Augusts Verwandtschaft mit dem grossen Cäsar; nicht seine Mutter Attia, sondern seine Großmutter Julia war Cäsars Schwester. Er war auch zu Apollonia, und nicht zu Athen, als sein grosser Oheim ermordet wur-

*) Caracteres histor. de Empereurs depuis Auguste jusqu'à Maximin. 2. vol.

de. August war der Befehlshaber seiner eigenen Legionen, wie ihn das Glück von beyden Konsuln befreyete. Tiberius war nicht aus den Patrizischen Claudiern, er entsprang aus den Neronen. Livia war ja die Gemahlin des Augusts und nicht eine Buhlschaft. Auch die Sprache wollen wir mit einem Worte berühren; man kennt an derselben leicht, daß ein Fremder der Verfasser ist; er unterscheidet den Aorist je fis vom unvollkommenen je fesois nicht richtig. Il se mettoit à prevenir S. 116. ist sehr unrichtig. Wir wollen aber blos das wirklich Historische betrachten. Hr. W. macht den Augustus auch furchtsam, und leitet so gar einen grossen Theil seiner Güte daher. Man darf sich aber nur erinnern, daß er mehr als einmal verwundet worden, um ihn hierüber zu rechtfertigen. Es ist auch augenscheinlich, daß August grausam gewesen ist, weil er alle, die ihm nicht ergeben waren, wegräumen wollte; sein eigenes Herz war freundschaftlich, er warf sich niemals mit einem Freunde oder Minister ab, und erzog aufs sorgfältigste des Antons Kinder, die auch durch den Claudius seine Nachfolger wurden. Hr. W. äussert gar oft seine Gedanken, August und die folgenden Kayser hätten den Senat noch mehr erniedrigen, und zu einem blossen Gerichtshofe machen sollen. Aber alsdann würde die Regierung ganz türkisch, und die ohnedem allzumächtige Miliz der unumschränkte Meister des Reiches geworden seyn, ohne-

dem war die Gefahr des Aufruhrs allemal von der Miliz mehr zu besorgen, und kam auch fast allemal daher; da der Staat entwafnet war, und sich keine Hofnung zu einer Besserung bey einem Aufruhr machen konnte. Unter dem einzigen Maximin stund der Senat auf, bey allen andern Revolutionen stiegen die Kriegsleute an den Kayser zu stürzen. Freylich ist Augusts Stand im Reiche unsern Augen etwas fremdes. Er war eigentlich der Feldherr der Republik, der die friedlichen Geschäfte grossentheils dem Rathe überließ, in Kriegssachen aber unumschränkt herrschte; aber diese Beybehaltung der alten Formen war ein Meisterstück der Klugheit. Tiberius war so grausam nicht, wenn die allgemeine Noth da war; man hat Münzen und Aufschriften, die seine Gutthätigkeit nach dem grossen Erdbeben bezeugen, und seine von Hr. W. angeführte Banko geht auch dahin; aber wo sein Ansehen in Gefahr war, zeigte er sich unerbittlich. Beym grossen Vespasian wünschten wir allemal, daß man seine innere Regierung besser kennen möchte; es war mehr als Sully erfordert, in zehn Jahren ein Reich wieder aufzurichten, das 2000 Millionen Gulden bedurfte, um bestehen zu können. Wir sind geneigt ihn als den Größten unter allen Beherrschern Roms anzusehen, denn der erste Antonin, der ihm am nächsten kam, empfieng das Reich in einem blühenden Zustande. Dieser erste Band der bis zum Nerva geht, macht 516 S. aus.

Der zweyte Band geht bis zum Maximinus, (und ist 708 S. stark.) Wir machen über denselben eben die Anmerkungen, die wir über den ersten gemacht haben. Hr. W. ist für einen Weisen zu kriegerisch. Trajan ist sein Held, er rühmt ihn, weil er seine Siege weit in die Morgenländer getrieben, und die Parthen geschwächt hatte. Erinnert sich aber Hr. W. nicht an das Unglück, das der Krieg selbst auf die Sieger bringt? an die frühzeitig hingerissenen nützlichen Bürger, an die elend gemachten Verwundeten, und die hülflosen Familien der Erschagenen? Muß ein Reich nicht Gränzen haben? wird es nicht um soviel schwächer, je entfernter dieselben vom Mittelpunkte sind? Hätte Trajan etwas gewonnen, wenn er seine Siege bis an die streitbaren Scythen und Agwanne getrieben, und anstatt der erweichten Parthen diese noch unverdorbene Völker zu Nachbarn bekommen hätte? War seine lang daurende und unnöthige Abwesenheit nicht selber ein Unglück für das Reich? Adrian, den Hr. W. so sehr tadelt, hat gethan, was die heutigen politische Rechner lehren; er hat geglaubt ein Reich sey stärker, wenn seine Weite kleiner ist, und die Legionen haben allerdings besser den Euphrat und Rhein beschützen können, als wenn sie jenseits dieser Flüsse unter die Barbaren zu stehen gekommen wären. Wir sehen die Zeiten des Adrians, und Titus Antonius für die goldenen Zeiten von Rom an. Der lange Friede schwächte die Majestät des

Reiches nicht, und die Anzahl und Kriegszucht der Legionen blieb; wie wir aus häufigen Aufschriften wissen, die ihre Namen und ihre Arbeiten bezeugen. Adrian hatte als Mensch seine kleine Eitelkeit und Eifersucht, aber er war ein bemühter und vortrefflicher Herrscher. Er durchzog, ohne das Reich zu beschweren, seine weit ausgedähnten Provinzen; er sorgte zuerst fürs Recht, und sammelte die Gesetze man findet überall Spuren, daß unter seiner Regierung alle Künste geblüht haben. Er vermehrte die Gewalt des Senats, und dieses war seine weiseste That. Die gefährliche Uebermacht der Leibwache und der Legionen konnte auf keine sichercre Weise geschwächt werden. Severus legte den Grund zum Untergang des Reichs, indem er den Senat zu tief erniedrigte, und die Kriegszucht verlohren gehen ließ. Adrianus hat nicht nur sein Grab, sondern unzäliche Gebäude, und zu Athen eine neue Stadt aufgerichtet. Daß Adrians Fehler von seiner Provinzialauferziehung hergekommen sey, ist eine besondere Muthmassung; seine Auferziehung war vortreflich, und August, mit dem man ihn vergleicht, studierte (wie man es nennt) eben auch auf einer Landstadt; aber Adrian traf nicht mehr die blühenden Zeiten der Wissenschaften an; sie waren zur Litteratur herunter gesunken, weil viele böse Kayser die obern Gaben lange unterdrückt hatten. Wir bedauren den Mangel an Urkunden zur Regierung des Titus Antonius, der freylich nicht die Schwie-

rigkeiten des Vespasianus zu überwinden hatte, aber dennoch dem Reiche die glücklichsten Zeiten geschenkt hat, die es jemahls genoß. Er ließ den Muth der Legionen bey einem langen Frieden nicht zu Grunde gehn, sie waren noch lange hernach allen andern Völkern überlegen; erst nachdem man sie mit andern Nationen und mit Mietlingen vermischte, ihre Waffen und Einrichtung der Legion veränderte, und die Kriegeszucht verlohren gehen ließ, verlohren sie auch ihr Uebergewicht, das ihnen die Nördlichen Völker schon zu den besten Zeiten schwer genug machten. Titus sagt, unser V. hatte nicht le Sens profond de M. Aurele. Er besaß den bon Sens in der höchsten Vollkommenheit, da M. Aurelius schon etwas zum Uebertriebenen, und zur Spekulation sich neigte. Wir lesen an allen Orten von der üblen Aufführung der jüngeren Faustina. Fast sollten wir glauben, die Geschichtschreiber thun dieser Kayserin unrecht. Sie lebte mit dem Kayser in der grösten Einigkeit, sie gebahr zahlreiche Kinder, davon die Schaumünzen Zeugen sind; sie richtete sich nach seinem Geschmacke, und alle ihre Bilder sind in blossen Haaren ohne allen Hauptschmuck, und ohne die Perlen ihrer Mutter, geschnitten; man findet beym Gallenus Zeichen, wie sie für ihre Kinder eine sorgfältige Mutter gewesen, und ihr Gemahl giebt ihr das beste Zeugniß nach ihrem Tode. Wir sehen S. 313. nicht ab, warum unter diesem Kayser die Gränzen hätten entblößt seyn

sollen; sie waren enger, und Adrian war ein Meister in Verschanzungen; die Legionen waren auch unfehlbar noch in ihrer Arbeit, baueten Städte, gruben Kanäle, richteten Brücken auf, u. s. f. Aber Rom hatte seine alten Geschlechter, seinen Nationalstolz, und seine darauf gegründete Großmuth verloh-ren. Fremde und Barbaren fanden schon den Zugang in den Senat, die freylich nicht mit dem patriotischen Geiste der Scipionen beseelt waren. Pertinax wird getadelt, weil er einiges Vorwissen vom Tode des thörichten Commodus gehabt, und weil er einigen barbarischen Abgesandten den Tribut abnehmmen ließ, den ihnen Commodus bezahlt hatte. Pertinax muß doch ein hochgeschätzter Fürst gewesen seyn, da Severus ihn zum Vater angenommen hat, so wie er des M. Aurelius Sohns Sohn seyn wollte. Ludwig XIII. hat sonst den Marechal d'Ancre nicht arquebusieren lassen, er ließ ihn ermorden; aber wo hat Hr. W. gefunden, daß Conchini das Haupt einer seinem Fürsten entgegenen Faktion gewesen sey? Er scheint diesen Mord zu billigen, der nach unserm Begriffe nichts als Furchtsamkeit anzeigt. Hr. W. tadelt auch den Pertinax, weil er den Lätus, der ihn zum Throne erhoben hatte, nicht hat hinrichten lassen. August verlegte freylich die Legionen auf die Gränze, er sorgte aber für Rom durch die Prätorianer, und für Italien durch zwey Flotten. Wir müssen hier schliessen, und nur noch anmerken, daß das Kriegs-

volk das Reich eben seiner besten Kayser beraubt hat, denn dahin rechnen wir den Alexander, den Probus, und selbst den Pertinax. Es war also nur in der Natur, daß gute Kayser den Senat erhoben, und ein Gleichgewicht wider die Armee suchten.

LXXVIII.

Physikalische Erdbeschreibung.

Von Thorbern Bergmann.

1769. (S. 259. f.)

Hr. B. betrachtet die Erde als zwey grosse Inseln, die in einem grossen Meere liegen, und mit vielen kleinen Inseln umgeben sind. Da mehr Land in dem Nordpol ist so scheint an demselben Ende die Erde schwerer zu seyn. Was von den Esquimaux S. 11. gesagt wird, ist nunmehr gewiß, denn sie reden offenbar eben die Sprache, die von den Grönländern geredet wird. Nach den grossen sogenannten Kontinenten folgen die Inseln, deren Grösse hier ungefähr bestimmt wird, und dann die unbekannten Länder. Hr. B. scheint die nordostlichen Reisen nicht für ganz schwer zu halten; wir zweifeln aber noch immer, ob auf einer solchen Polhöhe das Meer lang genug offen bleibe, um von Wardhus bis nach dem Anadyr, oder noch weiter in eine mildere Gegend, zu schiffen; ob es wohl hin und wieder schöne Tage geben mag. Der Erzählung des da Fonte ist Hr. B. nicht ungünstig. Von den

Inseln um die Magellanische Meerenge sollte man billig mehr wissen, nachdem die Franzosen, und nunmehr auch die Engelländer sich einige Jahre daselbst aufgehalten haben. Von den Bergen handelt Hr. B. ausführlich; er glaubt dem Bourguet und Buffon, die Winkel der zwey ein Thal umschlieſſenden Bergketten seyen allemal wechselweise gleich. Wir haben aber allzuoft gesehen, daß das Thal auf beyden Seiten sich verengert, und die zwey Ketten einander berühren. Ein Schottischer Lord hat uns von den Pyrenäen eben dasselbe versichert, von denen er eben zurückkam. Wir können auch nicht zugestehn, daß die Alpen nach Süden und Westen gäher sind. Nicht nur sieht man in ganz Helvetien die nördliche Seite in entsetzliche Wände abgesenkt; aber es ist auch gewiß, daß aus Wallis nach Italien die Berge überall wegsam, und hingegen von Wallis ins Bernische mehr als zwanzig Stunden lang völlig unzugänglich sind. Hohe Berge sind durchgehends steil, und stellen lange Mauren vor, die sehr oft etliche hundert Klafter tief senkelrecht sich abstürzen. Lesenswürdig ist, was Hr. B. über den Bau der Erde schreibt; eine Materie, die erst seit einer kurzen Zeit in Deutschland bearbeitet wird. Man erkennt aus allem, sagt unser Hr. Verfasser, daß unsere Erde einmal ganz unterm Wasser gestanden hat, und verschiedenemal überschwemmt worden ist. Die Lagen der Felsen haben unbeständige Richtungen; wir haben sie Mondesweise mit den Hörnern höher,

und sehr oft nach Süden schief gesenkt gesehn, oft aber sind sie Wasserpaß. Die Gänge, Metalle und Edelsteine werden hier betrachtet, und die Versteinerungen damit verbunden. In einem andern Abschnitte verzeichnet Hr. B. die berühmtesten Hölen; man sieht in denselben, und auch äusserlich auf dem Harze, Zeichen einer Zerstörung der schon gebauten Erde, und grosse Felsenstücke unordentlich auf einander geworfen. Die Alpen sind hingegen, wenige Stellen ausgenommen, dichte Pfeiler. Die Quellen folgen. Herr B. glaubt, dieselben können doch nicht alle aus den Dünsten und dem Regen entstehen, weil der Rhein und Rhodan u. s. f. im Winter keinen Mangel an Wasser haben. Sie haben aber freylich Mangel und werden sehr niedrig, kleinere Waldströme gehn auch öfters ganz und gar aus. Die grossen aus den Hölen der Gletscher kommenden Ströme behalten etwas Wasser, weil in diesen Hölen die Wärme unveränderlich ist, und allemal etwas vom Eise abtropfet; daß aber Dünste innert der Erde aufsteigen, wie Herr B. glaubt, bedarf eines gewissen Baues, und hat bey den dichten Alpen nicht Platz. Es scheinen ausser Helvetien keine Wasser zu seyn, die niemals frieren, und auch andre Wasser vorm Frieren bewahren, ob sie wohl selbst kalt und angenehm zu trinken sind. Die Flüsse, sagt Herr B. haben nicht eine ihrem Falle angemessene Schnelligkeit, und die Donau scheint mehr Geschwindigkeit zu zeigen als die Höhe der Hügel um Doneschingen mitgiebt. Wir

glauben, die ursprüngliche von dem Absturze der Alpen mitgebrachte Geschwindigkeit beschleunige eine Zeitlang den Lauf der Flüsse, und dieses thue bey der Donau der Inne, der mehr Wasser führt als die Schwäbische Donau, und von den höchsten 16000, bis 18000 Schuhe hohen Alpen herunterstürzt. Und dann wird die Geschwindigkeit sehr verändert, und vermindert, auch wohl vernichtet, wenn der Fluß in einen See fällt, oder sonst durch ein flaches Feld läuft. Die Donau ist in Ungarn stille, und wiederum unter Belgrad schnell, so ists der Rhein, so daß eine mittlere Geschwindigkeit fast nicht zu bestimmen ist. Die Ausdünstung kann man des Jahrs nicht auf 30 Zoll, und nicht viel höher als auf 15 setzen; sie kann aber dennoch alles zulauffende Wasser erschöpfen, wenn der See nur eine genugsame Weite hat. Von diesen Seen spricht unser Verfasser, von den kleineren, und vom grösten, dem Meere, dessen untere Ströme (Courans) ein noch unerklärtes Geheimniß sind. Vom fallenden Wasser, Thau und Regen, handelt Hr. B. gleichfalls; auch von den Lufterscheinungen vom Donner und Blitze und vom Sturme; dann von den Jahreszeiten; von der unveränderlichen Wärme tiefer Wasser, von den ordentlichen Reisewinden, und den zufälligen Veränderungen der Erde; den feuerspeyenden Bergen; der Abnahme des Wassers in den Schwedischen Meeren, und der Zunahme an den Niederländischen und Malabarischen (zum Theil auch

den Englischen) Küsten; endlich auch von den Gewächsen und Thieren überhaupt. Bey deren letztern Hr. B. doch einige Geneigtheit hat, mit dem Hrn. von Linee anzunehmen, das Männchen bringe das adrichte äussere Wesen, und das Weibchen das innere Nervichte, dem neuen Thiere zu; eine Muthmassung, die von allen Muthmassungen wohl die unmöglichste ist, wenn man blos bedenkt, wie in unendlich feinen Theilen die Adern und Nerven in einander verwoben sind, da auch der feine Unterschied des Gehirns zwischen den Thieren von ähnlichern Geschlechtern völlig unberührt, und unbekannt ist, so hat man nicht den allergeringsten Grund zu sagen, daß eher das Weibchen als das Männchen das nervichte Wesen hergebe. In den Jumaren, wo der Vater ein Stier, und die Mutter eine Eselin ist, und wovon wir Zeichnungen vor uns haben, die durch Veranstaltung des Kardinals des Lances verfertigt sind, ist das Aeussere, (nemlich Magen und Gedärme) gänzlich der Mutter ähnlich.

LXXIX.

Luther und die Reformatoren gegen Gaillard gerettet.

1769. (S. 1389.)

Der französische Geschichtschreiber Hr. Gaillard ist in seiner Geschichte Franz I. ungeachtet unserer er-

leuchteten Zeiten, dennoch äusserst wider Luthern eingenommen, den er vermuthlich bloß durch Bossuet und andre Feinde kennt; denn die deutschen Werke des grossen Mannes hat er gar nicht, und vermuthlich auch die Lateinischen nur obenhin gelesen. Hr. G., der Luthers Grobheit alle Augenblicke tadelt, braucht selber gegen den Mann sehr unabgemessene Ausdrücke, Impudence, Insolence, Opiniatreté, Orgueil. Er mißbraucht den allmähligen Fortgang Luthers zu mehrerm Lichte, als einen Beweis seiner Widersprüche. Wenn er fragt, wer Luthers Werke lese? so sollte er sich erinnern, daß alle Wissenschaften Staffeln und Zeiten haben; daß Luther zu seinen Erklärungen der heil. Schrift bey weitem nicht die Hülfsmittel gehabt, deren wir heute uns zu erfreuen haben; und endlich sollte er wissen, daß Luther ein Klassischer Schriftsteller in der deutschen Sprache ist, und seine Lieder, ungeachtet der veränderten Zeiten, noch immer gesungen, und mit Vergnügen gehört werden. Höchstungerecht sagt G. dieser Rebelle habe alle Machten zu stürzen getrachtet; kein Mensch war weniger geschickt, in zeitliche Dinge sich zu mischen; er hatte zum Grundsatze: Gott regiere und erhalte seine Kirche wider alle Anstalten menschlicher Klugheit und sichtbare Macht, und Gaillard gesteht diesen Grundsatz selber. Wider seinen Willen muß er den unüberwindlichen Muth des Mannes erkennen, der zu Worms Hussens Schicksal vor Augen

hatte,

hatte, und nicht um das geringste nachgab; und eben so muß er die Verabscheuung des wirklich alle Obrigkeit umstürzenden Münzers erkennen. Wo hat G. den geringsten Beweis, daß Zwingli den Haß und die Aufruhr im Herzen gehabt, oder den bürgerlichen Krieg verursacht habe, der eine Folge der Verbrennung der protestantischen Lehrer war. Zwingli war nicht nur ein Glaubensverbesserer, er war ein kluger Patriot, und verbesserte die Sitten, und selbst den Staat. Den Melanchton rühmt Hr. G. durch und durch, aber sein Ruhm selbst ist eine unerträgliche Nachrede. G. sagt: der Mann habe sein ganzes Leben durch eine Religion gesucht; ein Urtheil, das ein wahrer Mißbrauch der Bescheidenheit Melanchtons ist. Am Lobe des Luthers, das Hrn. G. nach so vieler Ungerechtigkeit entrinnt, vermissen wir den grossen Nutzen der gemeingemachten heil. Schrift, und die allmählige Vernichtung der geistlichen Tyranney. Auch ungerecht sind seine öftern Ausdrücke, wenn er Luthern, und hernach dem Calvin, die Unruhen in Frankreich Schuld giebt, die eine späte Folge lang getragener grausamer Verfolgungen gewesen sind, wobey die Päbste und katholischen Heiligen und Universitäten unaufhörlich die allzuträge weltliche Macht zum Verbrennen aufgefodert haben. Die Intoleranz gieng so weit, daß die Universität zu Paris den Erasmus bloß deswegen verdammte, weil er zu gelinde war, und die Verfolgung mißbilligte; man verbrannte so-

gar seinen Freund Barquin. In Frankreich wurden wahre Auto da fé veranstaltet, und die Protestanten zu Toulouse verbrannt. Mitten unter diesen Grausamkeiten fuhren die Mönche fort, falsche Besessene zu beschwören, und eine gute Anzahl von Franciscanern spielte eine ärgerliche Komödie mit dem Beschwören, ohne daß ihnen einige Strafe auferlegt worden wäre, da sie doch falsche Wunder vorgegeben hatten. Unmenschlich ists am Hrn. G. eben da er die verbrannten Protestanten herzählt, dennoch ihnen Schuld zu geben, sie haben sich selbst gerühmt, das Schwerdt auf die Erde gebracht zu haben, das Schwerdt, womit man sie erwürgte, und das sie in Frankreich erst nach 40 Jahren, in andern Ländern niemals bey allen ihren Unterdrückungen gebraucht haben.

Herr Gaillard fährt mit der Geschichte des Calvinismus fort, wie der Mann die nach dem Urbilde der heil. Schrift wieder hergestellte Religion nennt, ein Namen, den sonst die reformirte Kirche niemals gelitten hat, und der um desto ungerechter ist, je gewisser Zwingli den verbesserten Glauben einige Jahre vor dem Calvin gelehret hat, und je unläugbarer Z. und seine Schüler zwey Drittel von Helvetien bekehrt hatten, ehe Calvin auftrat. Wahr ist es hingegen, daß Calvin sich unter den Verbesserern des Glaubens durch seine Gelahrtheit herausgenommen hat. Was aber von den Scheltwörtern ihm aufgebürdet wird, ist die allgemeine Schreibart des Jahrhunderts, und

tausendmal hat man wegen des Servets geantwortet. Er wurde auf die von der römischen Kirche beybehaltene blutige Gesetze hin verurtheilt, und man kann dem Calvin nichts zur Last legen, als daß er nicht das erste Exempel der Duldung gegeben hat. Es hatte auch Servet solche abscheuliche Worte wider die heil. Dreyeinigkeit ausgestossen, daß auch zu unsern Zeiten, bey allen christlichen Sekten, eine schwere Ahndung unvermeidlich erfolgen müßte. Und was sind höchstens sechs in allen protestantischen Ländern hingerichtete Irrgläubige gegen die unzählbaren Opfer der Grausamkeit der römischen Kirche, die auch hier nicht verschwiegen werden, und worunter der gelehrte Dolet gewesen ist. Wenn dann der Socinianer Ursprung den Protestanten zugeschrieben wird; so sollte sich Hr. G. an die unzählbaren Gottesverläugner erinnern, die in dem Schooße seiner Kirche schon längst, und wieder neulich entstanden sind, und nothwendig entstehen müssen, wenn aufgeweckte Geister den Aberglauben einsehen, und ihnen keine gereinigte Religion angebothen wird, bey welcher sie sich beruhigen können. — —

LXXX.

Voltaire.

1770. (S. 169. f.)

Mr. de Voltaire peint par lui meme. Ein Mann, der eben den Ruhm des Dichters nicht sucht, hat aus seinen eigenen Werken und zumal aus seinen Briefen, Paar und Paar, solche Aeusserungen zusammen abdrucken lassen, die einander überhaupt geradezu widersprechen; nur was die Religion angeht, hat er gänzlich weggelassen. Er hat sich überall nur der eigenen Worte des Dichters, und seiner anerkannten Werke bedient, auch nicht hervorgesucht, was wider die Sitten, und zumal wider die Keuschheit läuft. Aber Anmerkungen, und meistentheils ironische, hat er sich erlaubt. Er fängt bey des Hrn. von Voltaire Leben an. Im zwanzigsten Jahre seines Alters und im folgenden bot er der französischen Akademie zwey Preisoden an, die auf die Seite gelegt wurden. Er rächte sich durch eine heftige Schrift, le Bourbier, eben in der Marotischen Schreibart, die er so oft am Rousseau getadelt hat. Im J. 1715. wurde er in die Bastille gesetzt, wo er ein Jahr blieb; er selbst giebt die Schuld einem ihm mit Unrecht zugeschriebenen Gedichte. Ist es wahr, daß Mad. Gottsched die Henriade übersetzt habe? Er lebte damals im besten Vernehmen mit J. B. Rousseau, der

sehr günstig von ihm urtheilte, und als ein alter berühmter Mann ihn aufmunterte. Aber R. war nunmehr entweder ein Christ, oder doch wollte er nicht, daß man wider die Religion schriebe; er mißbilligte eine gewisse Epitre (à Uranie vermuthlich), und da er noch einiges an der Zaire aussetzte, so entstund der grausame Haß, den Voltaire gegen den R. niemals hat ablegen können, und selbst den jüngern Saurin und jüngern Crebillon wider den unglücklichen alten Dichter aufgebracht hat. Ein Brief über den Buchhändler Jore, dem Voltaire eine Art eines Wiederrufes abschwatzte, zieht hier eine Aufheiterung nach sich, die für den Dichter nnd seine Ehrlichkeit äusserst nachtheilig ist; wider Hrn. le Franc entstund der fruchtbare Haß des Dichters aus der ungegründeten Einbildung, dieser Mann wäre gesinnt, ein amerikanisches Trauerspiel im Geschmacke der Alzire zu schreiben. Ueber dem Mondain mußte er A. 1736. Frankreich verlassen. Bald darauf verleugnet er seine Elemens de la Philosophie de Newton, und dann erscheint ein schmeichelhafter Brief an den Hrn. de Maupertuis, worinn er ihn um eine Beyhülfe dazu bittet, und nach diesem Briefe folgen die harten Satyren wider diesen Präsidenten. Eben so findet man hier die Kritik des Fontenelle, den Widerruf, und die Bestätigung, alles vom Voltaire. Gegen den A. des Fontaines entstund sein Haß über einige geringe, und noch dazu von ihm

selbst abgeforderte Kritiken; und dann folget ein Brief, worinn Voltair den Hrn. von S. Hyacinthe ersucht, etwas abzuleugnen, das des Fontaines geschrieben hatte; vermuthlich weigerte S. H. sich, und darauf erfolget von Seiten des Voltairs die abscheulichste Reihe von Schimpfwörtern. Das Lob und der härteste Tadel der Maffejischen Merope stehn eben so neben einander. Er, der Verfasser unendlicher Satyren, brauchte A. 1752. den weltlichen Arm, eine vermeinte Satyre wider ihn in einem Hause zu suchen, wo man sie nicht fand. Um sich den Weg in die Academie françoise zu öfnen, schrieb er einen ganz katholischen Brief an den P. de la Tour, einen Jesuiten. Er zog bald hernach selbst, wie man hier vermuthet, seinen Oreste, der ähnlichen Tragödie des Crebillon vor, und gab sich selbst die verdientesten Lobsprüche. Hier kömmt seine bittere Klage über den Verhaft zu Frankfurt, den er sich durch die Brechung seines gegebenen Wortes zugezogen hatte. Und dann kömmt der Krieg mit dem Buchhändler Grasset, den er in der That bis ins gröste Unglück verfolget hat. Des Hrn. von Haller Antwort erscheint hier verstümmelt. Hierauf kömmt seine wankende Ableugnung der Pucelle, die er selbst in einem Briefe an eine Dame abschickt. Eben so leugnete er die femme qui a raison ab. Mit den Journalisten von Trevoux warf er sich über seinen Panegyrique des Königs ab, den sie nicht gerühmt hatten, und mit

dem Abbe Gujon über dessen oracle de nouveaux Philosophes. Eine Satyre über den Bischof le Franc ist voll platter Spielwerke. Wiederum das Lob des la Motte entgegengesetzt dem härtesten Urtheile über ebendenselben. Eine Erklärung, daß Voltair niemals eine satyrische Schrift herausgegeben habe. Eine Ableugnung des nachwärts von ihm selbst herausgegebenen Essai sur l'histoire universelle. Eine Klage über den Priester von Moens, der des von Voltaire Vasallen (fünf Bauern von Ferney) wegen seiner Kirchenrechte angrif. Eine Erzählung, nach welcher der König ..... den Frieden mit dem Dichter gesucht hat. Endlich der Krieg mit J. J. Rousseau, der über den Schauspielen zu Ferney entstanden ist.

Ueberhaupt stellt die Geschichte der Streitigkeiten die Herr Arouet, mit andern Gelehrten seiner Zeit gehabt hat, und die Waffen der er sich bedienet hat, ein interessantes Gemälde vor. Diese Waffen sind nicht bloß ein satyrischer Witz, auch nicht nur, fast wie Rousseau gesagt hat, honnête calomnie, oder die gewöhnliche Kunst des feindseligen Herzens alles an seinem Gegner anzuschwärzen, auch wohl dasjenige, wo sonst nichts schwarzes war; nein, Voltaire ist ein ordentlicher Verfolger, und hat unermüdet, durch tausenderley Briefe und Wege, die obere Macht wieder diejenigen aufzubringen gewußt, die er drücken wollte, und nur gar zu oft ist es ihm gelungen. —

(Siehe Tableau philoſophique de l'esprit de M. de Voltaire.) G. Z. 1771. Zug. S. 409. — Die Schimpfreden wider Freron, Nonnotte, Guion, La Baumelle, Chaumeix, Clement, beyde Rouſſeau und andere die das Unglück hatten dem Philoſophen einmal zu mißfallen, nahmen kein Ende; und ſeiner Gabe bitter zu ſpotten rühmte er ſich: *je ſais à propos confondre les pérvers & me moquer des ſots* *).

LXXXI.

Palingeneſie.

Von Herrn Bonnet.

1770. (S. 289. f.)

Palingeneſie philoſophique, ou idées ſur l'état paſſé, & ſur l'état futur des êtres vivans. Der erſte Theil beſteht in verſchiedenen Abhandlungen. In der erſten wiederholt Herr B. ſeine Gedanken von der Seele. Er glaubt, die Empfindungen kommen durch Faſern zur Seele, deren Eigenſchaften verſchieden ſind. Die erſten Empfindungen erregen die Seele auf eine andere Art, als diejenigen, die öfters wiederholt worden ſind. Die Seele wirkt auf die empfindenden Faſern, dieſe werden ermüdet, wenn die Seele lang auf eben dieſelben Faſern wirkt. Hier liegt der Grund der Schwierigkeit, die bey der Aufmerkſamkeit iſt.

*) Epitres, Odes, Contes & pieces fugitives. 1771.

Die Zurückrufung der Begriffe hängt von der Verbindung der empfindenden Fasern ab. Die Freyheit ist nichts als die Ausübung des Willens. Eigentlich bestimmen die Beweggründe die Seele nicht zu einigen Wollen; die Seele bestimmt sich selbst auf den Anblick der Beweggründe. Das Gedächtniß hat seinen Sitz im Körper, und die körperlichen Ursachen sind der Grund des Unterschiedes in den Seelen. Herr B. hält die Seele für unkörperlich, ohne zu glauben, daß die Religion dabey leiden würde, wenn man beweisen könnte, die Seele sey ein Körper.

2. Ein Gemählde der Gedanken des Hrn. Verf. über die innerlich gebauten Körper, und über ihre Wiederergänzung. Alle diese Körper haben einen Keim, der biß zur Befruchtung sehr langsam, hernach aber geschwind wächst und sich entwickelt, der Grund zur Entwicklung liegt in der reitzenden Natur des befruchtenden Saftes, und in der Reizbarkeit des Keimes. Bey den Mauleseln wird die Bildung gewisser Theile durch den befruchtenden Saft umschränkt, und gewisse Theile stärker genährt. Keine allmählige Entstehung der Theile ist möglich, weil die verschiedenen Theile mit einander innig verbunden sind, und nicht einzeln bestehen können. Der Vielarm (Polypus) hat eine Seele, da er empfindet, und eine untheilbare Seele. Herr B. lenkt sich zu der Meynung, die Keime seyen in einander geschoben.

3. Von der Verbindung der Begriffe, und von ihrer Zurückrufung aus dem Gedächtnisse. Die erstere geschieht durch die Erregung der einen Fasern durch die andern. Was den grossen Balken im Gehirne betrift, so haben weder die Vögel noch die Fische etwas dergleichen, und in der Gans und im Kalkutschenhahn wäre ein solcher Theil allzuleicht zu entdecken, wenn er vorhanden wäre. Aus der Menge der den wahren Gütern zugeeigneten Fasern entsteht bey ihrer vereinigten Erregung eine Gewalt, die die Seele zum Guten bewegt, und die Bekehrung liesse sich dadurch erklären, daß die Hoffnung der glückseligen Ewigkeit so mächtig diese Fasern erregte, daß ihr Spiel das Spiel der Fasern überwöge, die den Leidenschaften eigen sind. Die Thiere haben die Fähigkeit nicht, allgemeine Begriffe abzuziehen, sie haben keine Zeichen zu diesen abgezogenen Begriffen, und keine eigentliche Reflexion.

Ueber den vergangenen und zukünftigen Zustand der lebenden Wesen. Die Thiere haben ein Gedächtniß, aber wenige, einzelne und unverbundene Begriffe. Vermuthlich ist ihr Gehirn, so ähnlich es im äussern ist, innerlich vom Gehirne des Menschen sehr verschieden. Es ist nicht unmöglich, daß die Thiere vollkommener werden können, und vielleicht überläßt der Mensch, wenn er zu höhern Sphären, und edlern Geschäften befördert wird, diese Kugel den Elephanten; die andern Thiere rücken in ihrer

Reihe fort, und die Austern rücken in den Rang der versüßigen Thiere. Gelegentlich beantwortet Herr B. einen Einwurf wider seinen unzerstörbaren Keim, wider den man seine äusserste Zärtlichkeit anführen könnte. Die Kraft zu keimen bleibt doch bey dem Getreide ganze Jahrhunderte durch unvernichtet. Herr B. ist geneigt, auch den Gewächsen eine Seele zuzustehen, da das nicht Daseyn ihrer Empfindlichkeit nicht erwiesen ist, das Gefühl aber eine Seele nach sich zieht. Ihr Keim kann auch, wie bey den Thieren, die Anlage zu künftigen Werkzeugen in sich fassen, wodurch das Gewächs vollkommener werden, und in die Reihe der Thiere einrücken kann. Der Vielarm ist deutlich ein beseelter Baum, der seinen Willen hat, und von demselben sichtbare Proben giebt. Auch die Seele des Vielarmes, deren Sitz man nicht kennt, kann durch die Entwicklung des Keimes verbessert werden.

Von der Schöpfung; von der Verbindung ihrer Theile mit einander; von der Entwicklung der Weltkörper.

Von Leibnitzens Gedanken über die Entwicklung der Keime, und dann des Herrn B. Gedanken von der Auferstehung, einem Glücke, das seiner Meynung nach dem Leibe eben sowohl wiederfahren soll, als der Seele; und dann wieder von der Ergänzung verlohrner Theile, die Herr Spallanzani so weit getrieben hat. Herr Derome, wird hier als ein Abschrei-

ber und unzuverlässiger Schriftsteller angesehen. Herr B. findet in seinen Erfahrungen Spuren, daß allerdings die neu anwachsenden Theile in Schnecken oder im Molche schon im kleinen vorhanden gewesen sind, und sich entwickeln. In jedem Beine ist eine gewisse Anzahl Keime vorräthig, die das abgeschnittene Bein wieder erzeugen können. Herr B. verwirft hier die bauende und den Körper beherrschende Macht der Seele, die den über die Reizbarkeit gemachten Versuchen zuwider läuft; und wiederholt aus seinen alten Schriften die mechanische Weise, wie sich die Theile der Thiere entwickeln. Dieser Band ist von 425 Seiten.

Der zweyte Band ist von 448 S. Von unserer Unwissenheit über das Innere der Dinge; über die heimliche Kette die alle Begebenheiten verbindet, wie denn eine etwas stärkere Bewegung in dem Gehirne eines Menschen einen Krieg und den Tod von Millionen nach sich ziehen kann. Alles dieses Innere, und diese Kette sind, wie Herr B. vermuthet, für die obern denkenden Geschöpfe deutlich, für die eigentlich unsere Welt gemacht ist.

Von den Geschäften der Thiere in ihrem künftigen und vollkommenen Zustande. Sie werden demselben angemessen, und von den jetzigen Verrichtungen unterschieden seyn. Wenn die Menschen und Thiere nicht mehr für die Fortpflanzung ihres Geschlechts, noch für ihre Nahrung zu sorgen haben, so werden ihre Begierden und Geschäfte ganz verän-

dert werden, und die Grausamkeit wird die Seele des Tiegers verlassen, weil er nicht mehr in der Nothwendigkeit seyn wird, sich mit Blut zu nähren.

Vom Vielarme; von seinen Bewegungen, die eine Folge der Reizbarkeit seyn können. Von einem sehr einfachen, von Herr Trembley entdeckten Thiere, das einer Röhre ähnlich sieht, sich spaltet, und wovon jede der Länge nach getheilte Hälfte sich wieder zu einer lebendigen Röhre ergänzt. Von einigen kleinen Wasserthieren, die sich durch eine Theilung vermehren, daß die in dem mit Kräutern eingebeizten Wasser sich bewegenden Körper Thiere seyen; die Gränzen zwischen dem Thiere und dem Gewächse seyen noch unbestimmt.

Vom künftigen Zustande des Menschen. Das Gedächtniß in demselben, oder die Personalität, kann nicht anders erhalten werden, als wenn in dem jetzigen Gehirne ein anders verborgen liegt, auf welches das jetzige dauerhafte Eindrücke macht, und das im künftigen Leben sich entwickeln wird.

Und nun folget der eigentliche zweyte Theil dieses Werkes, nemlich die Vertheidigung der Offenbarung. Hr. B. fängt von dem Erweis eines Schöpfers an. Er nimmt ihn von der Zufälligkeit der Naturgesetze her, die niemals zu Gesetzen, noch nothwendig geworden wären, wenn nicht ein Gesetzgeber vorhanden wäre, der nothwendig ist. Diese Gesetze sind seine Sprache, womit er zu den Menschen redet. Eine besondere Sprache aber, die den Menschen zur

Erkenntniß eines obersten Gesetzgebers führt, ist es, wenn diese Gesetze in besondern Fällen eingeschränkt werden; als welches niemand als der Gesetzgeber selbst zu bewirken vermögend ist. Dahin gehören die Weissagungen, wozu Gott schon lange vorher natürliche, das Gehirn dieser Männer zu bewegen fähige Ursachen zubereitet haben könne. Die Wunderwerke können auch eine Folge vorher bestimmter natürlicher Ursachen seyn; wie wenn sie dahin giengen, daß die Reizbarkeit in einem todten Leibe sehr groß würde, als welche denselben fähig wäre aufzuwecken. Aber solche durch keine zufällige Ursache zu bewirkende Wunderwerke sind wirkliche Beglaubigungsbriefe vom Schöpfer und Urheber der Gesetze der Natur. Die dabey gebrauchte Worte des Erlösers sind nicht eigentlich die Ursache des Wunderwerkes, sondern eine Ermahnung zur Aufmerksamkeit gewesen. Von der Stärke der Zeugnisse, und der Anzahl der Zeugen. Die Wunderwerke sind nur unmöglich, wenn eine blinde Nothwendigkeit alles regieret, nicht aber wenn ein Gesetzgeber vorhanden ist, der die Gesetze der Natur einzuschränken vermögend ist. Die Zeugen der Wunderwerke haben nicht betrogen werden können, und wenn die einen Zeugen aussagen, alle Menschen sterben ohne wieder zum Leben zu kommen, die andern aber, sie haben einen Todten auferstehn gesehen, so ist eigentlich kein Widerspruch in beyden Aussagen, ein jeder sagt, was er gesehen hat; die Wunderwerke sind auch eigentlich selbst Folgen vorher bestimmter Ursachen.

Von der Offenbarung; ihre innere Würdigkeit, die Natur der Zeugen derselben, und der Feinde, unter denen sie die Oberhand gewonnen hat, und die das Zeugniß nicht hätten zur Kraft kommen lassen, wenn es falsch gewesen wäre.

Von Paulo, und seinem der Liebe vor allen glänzenden Vorzügen der ersten Christen gegebenen Vorzuge. Von der Auferstehung Jesu, und der Zusammenstimmung aller Zeugnisse. Von dem Fleisse, den die ersten Christen angewandt, die heil. Schrift urkundlich zu erhalten, und wider die härtesten Drohungen zu bewahren. Von dem Gewichte der Zeugnisse der Märtyrer, die nicht für eine Meynung, sondern für die Wahrheit dessen gestorben sind, was sie gesehen hatten. Wie schwer es würde gewesen seyn, ohne die vollkommenste Ueberzeugung der Apostel, und die deutlichste Gewißheit der von ihnen ausgedrückten Wunderkräfte, daß so viele Tausende ihre Begierden und Lüste verleugnet, und sich der Verfolgung und dem Tode bloß gesetzt hätten. Wider den Einwurf, die Offenbarung seye nicht allgemein, und von der Unmöglichkeit, daß alle Menschen gleiche Gaben des Geistes und des Leibes von Gott empfangen könnten. Von der unbestimmten Meynung der moralischen Nothwendigkeit. Daß Jesus die vollkommenste Duldung und nicht die Verfolgung gelehrt habe. Geheimnisse müssen allemal übrig bleiben, so bald von Gott die Rede ist, und das ewig nothwendige Daseyn Gottes ist selbst ein unbegreifliches Ge-

heimniß. Erwiesen sey die Offenbarung nicht, aber in dem Grade wahrscheinlich, nach welchem alle Menschen in allen ihren Entschliessungen sich richten.

Vom künftigen Zustande des Menschen. Er wird freylich einen vom gegenwärtigen sehr verschiedenen Leib haben, da er von so vielen Nothdürften befreyt seyn wird. Seine Sinne können vollkommener werden, er kann auch neue Sinne erlangen, die schon jetzt im Keime des Gehirns unentwickelt liegen. Wir werden die verschiedenen Oekonomien und die Uebereinstimmung aller Theile zu einem gemeinen, aber verschiedenen Zwecke in verschiedenen Welten einsehen. Wir werden die Veränderungen durchschauen, die unsere Erdkugel erlitten hat, und die ihr noch bevorstehn. Unser Körper wird mit der Geschwindigkeit des Lichtes von einer Welt in die andere übergehen, s. f. Man wird dieses vortrefliche Werk allemal zugleich mit Vergnügen und Nutzen lesen.

LXXXII.

Ein Volk bedarf der Religion. *)

1770. (S. 759.)

Die Religion ist die Quelle aller guten Sitten. Diese Vormauer wider das Verderbniß der Menschen wollen ihre angebliche Freunde die Philosophen niederreissen, als

*) Reflexions sur la Religion par Vernet.

als wenn man die Begierden der Menschen zu viel einschränken könnte. Die Ehre soll an die Stelle der Religion treten; die Ehre, die nur auf dem Beyfalle der Menschen beruht, und die angesehensten Philosophen nicht hindert zu lügen, zu verläumden, zu verfolgen, die Unreinigkeit auf tausenderley Weise aufzumuntern. In Frankreich hauptsächlich bemühet man sich nicht nur der Gottheit die Aufsicht über die Menschen, die Bestrafung des Bösen, und die Belohnung des Guten zu entziehn, man läugnet auch geradezu das Daseyn eines Schöpfers, und weiß mit tausend kleinen Einwürfen einzuschleichen, die den schreckenden Begriff eines allmächtigen Wesens schwächen. Man bedient sich hier aller der geringen Fehler, die von den Rabbinen oder einzelnen Christen in der Auslegung der Offenbarung begangen worden sind, und kömmt in kleinen Büchern alle Augenblicke mit eben denselben Anfällen wieder. Was soll man nun von dieser Ausrottung der Furcht Gottes anders hoffen, als eine Zügellosigkeit in unsern Begierden, und eine Erkältung in allen den Werken der Liebe, die durch die Religion so leicht und so angenehm gemacht würden. Rousseau hat mit seiner Einschärfung der bloßen natürlichen Religion nicht gemerkt, wie unvollkommen sie ist, wie wenig Gewißheit der Ewigkeit sie geben kann, wie vollkommen unwissend sie schon beym Sokrates über die Frage bleibt, wie kann der sündige Mensch Gott versöhnen? Und was ist die Wirkung seiner Satyren gewesen? Eben

die natürliche Verehrung Gottes, die er über die Offenbahrung erheben wollte, ist zugleich mit derselben bey seinen Bewunderern verlohren gegangen.

LXXXIII.

Castilhon *)

1780. (S. 1173. f.)

Dieser Franzose sagt: Il convient de prouver que les habitans de la Monarchie françoise sont infiniment au dessus de toute comparaison avec le reste des peuples de la terre; folglich mußte er alle berühmte Völker alter und neuer Zeit herabwürdigen, mußte den Römern, Egyptiern und den Chinesern das Urtheil sprechen. — Aber Herr C. zeigt wie wenig er Geographie und Naturlehre besitze. Daß die in andre Länder verpflanzten Völker ihre Sitten verändern ist nicht allemal richtig. Mitten in Persien lebten griechische Kolonien nach den Sitten ihres Vaterlandes, und die Juden behalten in allen Theilen der Welt ihren Nationalkarakter. Der Amerikanische Britte, ist von dem Europäischen nicht unterschieden. — Wo hat Castilhon die blauen und grünen Augen gesehen, die er als ein Unterscheidungszeichen den Deutschen beylegt? Wo nimmt er den Beweis her, daß der Hang zur Liebe von der Galle, und zwar von der schwarzen Galle

*) Considérations sur les causes physiques de la diversité des Nations.

komme, die nirgends ist. — — Das Italiänische selbst soll nicht so angenehm tönen als das Französische, das wegen seines e muet gar nicht tönt. — — Wo hat er die Nationalphysiognomie der Engländer gesehen, die monotonisch seyn, und Langeweile machen soll. Keine Nation ist mehr einzeln, und minder eine Kopie. Die Morgenländer sind nicht wegen der Lage grausam. Der Benjan ist mild, und schont selbst der Thiere, und keine Gesetze gehn mit dem Leben des Menschen vorsichtiger um, als die Chinesischen, so wie keine darinn übereilter zu Werke gehen und schärfer sind als die Französischen. Herr Castilhon kennt den Norden nicht; ganz unrichtig sagt er, die nördlichen Völker haben sich in der Regierung weniger hervorgethan als die südlichen. Der Nord hat das vortrefliche Gleichgewicht zwischen dem Könige und dem Volke erfunden, und der Südländer die unumschränkte Macht. — — Wir halten den Numa weder für fanatisch noch für einen Betrüger; er rief die Römer von der Abgötterey zu einem einzigen Gott zurück. Ein ungegründeter Gedanke ists, daß die Römische Gravität und der Nationalkarakter sich auch unter den Kayfern erhalten haben solle. Nach dem Trajan findet man wenige Spuren des Römischen Muthes mehr, und selbst die Baukunst, die Herr C. zum Beweise anführt, wurde mit Zierrathen überdeckt. Die neuern Römer, und schon Cicero bekümmerten sich auch wenig um den eigentlichen Ackerbau. Sie verschmähten die Handlung nicht,

und sie war schon zu Ciceros und noch mehr zu des Claudius Zeiten der Weg zum Reichthum. Die Regierungsform zu Rom soll nicht militärisch gewesen seyn; sie war es aufs höchste und eigentlichste. Denn nicht nur war so gar der Unterschied der Familien auf die Pferde gegründet, sondern ein jeder Römer war ein gebohrner Soldat, und mußte eine gewisse Zeitlang dem Vaterlande dienen. Daß die Franzosen, auch in den dunkelsten Anfängen ihrer Regierung, schon ihren Königen äusserst ergeben gewesen, widerlegt sich aus der Verbannung des Sohnes des Merováus, und der frechen Antwort eines gemeinen Franken an den Clodováus, der die Beute mit ihm theilen mußte. Was Herr C. zu Entschuldigung der Unruhen unter Karl VI. und der Ligue sagt, kann jedes andere Volk zur Entschuldigung der seinigen sagen, und warum sollen die Engländer wegen Karls des I. Beurtheilung mehr Barbaren seyn, als die Franzosen, wegen der eben so sehnlich gewünschten Verstossung Heinrichs III. dessen Ermordung zwey Drittel der Nation mit Jubel gefeyert haben. Sehr unrichtig dünkt uns der Rath des Herrn C. bey der Auferziehung der Jugend das Lateinische wegzulassen, als wodurch dieselbe vom Genusse der trefflichsten Werke ausgeschlossen, und in die Schranken der Französischen Schriften eingesperret wird. Die ausschweifenden Lobsprüche seiner Landesleute, die allemal mit dem Ausschlusse aller andern Nationen begleitet sind, können wir nicht alle beleuch-

ten, aber die douce politeſſe dans nos diſputes haben wir nicht ohne Lachen leſen können. Man leſe, wie höflich Voltaire und andre Philoſophen ihren Gegnern begegnen. Dankbar aber ſehn wir den Verfaſſer doch den air de conquete erkennen, den ſeine Landesleute überall, ſelbſt in der Liebe beybehalten. Aber nichts iſt widerſinniger als der Ruhm: ein Franzoſe nehme alle Geſtalten an, und ſeye zu London ein Engelländer, im Haag ein Holländer u. ſ. f. Sie bleiben an allen Orten ſichtbarlich Franzoſen, und verlangen, andre Nationen ſollen ſich zu ihren Sitten beugen. Eben ſo ungerecht ſchreibt er das Gefühl der Ehre ihnen zu, das alle Europäiſche Nationen beſitzen, und viele weiter treiben als die Franzoſen.

LXXXIV.

Ueber die Auflagen.

1770. (Zug. CCIV.)

Le Rétabliſſement de l'Impot, iſt das Werk eines Franzoſen von jener Klaſſe, die mit der beſten Abſicht, dem Landbaue aufzuhelfen, ihn dennoch durch die darauf gelegte Beſchwerde zu Grunde richten wollen. Ihr Irrthum iſt, daß alle Auflagen, ſie mögen ſeyn wie ſie wollen, endlich auf den Beſitzer zurückfallen; wogegen er durch eine Erhöhung der Pachten, und der Pachter durch eine Erhöhung der

Preise sich retten muß. Hätte doch der Verfasser nur Hollands Zustand betrachtet, wo in etwa 225 gevierten Stunden brauchbaren Landes anderthalb Millionen Menschen wohnen, die dem Staate 24 Millionen Gulden bezahlen. Wenn diese Steuren einzig auf das Land gelegt würden, so würde sie die ungeheure und unerschwingliche Summe von 206 Gulden auf einen Morgen von 40000 Schuh ausmachen, da hingegen die Zölle, und die einzig auf die Reichen und ihren Gewinst drückenden Auflagen, es dahin bringen, daß eigentlich andere Länder, die die holländischen Waaren kaufen, diese Steuren bezahlen müssen, und der Arme in Holland ungefähr 4 Gulden des Jahrs bezahlt, und folglich dem Staate kaum den 72 Theil seines Verdienstes entrichtet. Er hat sich auch nicht erinnert, daß der Landwirth alle seine aufzuwendenden Unkosten vorschiessen, folglich, wenn er dadurch in die Noth geräth, seine Produkten nicht nach der Maasse der mehreren Beschwerden theuer geben kann, sondern wohlfeiler wegschlagen, und gar zu Grunde gehen muß, wenn alle Lasten des Landes auf ihm liegen, und ein unfruchtbares Jahr seinen Grund von allen Produkten beraubt. In Helvetien liegen fast alle Abgaben auf den Grundstücken, weil sie ehemals gegen ewigen Grundzinse von den Edlen wegegeben worden sind. Sie sind gering, und drücken doch den armen Landmann bey einem Mißwachse gar sehr. In Frankreich aber, wo 30.

Millionen Morgen sind, müßte der Morgen 12 Liv. bezahlen, wenn der König nur 360 Millionen aufnehmen sollte, und diese Auflage würde in vielen Gegenden den ganzen reinen Eintrag eines Morgens wegnehmen. Wir machen diese Anmerkungen, weil eine ganze Sekte den Grundsatz unaufhörlich wiederholt, der das Reich völlig zu Grunde richten, und den Besitzer des Landes zwingen würde, eher seine Grundstücke abzutreten, als die unerschwinglichen Auflagen zu bezahlen. Sonst sind die Gründe, warum unser Ungenannte den Kaufmann nicht beschweren will, sehr seicht. Die Taille hat allerdings ihre unerträgliche Fehler, weil sie eine Vermögenssteuer ist, die ohne Kataster willkührlich aufgelegt wird; so sind die Aides. Freylich haben die Accisen auch ihre Fehler, wenn sie zumal das nothwendigste am meisten, und das entbehrlichste am wenigsten drücken. Sie sind aber dennoch, wenn sie nach gesunden Grundsätzen aufgelegt werden, das einzige Mittel, alle Unterthanen nach dem Verhältnisse ihres Aufwandes, und folglich ihrer Einkünfte zu belegen. Wir übergehen das übrige, das mehrentheils in Scheingründen besteht.

LXXXV.

Aeschylus. *)

1771. (S. 406.)

Freylich sind des Aeschylus Trauerspiele nach einem ganz andern Grundrisse verfertigt, als die unsrigen. Eine einzige Verlegenheit der Hauptperson nimmt das ganze Spiel ein, ohne Episoden, Knoten, viele Personen, und sonderliche Umstürze des Glückes (Catastrophe). Manchmal bleibt die Hauptperson in der Verlegenheit, wenn das Spiel aufhört, wie die Danaiden, der Prometheus. Die Einheit der Oerter und Zeiten ist auch nicht beobachtet. Orestes ist zu Delphi, und wieder zu Athen. Offenbar ists, daß Aeschylus theils dem Nationalstolze der Athenienser geschmeichelt hat, und theils auch der Republik Argos, wie aus den Eumeniden, den Danaiden und andern Stellen erhellt, etwas Angenehmes vorzusagen gesucht hat. — Ihnen zu lieb scheint der sonst verhaßte und in der Hölle von den alten Dichtern bestrafte Karakter der Danaiden günstig gemacht, und die Großmuth des Volkes von Argos erhoben worden zu seyn. Das wesentlichste machen die Pindarischen Lieder aus, die in allen Gedichten vorkommen, und worinn Aeschylus an Erhabenheit, aber auch an Dunkelheit, den Sänger von Thebe fast noch

*) Tragédies d'Eschyle, Paris 1770.

übertroffen hat. Selten verfällt A. ins Niedrige, in etwas doch in den sieben Anführern von Theben. Wunderlich müssen uns die Höflichkeiten vorkommen, die Minerva den Furien vorsagt, und der Segen, den die versöhnten Unholdinnen über Athen aussprechen; dieser Widerspruch muß in der Mythologie der Bürger von Athen seine Auflösung finden. Prometheus zielet auf eine Ueberwältigung des Jupiters durch einen Abstämmling der Jo. Unziemliches findet man sonst nichts beym Aeschylus, und keine Liebe, als die brüderliche und kindliche. Die Uebersetzung ist erhaben, und ihr Verfasser hat Mühe daran gewandt, den Sinn des A. durch seine verschiedene Ausgaben aufzufinden. Inhumain vom Jupiter gesagt, ist doch kein angemessener Ausdruck; und Diamanten kannte der alte Dichter wohl nicht. Die Geschichte der Jo ist beym Prometheus eine zweyte mit der ersten unverbundene Handlung; bald sollte man meinen, Aeschylus habe blos seine geographische Kenntniß zeigen wollen, und auch die ist sehr verworren. Clytemnestra hat einen erhaben bösen Karakter und ziert sich mit den tugendhaftesten Reden, den Agamemnon zu verblenden, dem sie verdächtig scheint; sein eigener Karakter ist offenherzig und edel. Zu den Choephoren (dem Morde dieser Königinn) hat Racine ein Exemplar mit eigner Hand verbessert. Die Danaiden hatten eine ewige Jungferschaft gelobet; die Geschichte führt hier nicht zur Ermordung

ihrer Freyer, die wie die Freyer im Homer gebieterisch sprechen. Der Herausgeber endigt mit einer Abhandlung, worinn er die Reisen der Jo zurecht bringen will; es scheint aber unmöglich den Sprung aus Asien ins Land der Gorgonen zu erklären, aus welchem leztern Lande sie erst nach Aegypten zurückkömmt.

LXXXVI.

Thomas Abbt. *)

1771. (S. 751.)

Die Briefe welche dieser Mann mit Herrn Mendelsohn und Nikolai ꝛc. gewechselt hat, geben viele Erläuterung zu der Geschichte der Litteraturbriefe (einer periodischen Schrift, deren Strenge dem Rezensenten oft mißfiel, ob er gleich nie was von derselben gelitten hat, auf der andern Seite aber fand er in derselben etwas, das er vor dem in keiner wenigstens so beständig gefunden hatte: Rezensionen welche zeigten, ihre Verf. hätten bessere Schriften selbst verfertigen können, als sie rezensirten. Diese letzte Eigenschaft findet sich eben nicht in manchen neuen Rezensionen, die sonst die erstere, schlimmere, der Litteraturbriefe, noch haben). Wie sorgfältig Abbt in Ausarbeitung seiner Schriften, wie nachgebend er,

*) Freundschaftliche Korrespondenz.

gegen die nichtsweniger als schonenden Kritiken seiner Freunde gewesen, dieses hier zu sehen, kann manchem Schriftsteller sehr lehrreich seyn. Einige philosophische Untersuchungen sind auch unterrichtend. Unterschiedene klagvolle Briefe, beweisen weiter nichts, als daß Abbt für die Lebensart nicht gemacht war, und sich nicht in sie zu schicken wußte, zu der ihn seine Umstände eine Zeitlang nöthigten. Er hatte aber auch so viel Selbsterkenntniß, daß er für die Astronomie nicht gemacht wäre, durch welche ihm eine Versorgung angeboten ward, und folglich konnte Abbts Genie zu manchen Dingen nicht gemacht seyn, zu denen andere Genies gemacht sind. Wie es Abbt hierinnen gegangen ist, so ist es mehr guten Köpfen in und auffer Deutschland gegangen, die deswegen nicht für nöthig gefunden haben, Klagen drucken zu lassen und allenfalls nach dem Horaz gelernt haben: Sibi res, non se subjicere rebus. Unterhaltender, und werth auf die Nachwelt zu kommen, sind die Briefe in denen er noch in Rinteln vom Hrn. Grafen von Bückeburg, zu einer Zeit redet, da er noch ohne was von diesem Herrn zu erwarten, durch eine anderweitige Beförderung zu bald von Ihm entfernt zu werden fürchtete. Der, der Abbten zu schätzen, zu brauchen, zu belohnen wußte, war in seiner Art was noch viel ausserordentlicheres, als Abbt in der seinigen.

LXXXVII.

Aristoteles, Horaz, Vida, Boileau.

Nach dem Abbt Batteux. *)

1771. (S. 922. f.)

1. Aristoteles. Mr. B. versichert, er habe wörtlich übersetzt; das hat er nicht gethan, und vielmehr seinen Verfasser umschrieben. Man lieset das Buch selten mehr, es trägt aber, ob es wohl nur ein Theil von einer Dichtkunst ist, das Gepräge eines grossen Meisters. Der Geschmack des Philosophen ist überhaupt vortreflich. Was er von den Einheiten sagt, selbst von der Einheit des Karakters bey den tragischen Personen, was er über die Entwickelung des Knoten, den Vorzug des Trauerspiels (es war eine wirkliche Oper) erinnert, und überhaupt das ganze Werk ist aufs Feinste gedacht. Obwohl nun Hr. B. vom Aristoteles glaubt, er habe genugsame Muster grosser Dichter vor sich gehabt, Regeln für die Dichtkunst von denselben abstrahiren zu können, so finden wir doch des Stagiriten Begriffe eben um deswegen um etwas zu enge, weil er nur wenige Muster vor sich gehabt hat, daher sein dunkler Begriff, durch das Trauerspiel den Schrecken und das Mitleiden zu reinigen. Das ist nicht der Zweck des Trauerspiels, sondern das Herz durch ernsthafte Triebe zu rühren.

*) Poetique d'Aristote, d'Horace, de Vida & de Boileau. 2 Vol. Paris 1771.

Die bloſſe Bewunderung, die Großmuth, macht ohne Schrecken und Mitleid einen vortreflichen tragiſchen Karakter; ſo iſt Cinna und Titus, ſelbſt Nicomedes und Heraclius. Aber die Athener (warum doch ſo weitläuftig Athenienſer) litten in ihren Schaubühnen am liebſten unglückliche Tyrannen; ſie nahmen ſie deswegen gern aus den trauervollen Häuſern des Laius und des Pelops; doch nicht allemal, wie Ariſtoteles meint; denn Aeſchylus hat die neueſten Perſer aufgeführt. Eben ſo unrichtig iſt der Begriff, die tragiſchen Perſonen müſſen weder gar zu laſterhaft, noch allzuvollkommen ſeyn; ein geſtrafter Laſterhafter iſt tragiſch, und die belohnte Standhaftigkeit eines mit dem Unglücke kämpfenden ächten Helden iſt es auch. Daß der Ausgang allemal traurig ſeyn müſſe, iſt eben ein ſolches Vorurtheil; er war es auch bey den Alten nicht, wie in des Euripides Alceſtis. An einem groſſen Verehrer des Homers muß man es entſchuldigen, wenn Ariſtoteles meint, er habe die Menſchen beſſer gemahlt als ſie ſind; wir finden alle Karaktere vermuthlich nach der Natur gemahlt, aber ſehr unvollkommen. Die Ilias iſt der Sieg der Gewalt, und die Odyſſea der Triumph der Liſt. Daß die Jamben eben nichts zur Satyre vorzügliches haben, haben die lateiniſchen Satyrenſchreiber bewieſen. Nach dem Werke kommen einige Anmerkungen. Das Reinigen durch den Schrecken und das Mitleid ſucht Herr B. zu erklären; es bleibt aber für uns noch

immer dunkel, nnd wir wünschten nicht, daß man das Mitleid aus unsern Freunden austriebe, oder es bey uns auch nur schwächte. Herr B. vertheidigt den Achilles wider den grossen Kenner den Horaz, wir finden aber den Peliden noch viel tadelhafter. Sein Verkaufen des Körpers des Hektors, des einzigen Helden, der einige Menschlichkeit zeigt, ist bloß durch barbarische Sitten zu entschuldigen. Und Jupiter kannte ihn besser, der durch ein Wunderwerk ihn zwingen mußte, den Priamus leidlich zu empfangen.

2. Horaz. Dieses grosse Muster des guten Geschmacks hat freylich auch nur einen Theil einer Dichtkunst geliefert, was er aber sagt, ist wahr und lehrreich.

3. Vida: ein im Virgilius wohl bewanderter Mann, der fleißig sich mit den Blumen der Alten zu schmücken wußte, aber dabey weitschweifig, mit fremden Dingen beschäftigt, oft überaus niedrig war; und überhaupt dringt er in das Innere der Kunst nicht ein. Die Auferziehung eines Knaben, womit er sich lang abgiebt, ist eine ganz fremde Sache. Die Regel eine Heldengeschichte in der Mitte anzufangen, und das Vorhergegangene zu erzählen, hat uns nie gefallen wollen. Nicht nur bringt sie eine unnöthige Unordnung in die Erzählung, sondern man braucht die Personen selbst zum Erzählen, wodurch unserm Begriffe nach entweder die ganze Schreibart ernie-

drigt, oder auf eine unwahrscheinliche Weise der epische Styl einer Person in den Mund gegeben wird, wohin er sich nicht schickt, da er in der Feder des Dichters an seinem Orte ist. Denn wenn braucht ein Fürst in seinen Reden Gleichnisse, Metaphoren und dergleichen Zierrathen, die nicht ohne Ueberlegung und Arbeit können erfunden werden. Uns gefällt, daß Vida, ganz ehrlich, die niederträchtigen Gleichnisse des Homers, und die langen Reden in den Schlachten mißbilligt, und es für keine Schönheit ansieht, wenn eben die Worte wiederholt werden. Odini Anmerkungen werden im ursprünglichen Latein hier abgedruckt.

4. Boileau. Man kennt seine gefeilte und mühsam ausgeschliffene Art Verse vollkommen zu machen. Sie erscheint hier in ihrer Vollkommenheit. Aber auch hier suche man nichts aesthetisches, nicht einmal einen recht gereinigten Geschmack. Malherbe war der Mann nicht, Helden würdig zu loben; und die verbuhlten Verse des Horaz gehören nicht zur ächten Ode; ein Sonnet ist auch ein Spielwerk, dem wir niemals den Vorzug unter den Gedichten geben würden. Eben so wenig schränken wir das Heldengedicht in die Götter der Fabeln ein; aber Boileau hatte den Namen des Milton, auch des Addison's, nie gehört. Und wie füllt des Achilles Zorn eine Ilias an? Weil der Dichter zwanzig Schlachten erzählt, und in ieder die Umstände aus einander setzt, wie jener durch die Leber und dieser durch den Hals

gestochen worden sey, ein Ueberfluß in Kleinigkeiten, worinn noch Fenelon den Homer zwar nachgeahmt, aber doch mehrentheils etwas einzuflechten getrachtet hat, woran der Leser Theil nimmt.

LXXXVIII.

Klopstock und die französischen Liederdichter.

1771. (S. 956. S. 822.)

Freylich sehen wir lieber Klopstocks Werke sich vervielfältigen, als die weichen Herzen der Jugend noch mehr erweichenden Werke der sogenannten Anakreonten, die wohl gar geradezu sich versprechen, durch den Genuß ihrer Lüste, wie durch verdienstliche Handlungen, sich einen Weg zur glückseligen Ewigkeit zu bahnen. Freylich verehren wir Klopstocks Liebe zur Tugend und zu Gott. Ist schon unser Geschmack an die neuern Wendungen noch nicht gewöhnt, womit er die Sprache bereichert hat; sind wir noch immer in den Gedanken, ein Vers müsse nicht mit einem Worte abgebrochen werden, das zu nahe mit dem ersten Worte des folgenden zusammenhängt; finden wir noch immer, hin und wieder sey man gegen Gott vertraulicher, als es seine unendliche Grösse zulassen sollte; so hindern uns diese eingeschränkten Gefühle nicht, das Grosse und Erhabene in Klopstocks Geiste zu empfinden. So wenig wir uns an die neuen

Sylben-

Sylbenmaaße gewöhnen, so wenig wir die Harmonie in vielen derselben fühlen; so sehen wir nicht auf dieses für uns fremde Aeusserliche, das durch schwache Nachahmer so oft mißbraucht worden ist; wir sehen auf das Herz, auf die edeln Gesinnungen, und auf die athmenden Ausdrücke des Dichters. Wir glauben auch mit Hrn. K. in der poetischen Mahlerey und in der erhabenen Schreibart habe die deutsche Sprache viele Vorzüge, selbst vor der Englischen, die viel ärmer im Zusammensetzen ist, und deren Wörter noch viel weniger Gelenk haben.

Der Inhalt der französischen *Elites des Poesies* ist mehrentheils Tändeley und Liebe; die meisten sind auch ganz artig. Diese Art von Gedichten ist dem Nationalkarakter der Franzosen am besten angemessen, und in derselben sind sie am glücklichsten. Ob aber diese Klasse überhaupt zum Besten des menschlichen Geschlechts etwas beytrage, ob sie die grosse Achtung verdiene, die viele Fürsten gegen ihre Verfasser zu unsern Zeiten bezeugen, das wäre eine ernsthaftere Frage. Sie können dienen, einen Augenblick zu belustigen. Sie können, wenigstens viele von ihnen, Lüste rege machen, die von der Natur selber ihr Angenehmes haben; aber zum wahren Besten des Menschen, zu seiner beständigen Glückseligkeit, tragen sie nichts bey. Ohne die Religion zur Hilfe zu rufen, lehrt uns die Erfahrung, sie lehrt es auch selbst diejenigen, die es am ungernsten lernen, daß Arbeit,

und tugendhafte Thaten das Gemüth stärken, daß sie ihm eine Fähigkeit beybringen, zum gemeinen Besten arbeitsam und thätig zu seyn, und daß alles Schwere, was der Mensch oft thut, ihm geläufig, leicht und vergnügend wird. Da hingegen alle weichliche Triebe, alle sinnliche, oder nach den sinnlichen abgemahlte Wollüste, das Gemüth erweichen, ihm ernsthaftere Arbeiten ekelhaft machen, und auch diese unglückliche Wirkung haben, daß die Gewohnheit sich zu vergnügen, das Vergnügen selbst schmacklos, und wie die starken Getränke den verwöhnten Geschmack endlich gegen alles unempfindlich machen, was nicht noch reitzender, als die gewöhnten Lustbarkeiten sind.

LXXXIX.

Das Jahr 2442. *)

1771. (S. 1254. f.)

Einer der mißvergnügten Franzosen, der die Mängel des gegenwärtigen Zustandes auf das lebhafteste fühlt, ein grosser Verehrer des Rousseau, des Beccaria, und aller Fürsprecher der menschlichen Bosheit, hat hier einen freylich unermeßlich langen Traum erzählt, den er gehabt haben will, und in welchem

*) L'An deux mille quatre cent quarante deux (par M. Mercier.)

er nach 670 Jahren in dem damaligen Paris wieder aufwacht, und die vortreflichen Folgen einer alles leitenden Philosophie sieht. Der Mann hat eben den Hang zum Widerspruch gegen sich selbst, wie sein Rousseau. Er ist sehr beoächtlich, das Blut eines Missethäters zu vergiessen, es muß ein Mord seyn. In dreyßig Jahren ist zu Paris eine einzige Hinrichtung gesehen worden. Man läßt den Angeklagten sich nicht nur verantworten, sondern selber verurtheilen, und dann bittet ihn der Staat fast um Vergebung, daß er ihn niederschiessen lassen will. Hingegen läßt er einen Rächer, einen Mohren, entstehn, der auf einmal, mit Beyfall des Verfassers, alle Europäer, auch die Franzosen, in Amerika vertilgt, und dann zwar nicht etwa die Freyheit, sondern zwey grosse Kaiserthümer aufrichtet: Mexico und Peru. Hier ermordet unser Mann vielleicht zwanzig Millionen Europäer ohne Reue, davon doch keiner dem Inca oder dem Montezuma ein Haar gebogen hat, und davon ganze Millionen auf rechtmäßig besessenen, und von den Eigenthümern angekauften Grunde wohnen. Die grossen Helden der Tugend, die Heiligen des 25sten Jahrhunderts, übernehmen aus Liebe zum Menschengeschlechte, die Kloaken zu räumen, Steine zu hauen, und andre Beschwerden des gesellschaftlichen Lebens. Unsers Träumers Helden, darunter Rousseau, erhalten nunmehr die verlangten Bildsäulen, und treten in Marmor auf den

Köpfen ihrer Verfolger, der Christophes. Alle andre Sprachen sind abgeschaft, und die philosophische Jugend vom Lateinischen und Griechischen erlöset. Das Palais Royal dient der Arzneywissenschaft, und seine Säle zu Erfahrungen; doch sollte billig diese Kunst sehr leicht seyn; denn der Wiederauferstandene versichert, wie Bontekoe, alle Krankheiten kommen von verdickten Säften. Die Theologie ist abgeschafft, ein ungeoffenbarter Gott wird angebetet, den ein jeder verehrt, wie er es gut findet, und doch kömmt ein Prälat in den erleuchteten Zeiten, und führt den heiligen Paulus an. Das andre Leben besteht auf brachmanisch, in einer auf und absteigenden Seelenwanderung. Die ehemahlige Kommunion ist dahin gebessert, daß man dem Jünglinge ein Sehrohr und ein Vergrösserungsglas reicht, die Schüssel zu beyden Unendlichkeiten. Die Fleischer werden vor die Städte versetzt, ihr Handwerk ist unehrlich, kein Bürger übt es, es bleibt verwiesenen Fremden. Die Todten werden weit vor der Stadt verbrannt. Aber sollten nicht tugendhaftere Schauspiele für das philosophische Volk geschrieben werden, in denen nicht eben die abgöttische Liebe zu einem Frauenzimmer der grosse Trieb wäre, der den Helden beseelte? So denkt unser Philosophe nicht, er behält die französischen Schauspiele als unverbesserlich. Doch giebt es auch republikanische Schauviele, zumal das Lob des Sanftmüthigen, des Blutschonenden, des sein Ba-

terland befreyenden Cromwell's, denn der ist unsers Träumers Held. Der königliche Büchersaal ist zum Kabinete geworden. Man hat die Schriftsteller fast alle verbrannt, und die übrigen abgekürzt, selbst Horaz ist noch kürzer geworden, weil er zu einer epikureischen Ruhe räth. Rousseau, der Romanenschreiber, steht triumphirend und unabgekürzt neben Young und Locke. Voltaire muß büßen, daß er vom Jean Jaques übel gesprochen hat. Die Werke seiner letzten fünfzehn Jahre sind verbrannt, und seine 26 Quartbände sehr geschwunden. Ein Redner verspottet die jetzige Akademie francoise. Die Naturaliensammlung ist unermeßlich. Der Wallfisch und der Elephant erscheinen in ihrer kolossalischen Grösse. Es bleibt doch ein König, dessen Thron auf dem Grabe seines Vorfahrers steht, aber dieser König hat nur die über den Gesetzen haltende Macht, die gesetzgebende ist bey den Ständen, die Verwaltung führt ein Reichsrath, und freylich ist der Zepter nunmehr nicht schwer; aber daß ein solcher König alle Macht besitze, Gutes zu thun, das ist schwer zu sehen; er ist ungefehr ein chinesischer Censor. Der Erbfürst wird, sich selbst unbekannt, wie ein gemeiner Jüngling erzogen, und erst im zwanzigsten Jahre von seinem Vater erkannt. Anstatt aller Auflagen ist ein grosser Kasten, worein alle Jahre ein jeder den funfzigsten Theil seiner Einkünfte legt. Italien hat einen Kaiser, vor dem sich der Bischof zu Rom ehrerbietig bückt, aber wozu

dieser Bischof? Louis XIV. ist verurtheilt, mit seinem Schatten auf dem Schutte von Versailles zu sitzen.

XC.

Untersuchung über das Christenthum.

Von R. Bonnet. *)

1771. [Zugabe S. 3. f.]

Herr Bonnet hat aus der oben (S. 328.) angesagten Palingenesie dasjenige ausgezogen, worinn vorzüglich die christliche Offenbarung vertheidigt wird, und von der Geschichte der Natur nur wenig beybehalten. Er hat seine Arbeit nunmehr in Kapitel abgetheilt, die allzu gelehrten Kunstwörter durch gemeinere gegeben, einiges hin und wieder zugesetzt, und das ganze 39. Kap. neu beygefügt; hin und wieder auch in einigen Anmerkungen die Einwürfe beantwortet, (zumal die so von einem aller Hochachtung würdigen Hebräer herkommen). Wir werden kürzlich anzeigen, was uns am wichtigsten vorgekommen ist. Hr. B. hält seinen Gedanken von einem feinern und unzerstörbaren Gehirne noch für dienlich, das im gröbern Gehirne verborgen ist, und erst in der Ewigkeit sich entwickeln soll, dabey aber die Eindrücke beybehalten wird, die es durch das gemeine Gehirn empfangen hat; hierdurch

*) Recherches philosophiques sur les preuves du Christianisme 1771.

wird die Personalität, und die Zurechnung der Thaten des Lebens nach des Hrn. B. Gesinnungen am leichtesten erklärt. Da er sich versichert, daß wir verschiedene Eindrücke zugleich empfinden können, so schließt er hieraus auf die einfache und unzertheilbare Natur der Seele. Die Vernunft hat einige billige Vermuthungen der Unsterblichkeit dieser Seele, ein deutliches und überzeugendes Licht aber kann nur die Offenbarung geben. Das Daseyn Gottes erhellt aus der Beständigkeit und Uebereinstimmung der Gesetze, und aus der Zufälligkeit der Umstände bey einem jeden Wesen. Alle Gesetze stimmen überein, aber die Ursache dieser Uebereinstimmung liegt nicht in ihnen selber. Daß aber der Gesetzgeber selber spreche, kann der Mensch nicht deutlicher erkennen, als wenn der Gesetzgeber dabey die sonst unveränderlichen Gesetze der Natur in einzelnen Fällen ändert, denn das kann niemand, als er, thun. Folglich sind die Wunderwerke das Siegel, das Gott seinen Befehlen an die Menschen aufdrückt. Die Wunder entstehn aber nach Hrn. B. nicht plötzlich, sie sind vorbereitet und in einem Beyspiele sind die Gehirne gewisser Menschen so zubereitet, daß sie dem Willen des Gesetzgebers auf eine angemessene Weise dienen können. Auch zu andern physischen Begebenheiten können die Anstalten angeordnet gewesen seyn, und vielleicht urtheilen diejenigen, die die Wunderwerke für unmöglich ausgeben, wie ein Kind, das die Wirkungen eines Werkzeuges für un-

möglich hält, weil es den Bau desselben nicht kennt. Selbst die Schwere, die Dichtigkeit, die Menge der elektrischen Materie, können durch vorgeordnete Ursachen bestimmt worden seyn. Es ist so schwer nicht, die Wunderwerke zu erkennen. Bey denselben ist kein Verhältniß zwischen den bekannten Ursachen und ihren Folgen, und die Wunder treten offenbar aus dem gewohnten Gleisse der Natur. Es war den Jüngern Jesu nicht schwer, zu erkennen, daß Lazarus wirklich todt war, und daß keine bekannte Ursache ihn wieder aufwecken konnte, und Humens Einwurf geht zu weit. Daß alle Menschen todt bleiben, ist eine blosse Sammlung von Erfahrungen; die eine neue Erfahrung niemals unmöglich machen kann. Hr. B. begegnet hier einigen Einwürfen. Wieder die Idealisten. Er zeigt wie Gott durch die Kette der Ursachen und Folgen das Künftige zuvor sehen könne. Die Gründe wiederholen wir mit Fleiß nicht, wodurch man beweiset, daß die Jünger Jesu weder betrogen haben werden können, noch selbst Betrüger gewesen sind. Hr. B. beantwortet den Einwurf, daß Jesus nach der Auferstehung sich nicht allen Juden gezeigt habe, durch die Absicht seines Leidens, die sich auf alle Zeiten und alle Völker erstrecken sollte, die doch unmöglich zusammengerufen werden konnten, um alle seine Auferstehung bezeugen zu können. Er erwähnt einige höchst deutliche, und wichtige Weissagungen, die unfehlbar um einige Jahrhunderte älter sind, als die Mensch-

werdung des Heilandes. Die Gründe aus der innern Vortreflichkeit der Offenbarung werden ausgeführt, und endlich einigen Einwürfen begegnet, die von der Unvollkommenheit der Tugend bey den Christen, von der unvollständigen Verkündigung in allen Ländern, von der Freyheit der Menschen, und von andern Schwierigkeiten hergenommen werden. Die Lebhaftigkeit und Präzision des Vortrages unsers Verfassers ist bekannt, und braucht keines Anrühmens.

XCI.

Ueber die Offenbarung. *)

Von Hr. v. Haller.

1772. (S. 107.)

Wir vernehmen zuverläßig, bey dem Todtbette eines der Häupter der Bernischen Republik, eines alten Freundes des Hrn. von Haller, sey der letztere von einem in vieler Hochachtung stehenden Gottesgelehrten ermahnt worden, in den Zeiten, da das Christenthum in seinen wesentlichen Theilen so häufig angegriffen wird, die Gründe seiner Ueberzeugung an den Tag zu legen. Man erstreckte dieses Verlangen blos auf die Göttlichkeit der Sendung Jesu, auf seine göttliche Natur, und auf seine Genugthuung,

*) Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung. 1772.

weil diese Wahrheiten bey der zunehmenden Lauigkeit der Protestanten, durch die Anfälle der Spötter und der Socinianer, am meisten in Gefahr sind. So fremd es dem Hr. v. H. vorkam, in einem Felde zu arbeiten, dessen Bau ihm eigentlich nicht aufgetragen war, so ließ er sich, auch durch die letzten Reden eines sterbenden Freundes, und durch die Gegenwart der nahen Ewigkeit bewegen, einen Versuch zu thun. Er brauchte hierzu was eigentlich das wesentlichste in der Geschichte Usongs hatte seyn sollen, und worinn die letzten Gesinnungen eines die Wahrheit einsehenden Deisten vorgetragen waren, nur glaubte er, es sey der Würde der Religion gemäßer, alles Weltliche und Poetische von diesen Betrachtungen wegzunehmen, wobey er blos die Gestalt, von einem seinem Tode nahen, an eine vermählte Tochter schreibenden Vaters beybehielt. Er blieb in der ganzen Ausführung bey der H. Schrift, die seine einzige Theologie ist. Der Mensch ist böse, sagt er, eine Wahrheit, die ein Voltaire sich nicht zu bestreiten schämt, er, dessen feindselige und rachgierige Seele den Satz so deutlich beweiset, den er verneinen will. Der böse Mensch mißfällt also Gott, und Gottes Mißfallen ist die wesentliche Hölle; es ist unmöglich, da Gott das Gute liebt und belohnt, daß er das Böse nicht mißbillige und bestrafe, wie soll nun der böse Mensch mit Gott versöhnt, wie soll Gottes Gerechtigkeit bewogen werden, ihm seine Sünden zu vergeben? Die-

fes Geheimniß, worauf doch die Beruhigung eines jeden Menschen sich gründen müßte, konnten die Weisen nicht entdecken; eine auserordentliche Person mußte abgesandt werden, uns dasselbe zu eröffnen; für diese Person trug sich Jesus an. Er lehrte uns in der That eine Menge heilsamer Wahrheiten, deren ganzen Umfang die von ihm erleuchtete Vernunft nunmehr erreicht, die aber dennoch den weisesten Völkern verborgen geblieben waren. Die unläugbare Vortrefflichkeit seiner Sittenlehre beweiset seinen göttlichen Beruf noch nicht, sie ist aber eines der Kennzeichen, woran man ein Werkzeug Gottes erkennen soll. Dieser Jesus ist unstreitig das Haupt der Christen, und der Anfänger ihrer Religion. Seine Lebenszeit fällt aufs genaueste in die Zeit, in welcher der Gesalbte erscheinen und leiden sollte. Jesus trug die Kennzeichen an sich, die viele Jahrhunderte vor seiner Geburt den Retter der Welt zu erkennen waren vorhergesagt worden. Diese Kennzeichen waren zudem eine Mischung von Höhe und Niedrigkeit, Herrschaft und Leiden, die in keines Menschen Gedanken gekommen waren, und die das Volk selbst, aus welchem Jesus entsprang, die seine nächsten Freunde und Diener niemals begreifen konnten, die aber alle, und auf das ausnehmendste sich mit Jesu vereinigten. Jesus hatte also in seinen Lehren, in seiner Geburt, in den Besonderheiten seines Lebens alles, woran man den versprochenen Lehrer erkennen konnte. Aber für das Volk und für

die Mehrheit der Menschen war das Zeugniß Gottes noch deutlicher, das ihm durch die Wunderthaten gegeben wurde, an welchen niemals gezweifelt worden ist. Auf diesen Wundern beruhte die lebhafte Ueberzeugung der Jünger, die eher in den Tod giengen, als daß sie einen Mann verleugnen konnten, an dem sie die Beweise der göttlichen Sendung so deutlich gesehen hatten. Die Auferstehung war das Siegel aller vorigen Wunder, und der erschütternde Grund, worauf sich die Standhaftigkeit der Bothen Jesu gründete. Wider die Sophisten wird leicht gezeigt, daß ein Wunder eben wie eine andere Geschichte, durch das Zeugniß der Sinne erkannt werden kann. Die Bothen Jesu waren keine Betrüger, da sie keine weltlichen Absichten, und bey ihrem Zeugnisse nichts als Elend vor sich hatten. Sie wurden selbst mit Wundergaben ausgerüstet, wodurch ihre Ueberzeugung unüberwindlich wurde, und diese Wundergaben sind so innigst in ihre Schriften und Geschichten eingewirkt, daß daran nicht gezweifelt werden kann. Wenn nun Jesus der Abgesandte Gottes ist, so verdient er Glauben; wenn er sagt, und seine Jünger sagen läßt, die Gottheit wohne in ihm, so müssen alle Einwürfe der Vernunft verschwinden; da ohne dem über göttliche Eigenschaften allemal Wahrheiten erwartet werden, die uns ohne die Offenbarung unbekannt geblieben wären. Es wird auch die Schicklichkeit gezeigt, daß der Heiland der Menschen ohne Sünde,

ohne Irrthum, und der göttlichen Vorzügen theilhaftig wäre. Eben Jesus nun, und seine ersten Jünger haben uns auch belehrt, daß er für die Sünden der Welt gestorben sey, und der göttlichen Gerechtigkeit genug gethan habe. Ob man wohl dem Abgesandten Gottes ohnedem Glauben schuldig ist, so findet die Vernunft doch Spuren, daß durch keine Strafen und durch keine andere von uns begreifliche Weise, der sündige Mensch mit Gott versöhnt werden konnte, daß auch eine vollkommene Gerechtigkeit vielleicht den Menschen zu einem noch verdammlichern Stolze geführt hätte, und daß es seinen Trieben am angemessensten war, durch ein fremdes Verdienst Gnade zu erlangen.

XCII.

Theorie der schönen Künste.

Von J. G. Sulzer.

1772. (S. 299.)

Hr. Sulzer hat in diesem wichtigen Werke die Dichtkunst, die Beredsamkeit, die Musik, die Baukunst, die Mahlerey und die Bildhauerey abgehandelt, und ein seltenes Beyspiel der tiefesten Einsichten in so viele Künste gegeben. Er hat von den schönen Künsten einen höhern Begriff als man insgemein zu haben pflegt, und glaubt sie können zur Aufnahme

der Wahrheit und der Tugend sehr vieles beytragen. Auch hat er nicht als ein blosser Liebhaber, sondern als ein Philosoph geschrieben, und die Quellen tief erforscht, woraus das Schöne und das Rührende entspringt, und er macht einen grossen Unterschied zwischen dem wahren Dichter, und demjenigen, der eine Kleinigkeit fein auszufeilen, oder einen Reim mechanisch zu wenden weiß. Wir wollen blos bey der Dichtkunst und der Beredsamkeit bleiben. Aeneis, ein sehr richtiges Urtheil. Aesthetik, ein tiefgedachter Artikel. Hr. S. scheint es am alexandrinischen Verse zu rühmen, wenn der Verstand von einer Zeile in die andere übergeht; aber die Franzosen, die dieses Enjambement vermeiden, finden keine Langwierigkeit in ihren langen epischen und tragischen Gedichten, und wir glauben das Enjambement sey nur alsdann erträglich, wenn der Verfasser in den Affekt gekommen ist. Nahls Allegorie zu Hindelbank ist billig gerühmt, sie ist eigentlich die Geschichte selber ausgedruckt. Was Batteux, und überhaupt die Franzosen sagen, man müsse im Heldengedichte den Anfang in die Mitte bringen, in eine Nachahmung der Odyssee, in welcher Ulysses den Phäaciern seine Abentheuer erzählt; den haben alle andern epischen Dichter nachgeahmt. In der Natur finden wir keinen Grund dazu, und Homer selber hat es in der Ilias nicht gethan, in welcher die Geschichte Tag für Tag fortschreitet. Daß es die Franzosen den andern Völkern in der Ausarbei-

tung vornehmlich zuvorthun. Einige und zum Theil; die Geissel der Kritik zwingt sie dazu. Doch sind Pope's Verse besser ausgearbeitet, harmonischer und richtiger als des Voltaire. Belebung, war der grosse Vorzug der Alten, dem insbesondere die Franzosen nicht beykommen, deren Gedichte bey den allgemeinen Begriffen und Worten bleiben, und deswegen mehrentheils kalt sind. Wie wußte Virgil seinen niedrigsten Vorwürfen eine Seele und einen Adel zugeben! Hr. S. bestraft mit recht die blos angenehmen, in Wein und Liebe versunkenen Dichter. Die Geschichte der Dichtkunst. Zu den schwäbischen Zeiten war es eine allgemeine Beschäftigung der Edlen, welches um desto mehr besonders ist, weil sehr wenig Wissenschaft unter ihnen war. Daß nicht alles flüssend seyn müsse; es ist allen starken Leidenschaften (und auch dem Erhabenen) entgegen. Von den Schranken der Freude. Von den Gleichnissen. Hr S. hat nicht den Wiederwillen gegen dieselbe, den wir fühlen, sie legen nach unserm Geschmacke allemal allzudeutliche Spuren der Kunst ab, sobald sie etwas lang sind. Hr. S. dringt auf die Einheit der Handlungen, wider die die Engländer sehr oft fehlen, und recht mit Fleiß über das Plot noch ein Unterplot verlangen. Aber die Rührung zerstreuet sich, wenn man den Leser an vieler Helden Schicksal Theil nehmen lassen will. Mit recht wiederlegt Hr. S. den Schaftesbury (und Aristoteles), der an den Helden Feh-

ler haben will. Die tadellose Grösse eines Grandison's benimmt ihm nichts von der Liebe, die er sich erwirbt. Unter den Heldendichtern verdient Fingal eine vorzügliche Stelle, auch weil er, noch mehr als Homer, in einem ungebildeten Volke gelebt, und doch feinere Empfindungen gehabt hat, als selbst Virgil. Mit Vergnügen sehen wir das aufrichtige Zeugniß, daß, S. 532, Hr. S. dem Hrn. Bodmer giebt, den die heutigen sogenanten Anakreontischen Dichter sich fast zur Pflicht machen zu verspotten. Vom deutschen Hexameter; er ist sehr wenigen gerathen. Eines Freundes Gedanken über die Idyllen. Wir können die Vollkommenheit unmöglich fühlen, die man den theokritischen Idyllen zuschreibt. Allerdings war die Sprache musikalisch. Wie viel reizender tönt συρισδειν als pfeifen; Aber der Geschmack fehlte dem Manne, nnd grobe Hirten verdienen nicht besungen zu werden. Die alten Patriarchen, und die Araber ihre Nachfolger, geben Muster ächter und dennoch edeldenkender Hirten, die keine Werke der Einbildung sind. Homer. Hr. S. denkt sehr vortheilhaft von dem Manne, wir auch, wenn wir den Mann ansehen, der in ungesitteten Zeiten und vor der Philosophie gelebt hat. Aber vom Dichter denken wir anderst; es war unmöglich, daß er zu seinen Zeiten die Idealvollkommenheit habe erreichen können, die zu den spätern Zeiten möglich wurde, die auch jetzt möglich seyn würde, wenn nur nicht alle euro-

päische Sprachen gegen die griechische so schwach, so ungelenk; und so tonlos wären. Aber wir können dievorzüglichen Stellen des vortreflichen Werkes nicht alle anzeigen. (Die Anzeige des 2. Bandes folgt unten St. CIII.)

XCIII.

Physiologie der thierischen Körper.

Von J. A. Unzer.*)

1772. (S. 548. f.)

Man muß sich durch das Wort Physiologie nicht verleiten lassen, dieses scharfsinnige Werk für einen Umfang der Geschäfte des thierischen Lebens anzusehen; es betrifft die Wirkungen der Seele, und der Nerven, zu welchen letzern Hr. U. die Reizbarkeit rechnet. Niemand hat sich noch in diese Geschäfte so weit eingelassen; wobey man aber sich erinnern muß, daß Hr. U. die Anatomie der Theile, und die Versuche so annimmt, wie sie von andern, und die letztern insbesondere von Hr. von Haller beschrieben worden sind. Vom Letztern sagt Hr. U. er habe angefangen den Umriß der Lehre (der Reizbarkeit) auszuzeichnen, der vor ihm nicht existirt habe. Eigentlich hat unser ehemaliger Lehrer nur die Versuche vorgetragen, und jenseits derselben einen sehr kurzen Schritt

*) Erste Gründe einer Physiologie der eigentlichen thierischen Natur thierischer Körper. Leipzig.

gewagt. Zuerst findet man eine anatomische Beschreibung des Gehirns. Hier und anderswo zieht Hr. U. dergleichen Stücke aus beiden Hallerischen Werken. Im Hirnmarke nimmt er, als einen Grundsatz, eine bewegende Kraft an, die für jede Vorstellung der Seele eine verhältnißmäßige Bewegung hervorbringt. Er hat wie der Hr. v. H. materielle Ideen. Er findet an dem Nervensafte, oder den sogenannten Geistern, nicht die elektrischen Eigenschaften; und die sinnlichen Eindrücke selbst lassen sich, wie er wohl anmerkt, nicht mechanisch erklären. Das Herz hält er für sehr empfindlich (wir haben eben eine unangenehme Gelegenheit gehabt, uns zu versichern, das Herz habe eine stumpfe Empfindlichkeit. Der Verfasser dieser Anzeige hat eine Zeitlang ein Herzklopfen, und einen ganz ausbleibenden Puls leiden müssen, wobey endlich der ganze Leib kalt wurde, und ein klebrichter kalter Schweiß ausbrach. Das Herz arbeitete bey dem Zurückbleiben der Aderschläge gar sehr, und er fühlte dabey theils die Wärme des zurückbleibenden Pulses bey der ermangelten Ausleerung des Herzens, und theils eine unangenehme Empfindung, die doch kein rechter Schmerz war, dabey litt weder das Athemholen, noch der Verstand, noch die Kräfte des Leibes, und im Vorbeygehen zu sagen, zeigte es sich deutlich, daß die Bewegungen in den Nerven nicht von der Bewegung des Herzens abhangen; denn die letztere war alle 2 bis 3 Pulse unterbrochen, und die

erstere gieng ungestört fort.) Wie die Gewohnheit die Wirksamkeit eines Eindrucks vermindern und unwirksam machen könne. Von deu eigentlichen Seelenkräften. Von den körperlichen Ideen (Species des Hrn. v. H.) sie entwickeln sich bey dem Ursprunge eines jeden Nerven im Gehirne. (Es ist doch merkwürdig, daß im Rückmarke auch Nerven, und aus dem Marke entspringen, folglich ihre äusserlichen Eindrücke sich daselbst entwicklen sollten, und deñoch zuverläßig die Seele im Rückgrade weder wohnt noch empfindet.) Vom Zusammenhange der Empfindung die im Gehirne geschieht, wo ein Nerve seine Eindrücke andern mittheilen kann. Bald darauf hält Hr. U. den Unterschied der vom Gehirne abführenden und wieder zum Gehirne zurückführenden Nerven für wahrscheinlich, und dasjenige, was man dawider sagt, für unerheblich; er vergißt, daß der Beweiß auf ihm liegt, da weder die Versuche noch die Anatomie seine Muthmassung begünstigen. Die Unempfindlichkeit der Hirnhäute, Sehnen und dergleichen, nimmt er hingegen völlig an, meynt aber der Hr. v. H. habe die Nervenschlingen nicht verlassen sollen. Wie konnte er eine zusammenziehende Kraft in den Nerven behaupten, wo der Augenschein ihn belehrte, es wäre keine da? Aehnliche Wirkungen mögen in den kleinsten Mündungen der einsaugenden Gefäße durch die Nerven bewirkt werden, aber auf eine andere Weise, als durch ein Zusammenziehn der Nerven. Bald darauf wird

wiederum der Hr. v. H. etwas hart widerlegt, wenn er die Werkzeuge des Willens von den Werkzeugen der Reizbarkeit absondert. Was konnte er thun! Man reizt die Nerven des Herzens, es bewegt sich weder langsamer noch geschwinder; man bindet und schneidet die vornehmsten Stämme, das Herz schlägt fort; man schneidet in den kaltblütigen Thieren das Rückmark ab, und das Herz schlägt unverändert. Bey andern Muskeln sind die Folgen dieser Verletzung ganz anders. Kann man aus diesen Versuchen etwas anders schließen, als die Nerven tragen zur Bewegung des Herzens höchstens etwas so weniges bey, daß ohne sie die Quelle der innern Kraft die gewöhnlichen Bewegungen hervorzubringen im Stande bleibt. Da hingegen die andern Muskeln bey Ermangelung der Nerven zwar ihre Reizbarkeit, aber doch weit weniger Kräfte behalten. Wiederum, weil man doch behaupten will, die Reizbarkeit des Herzens komme doch von den Nerven her, so bleibt kein Zeichen übrig, woran man durch Versuche die Wahrheit erkennen könne, wenn die Versuche diesen Unterschied nicht bewiesen. Es giebt eine offenbar ohne die Nerven, in der Leiche, viele Tage nach dem Tode zusammenziehende Kraft in allen Thierischen Fasern, diese Kraft ist am wirksamsten in der Muskelfaser, aber doch auch in andern sichtbar; sie herrscht vollmächtig in gewissen Pflanzen, und einer Menge von Thieren, die ohne Nerven sind; sie bleibt, wenn das Gefühl vertilgt, der Nerve gebunden, der Darm oder das Herz aus

dem Leibe geschnitten ist. Muß denn nicht offenbar folgen, die Faser, zumal die Muskelfaser, habe eine innere zusammenziehende Kraft, die ohne Nerven wirke, obwohl die Nervenkraft eben die Fasern der Muskeln in eine gezwungene oder auch willkührliche Bewegung setzen kann. Wir erkennen auch die Folgen der Leidenschaften nicht für willkürlich; ob sie wohl mit einem Zustande der Seele verbunden sind, so hängen sie doch nicht vom Willen ab. Weder das Erröthen in der Schaam, noch des Spritzen des Speichels in der Begierde, noch das Schaudern in der Furcht sind Thaten der Seele; sie geschehen überaus oft wieder ihren Willen, allemal aber ohne denselben; und eben auch ohne das Zuthun des Willens schlägt das Herz in den Leidenschaften heftiger. Dieser Streit wird hin und wieder gegen den Hrn. v. Haller erregt, der aber blos nach seinen Versuchen geschrieben hat, weil doch keine Folgerung noch Schlüsse dasjenige unwahr machen können, was die Sinne beweisen. Allerdings ist das Athemholen eine That des Willens. Von den sinnlichen Trieben handelt Hr. U. umständlich. Im zweyten Theile schreibt er von den Nerven-Kräften, oder von den unwillkührlichen Bewegungen, die weder aus den allgemeinen mechanischen Gesetzen zu erklären sind, noch auch von den Kräften der Seele abhangen. Hr. U. findet leicht aus den Versuchen, daß die Reizung der Nerven sehr oft in allen mit denselben verbundene Ner-

ven und in ihren Muskeln eben die Folgen und Bewegungen verursachen kann, die sonst wohl auf den Befehl des Willens folgen. Wie kann doch im Seevielfuße, der oft zum grossen Thier erwächst, und in so vielen andern weichen Thieren mit und ohne Schale, die Bewegung aus den Nerven entspringen, wo keine Nerve ist? Und ist denn nicht die zusammenziehende, auf den Reiz folgende Kraft vollkommen ohne Nerven in den Thieren möglich? Es ist auch nicht einmal recht richtig, daß kein Reiz, wo keine Muskelfasern sind, eine Bewegung erregen könne. Nicht der Reiz eines Messers, oder Gifts, sondern die Kälte zieht die Haut des Geilensacks zusammen; folglich wäre der Satz zu allgemein, daß alle Bewegungen durch die Nerven entstehn. Hr. U. glaubt auch die Nervenknoten seyen wie kleine Gehirne. Vom Gefühl der Nerven, wobey keine Vorstellung der Seele geschieht. Von Hrn. Whytts Meynung, daß die Seele sich auf den ganzen Leib ausbreite. Den vermeinten Widerspruch S. 436. 437. finden wir nicht, die Rede ist von zweyen Fällen, die beyde wahr sind; in dem einen geht die Erschütterung eines Nerven zuerst ins Gehirn und breitet sich dann auf alle andre Nerven aus; im zweiten geht eben diese Erschütterung von einem Nerven in den andern, ohne durch das Gehirn zu wirken. Die hirnlosen Thiere, fährt Hr. U. fort, können blos durch die äußerlichen Eindrücke erregt alles dasjenige thun, was sonst andere mit Gehirn und Nerven versehene Thiere durch den Befehl des

Willens verrichten; denn Hr. U. sieht die mit einem Gehirne versehene Thiere als denkend, und die andern als gedankenlos an. Auch ohne Befehl, oder Mitarbeitung der Seele, ziehen sich die Schlagadern zusammen, wo sie dergleichen thun, und eben so das Herz, die Därme, der Magen, und selbst in den Nerven, die dem Willen unterworfen sind, können starke Reizungen eben solche Bewegungen bewirken, wie sonst auf Befehl der Seele, oder auf gewisse Vorstellungen hin entstehen. Durch die Knoten werden die innern sinnlichen Eindrücke zu Zeiten so unterbrochen, daß sie nicht bis zu gewissen mechanischen Maschienen fortgehen; und auf diese Weise wird verhindert, daß nicht auf jeden innern sinnlichen Eindruck alle Muskeln in Bewegung gesetzt werden, die ihre Zweige von dem erregten Nervenstamme empfangen. Hr. U. schreibt den äußerlich angebrachten Mitteln eine Kraft zu, das Nasenbluten zu stillen, und dergl. Wie die Seelenwirkungen durch Nervenwirkungen ersetzt werden können. Die Triebe der Thiere. Wider die zwey Seelen einiger Franzosen. Beym dritten Theile von der thierischen Natur im Ganzen müssen wir nur kurz seyn. Von den Trieben der Thiere. Von der Erzeugung, (wie der Hr. v. H.). Daß zwischen der Seele der Mutter und der Frucht keine Harmonie seyn könne. Von den Mittelpunkten der thierischen Kräfte, dem Herzen, dem Gehirne, endlich dem Zwerchfell, (nur höchstens in vierfüßigen und warmblütigen Thieren.)

Im Jahr 1773 ist erschienen: J. August Unzers physiologische Untersuchungen auf Veranlassung der Göttingischen, Frankfurtischen, Leipzigischen und Hallischen Recensionen seiner Physiologie. Der grössere Theil dieser Vertheidigung geht uns selber an; man wird nun freylich nicht erwarten, daß wir auf ein Buch in einer Seite antworten, und unserm Zwecke würde es nicht entsprechen, wenn wir uns in alles einliessen, was Hr. U. für seine Meinung gesagt hat. Hr. U. freuet sich, daß nur ein geringer Theil der thierischen Physiologie noch auf zweifelhaften Gründen beruhe. Er behauptet, es gebe doch einen Einfluß der Nerven aufs Herz. Vielleicht läßt sich die Sache so erklärten, daß er befriediget werde. Nach den Versuchen haben die Nerven keinen Einfluß aufs Herz, da sie hingegen einen jeden andern Muskel (die Därme ausgenommen) in Bewegung setzen, wenn sie gereizt werden, und ihm diejenige Bewegung benehmen, wenn man sie abschneidet oder bindet. Hingegen sind sie unfehlbar nicht vergebens da, und andere (nicht Versuche, aber physiologische Schlüsse) leiten dahin, daß dennoch die Nerven einen Antheil an der Bewegung des gesunden Herzens haben. Folglich muß der größte Theil der bewegenden Kraft dem Herzen eigen, und von den Nerven unabhängend seyn, die Nerven aber doch auch einen Theil zur Bewegung desselben beytragen, und den Leidenschaften seine Kräfte unterwerfen, seine Fleischfassern eine erforderte integrität geben. Nur ist dieser Antheil der

Nerven in den Versuchen unmerklich, und folglich in soweit geringer, weil ohne die Nerven die Bewegung des Herzens vor sich geht. Unleidlich nennt es Hr. U. daß man die Leidenschaften in den Körper gesetzt hat. Der Hr. v. Haller hatte sich doch erklärt. In willkührlichen Bewegung will die Seele, daß dieselben vor sich gehn. Bey den Leidenschaften will sie nicht, weder daß das Herz heftiger schlage, noch daß die Galle sich ergiesse, noch daß die Tränen fliessen, oder die Glieder zittern, alles dieses geschieht, ohne, auch wieder ihren Willen. In soweit sind also willkührliche Bewegungen eine Folge des Willens, und die bey den Leidenschaften sich äussernden Bewegungen sind es nicht; sie sind mit dem Leiden der Seele verbunden, aber keine Wirkung derselben. Daß dennoch in den Polypen Nerven seyn müssen, nehme doch der Hr. v. Haller im zarten Hünchen Theile an, die er erst später erblicken köñe. Hier können wir dem Hrn. U. keinen Beyfall geben. Die Theile im Hünchen erscheinen am 6. 5. 4. 3. Tage, im zweyten sind sie zu klein, mit blossen Augen gesehen zu werden; aber die Vergrösserungsgläser, und die Säure machen sie sichtbar. Man kann also keklich annehmen, sie seyen den 2. und auch den ersten dagewesen; Wenn aber im vollen Wachsthume des Hünchens kein Gehirn wäre, das man doch in kleinern Thieren fände, als das Hünchen ist, so würde man mit keinem Rechte diesem Hünchen ein Hirn zusprechen können. Und es giebt Meerpolypen, die viel grösser als Hünchen, und sehr

viel grösser als die Raupen sind, deren Gehirn, Rückmark und Nerven man sieht. Man darf also eben so wenig zu seiner Bequemlichkeit dem Polypen einen Nerven zusprechen, als runde Fasern dem Augensterne. Folglich ist die Reizbarkeit möglich, wo keine Nerven noch nicht vermuthet werden können. Die Nervenknoten sind in ihrem Baue vom Gehirne unendlich unterschieden, sollten sie in ihrer Verrichtung ihm gleich seyn? Die übrigen Vertheidigungen übergehn wir. (Gött. Anz. 1774. S. 307.)

XCIV.

Erläuterung über den Usong,

des Hrn. v. Haller.

1773. Zug. (S. 276. f.)

Nicht eine Vertheidigung unternehmen wir, die wird allemal frostig aufgenommen. Der Grundriß deucht uns deutlich zu seyn. Usong verbesserte zuerst das Steuerwesen, das keinen Verzug litt; dann das Kriegswesen: alsdann die Volizey und die Gerechtigkeit. Es kam zuletzt zur Religion, weil er die Schwierigkeit nicht zu überwinden wußte, die er dabey fand. Man muß sich immer erinnern, daß von Persien die Rede ist, obwohl einige Sätze sich auch auf andere despotische Regierungen ausdehnen lassen. Nun in Persien gieng es mit der Religion unter den

Aliden am schlechtesten; da sie schon hundert und funfzig Jahre geherrscht hatten, so rückte ihnen der Mufti von Stambul noch unter Morad dem IV. vor, sie gestehen selbst, aus Mangel tüchtiger Geistlichen stehen ihre Meschiden öde.

Der Landmann bearbeitet das Land, nicht als eine Strafe, es ist sein Beruf, wie andere Künstler und Handwerker in ihrem oft weit unangenehmern Beruf thun müssen. Die Früchte der Erde wachsen nicht ohne die Bemühung der Menschen; und wer bearbeitet sie billiger, als wer von ihrer Tragbarkeit unmittelbar seinen Lebensunterhalt erwartet? Der Bauer darf deswegen nicht arm seyn. Usong erfreute sich, daß seine Landleute wohlgekleidet, selbst mit einiger Pracht in Fröhlichkeit und Vergnügen lebten. Nicht die Arbeit, sondern die Unterdrückung macht den Bauer unglücklich, wenn er bey den Gesetzen keinen Schutz für seine Person, seine Ehre und sein Eigenthum findet. Aber eine unmittelbare Folge seiner Arbeit ist eine dauerhafte Gesundheit, und eine Leibesstärke, die ihn zum Kriege tüchtig macht; diese Fähigkeit ist ein Vorzug und keine Strafe, wo kein Zwang Soldaten macht. Die alten Römer waren Ackerleute, und bezwangen die Welt.

Die Städte ernähren durch die Künste und durch die Manufakturen weit mehr Menschen als die Dörfer. Eine Baurenfamilie von sechs Personen braucht wenigstens sieben Morgen zum Leben; aber sechs

Seidenarbeiter, sechs Weber bedürfen weniger Klafter, und nähren ihre Familien dennoch. Folglich sind die Städte das größte Mittel der Bevölkerung. Sie bereichern den Staat, weil das Getreid eine allzu wohlfeile Waare ist, die nicht weit verführt werden kann, weil Seidenzeuge, Wollentücher und verarbeitetes Eisen nach Indien und in tausend Häfen hingebracht werden können, wohin kein Getreid verkauft werden konnte, und in einem kleinern Gewichte einen mehrern Werth ausmachen. Eine Nation von lauter Dörfern ist allemal arm. Streitbar wird sie seyn; aber Armeen besolden, Flotten ausrüsten, die Kriegsbedürfnisse anschaffen ist ihr unmöglich. Was war Großbritannien, ehe es Handlung und Fabriken hatte, und was ist es jetzt!

Das Gemählde des Oelfu ist aus verschiedenen Gemählden sichtbarlich zusammengesetzt; ein Theil ist allgemein. Wie gefährlich es sey, die blaue Farbe zu brauchen, wird niemanden unbekannt seyn, der an einer Wochenschrift oder Monatschrift gearbeitet hat. Ein anderes Bild ist augenscheinlich nach einem berühmten Deutschen gezeichnet, und die übrigen haben in ihren Zügen verstellt werden müssen, daß man sie nicht kenne.

Wir brechen hier ab, und der Erläuterungen ist vielleicht schon zu viel. Ein aufmerksamer Leser beurtheilt ein Werk nach seiner eigenen Empfindung,

ein unachtsamer, oder eingenommener, wird durch keine Erläuterung überzeugt.

XCV.

Das Lob des DesCartes.

Von Hrn. Thomas. *)

1773. Aug. (S. 371.)

Nirgend haben wir den Hrn. T. mehr als einen Lobredner gefunden, als hier, und seine Lobsprüche sind offenbar übermäßig. Wir können unmöglich annehmen, daß D. zur wahren Philosophie den Weg eröfnet, und der Colom im Reiche der Wahrheit gewesen sey. Es ist wahr, er hieß zweifeln, und seinen Beyfall einzig der Ueberzeugung gönnen. Er gab aber der Welt das ärgernde Beyspiel, in der Anwendung dieser Gesetze gerade gegen dieselben zu handeln, und bloße Muthmassungen, sichtbare Irrthümer zu lehren. Bacon hatte den Weg gezeigt, durch die Versuche die Natur kennen zu lernen; zu den Versuchen war aber des C. zu eilig, die Straße war ihm zu lang; er war auch wirklich nicht recht geschickt dazu. Er zergliederte allerdings, aber sah die Begebenheiten unrichtig. Das Herz selbst, an welchem er am meisten arbeitete, leerte sich in seinen Augen, in seiner Ausdehnung aus, da es sich so offenbar im Zusammenziehen ausleert. Wenn nach

*). Oeuvres de M. Thomas. T. IV.

des Hrn. T. Versicherung er auf den Alpen die Entstehung der Gewitter beobachtet hat, so waren auch da seine Wahrnehmungen unrichtig. Gewiß hat er niemal Wolken auf Wolken fallen, und den Donner erwecken gesehn; gerade das Gegentheil. Mehr als einmal haben wir die Wolken schnell durch ein Thal gegen die Spitze des Berges hinauf eilen gesehn, auf welchem wir stunden, und wenn sie den Gipfel erreicht hatten, so donnerte, hagelte auch wohl es um uns herum. Ein guter Algebraist war D. wohl, aber sein Weg, mit Aequationen anstatt mit Linien zu rechnen, ist bey seiner mindern Schwierigkeit weit minder erleuchtend. Seine physische Romanen. Hr. T. schilt den Voet, weil er sich wider den des C. aufgelehnt habe, und erlaubt sich ungeziemende und grobe Ausdrücke, aber D. antwortete so heftig wieder, daß man seine Vertheidigung verbrannte; und gewiß seine Gedichte von der Entstehung des menschlichen Leibes hatten eine schädliche Leitung. Er schloß den Schöpfer aus dem Bau des Menschen aus, und vernichtete folglich die Beweise der höchsten Weisheit, die im Baue ihre Absichten erreicht. Nirgends sehen wir sonst, daß Newton durch den des C. sey geleitet worden; sein ganzer Wunsch war dem Fluge des des C. gerade entgegen gesetzt. Nirgends auch finden wir, daß Locke seine versuchmäßige Beschreibung der Seelengeschäfte von des C. geborgt habe. Sogar den Corneille und den Bourdaloue soll des C. geleitet ha-

ben. Von den Verfolgungen, die des C. in Holland ausgestanden habe; die können wir nicht finden. Was bewog ihn, daselbst zu bleiben? ist jemals seine Person angegriffen worden? haben ihm die Protestanten die letzte Ehre versagt, die Paris ihm versagt hat? Alles, was er litt, litt er an seinen Büchern, und hier widerfuhr ihm nicht mehr, und nicht so viel, als andern, die eingewurzelte Vorurtheile angegriffen haben. So glimpflich gieng man mit dem viel weniger anstößigen Galilei nicht um. Des D. Vorurtheile kosteten ihm das Leben, er wollte im Seitenstiche sich nicht die Ader öfnen lassen. — —

Herr v. Haller sagt an einem andern Orte von **Descartes**: **Descartes** kann wegen seiner Abhandlung *de methodo* zu den Verbesserern der Wissenschaften, auch zu den Vermehrern der Wege gerechnet werden, die zur Berechnung der Gröſſen führen. Hingegen betrat er in der Naturlehre die Bahn der Muthmassungen, und bildete sich eine Welt, wie sie etwa aus seinen Elementen mechanisch entstehen könnte, ohne die geringste Versuche anzustellen, und er entschuldigte dieses durch den Mangel der dazu nöthigen Kosten. Sein von mehrern gerühmter Mensch, den er bildete, begreift fast nicht ein wahres Wort. — — Wir wissen aus der Geschichte, daß die Cartesianer ihren Gegnern weder an Haß noch an Verachtung etwas nachgegeben haben. (Gött. Anz. 1765. S. 132.)

Die Trostrede des Hrn. Thomas an den Entdecker neuer Wahrheiten gefällt uns sehr wohl. Nur möchten wir ihn nicht gerne mit einer Unsterblichkeit seines Namens trösten, die vermuthlich in seinem neuen Zustande ihm völlig gleichgültig seyn wird. (Gött. Anz. 1765. S. 1242.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Haller, Albrecht <<von>>,

Albrechts von Haller, Weyl. Präsidenten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen etc. etc. Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst Zur Karakteristik der Philosophie und Religion dieses Mannes
Bd.: 1

(1787)

Coburg, Landesbibliothek -- D II 3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940083-4